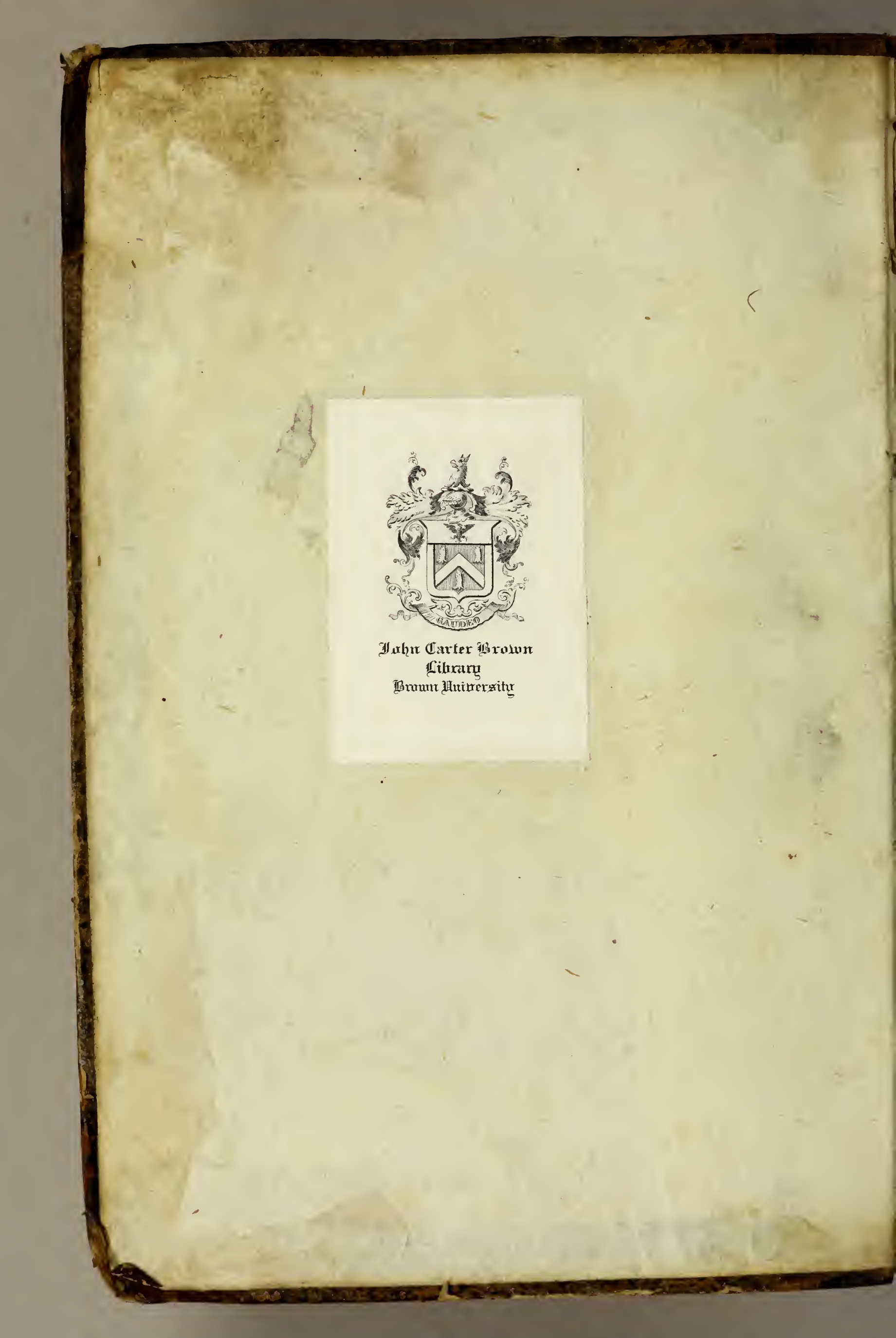
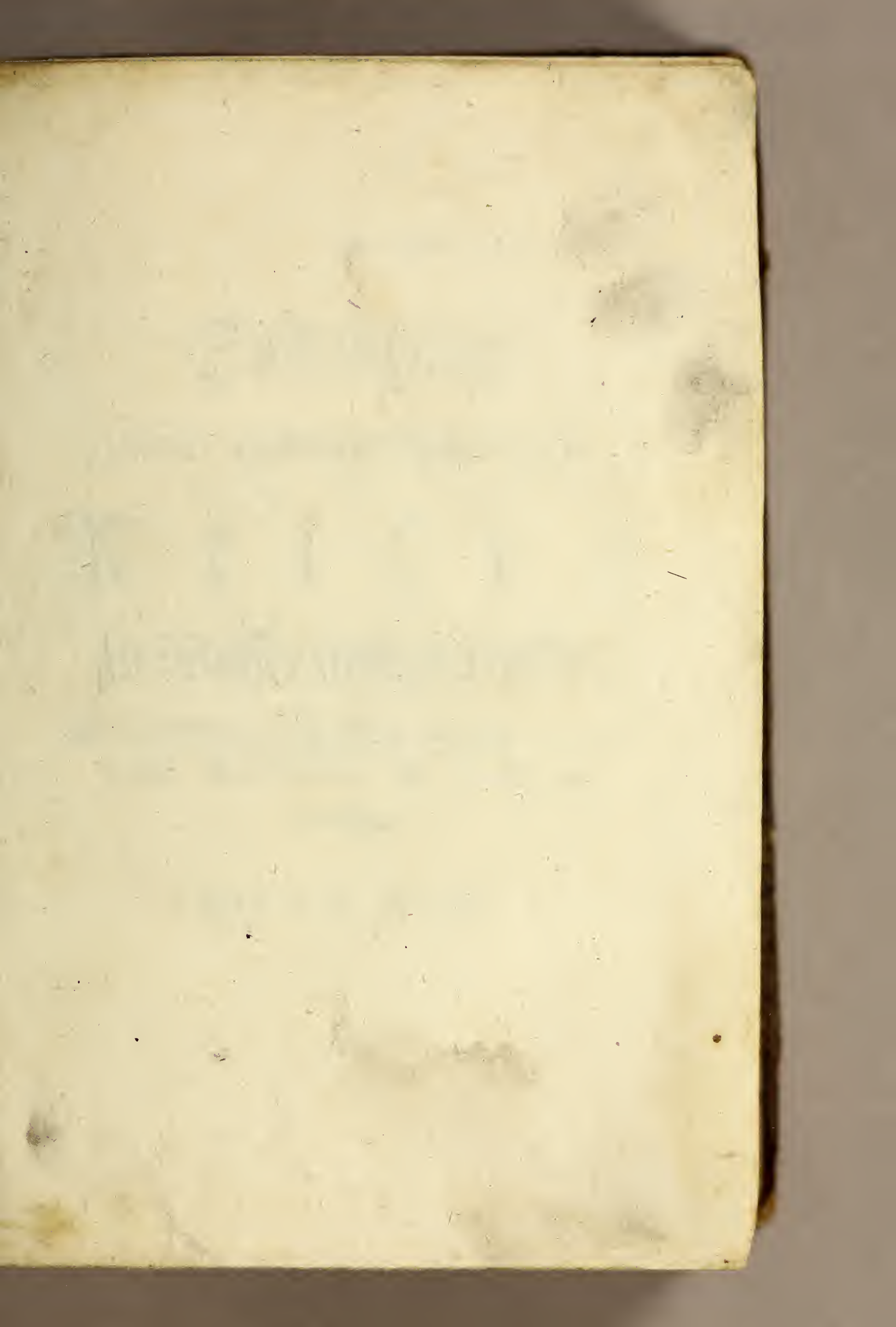



GAUDEO



– Sabin 69148 –

Bouge... in 4 livr La figure de la terre... 1749 1st part

Diéreville... in 12 livr Relation du voyage du Port Royal... 1708 1st part

Sammlung

neuer und merkwürdiger

Reisen

zu Wasser und zu Lande,

aus verschiedenen Sprachen übersetzt und mit vielen Kupfertafeln und Landkarten versehen.

Dritter Theil.

Reisen
nach
Peru, Acadien
und
Egypten,

worin die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst in diesen Ländern, nebst den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner beschrieben werden,

aus dem Französischen übersetzt.

Mit Kupfertafeln und Landkarten.

Göttingen
Verlegts Abram Vandenhoeks seel. Wittwe
1751.

Vorrede des Uebersetzers.

Ich habe, da nunmehr der dritte Theil der Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen erscheinet, theils bey dem Geneigten Leser etwas zu entschuldigen, theils überhaupt wegen der darin enthaltenen Schriften etwas zu erinnern. Die Einrichtung dieses Theils ist von derjenigen etwas unterschieden, welche man darin anfänglich zu beobachten Willens war. Man hatte versprochen in demselben nebst Grangers Egyptischer Reise eine andere nach dem

glück-

glückseeligen Arabien zu liefern. Da aber inzwischen Herr Bouguer eine vollständige Nachricht von den Verrichtungen der Französischen Mathematiker welche im Jahre 1735 nach Peru geschickt waren, um die Erdgrade in den Gegenden unter der Mittellinie auszumessen, in einem weitläuftigen Werke unter dem Titel: la Figure de la Terre determinée &c. zu Paris an das Licht gestellet und demselben eine kurze Beschreibung dieser Reise und der Merkwürdigkeiten des Landes, worin diese Mathematiker gearbeitet haben, vorangesetzet hatte; so hat man sich nicht enthalten können diese Reisebeschreibung, als ein neues und in seiner Art vortreffliches Werk, in den gegenwärtigen Theil mit einzurücken und denselben damit anzufangen. Allein weil bereits ein kurzer Begriff derselben als ein Anhang zu dem zweyten Theile dieser Sammlung aus der Histoire de l'Academie Royale des Sciences beygefüget worden ist; so muß ich hier zum voraus gedenken, daß der Leser in dem Werke, welches man ihm jetzo überliefert, verschiedenes finden werde, was er in dem vor-

gemel-

gemeldeten Anhange schon gelesen hat. Dieser Umstand bedarf einer Entschuldigung. Man hatte damahls von der gegenwärtigen vollständigern Reisebeschreibung noch keine Nachricht. Es kam also hernach darauf an dieselbe entweder ganz wegzulassen oder einen Uebelstand zu begehen und dem Leser einige Blätter noch einmahl zu lesen zu geben.

Nach genauerer Ueberlegung hat man für besser erachtet das letztere zu erwehlen, als so viele nützliche Anmerkungen und gründliche und scharfsinnige Betrachtungen, wie man hier antrifft, von dieser Sammlung auszuschließen. Die Zusätze, welche der Verfasser zu seinem ersten Entwurfe gemacht hat, sind zu zahlreich und wichtig, als daß man den geneigten Leser derselben hätte berauben sollen; und ich hoffe daher, daß derselbe einen Fehler, zu welchem man gewisser Maßen gezwungen worden ist, nicht ungütig bemerken, sondern geneigt übersehen werde.

Nach dieser gemachten Aenderung war die Reise nach dem glückseeligen Arabien zu groß, als daß sie in diesem Lande einen Platz finden konnte. Man hat dieselbe also in einen von den folgenden verspahret; statt solcher aber liefert man hier eine andere nach Portroyal in Acadien oder Neu-Schottland worin man Nachrichten von diesem Lande antrifft, so wie es zu der Zeit, da es unter Französischer Herrschaft stund, ausgesehen hat. Hierbey muß ich erinnern, daß dieses eine etwas freye Uebersetzung ist. Der Verfasser hat sein Buch halb in gebundener und halb in ungebundener Rede geschrieben. Man hat sich also, um so viel möglich eine gleiche Schreibart zu behalten, genöthiget gesehen manche Ausdrücke zu ändern und hie und da einige von seinen scherzhaften Einfällen wegzulassen oder zu mildern. Diese Freyheit war nothwendig; jedoch hat man sich derselben mit solcher Sorgfalt bedienet, daß kein Umstand, der zum wesentlichen der Erzählung gehöret, weggeblieben ist.

Die

Die Beschreibung von Egypten von deren Verfasser einige Umstände in dem derselben vorgesetzten Vorberichte enthalten sind, ist zwar nur sehr kurz und in einer von allen Zierraten der Kunst entblößten Schreibart abgefaßt: allein man schmeichelt sich dem ohngeachtet, daß der Leser manches, das ihm gefallen dürfte, darin antreffen werde, und sie verdienet meiner Meynung nach um desto mehr einige Aufmerksamkeit, als der Verfasser von den gemeinen Vorurtheilen, die man sonst in Ansehung dieses Landes gehabt hat, weit entfernt zu seyn scheinet, und uns in vielen Dingen einen ganz andern Begriff davon giebt, als die vorigen Reisebeschreiber gethan haben.

Uebrigens wird man den Beyfall, den diese Sammlung bisher gefunden hat, auf alle Weise zu verdienen suchen. Von Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn Hofraths von Haller, der die Aufsicht dabey führt, weltbekannten Einsicht und großmüthigem Eifer das gemei-

Beste in der gelehrten Republik zu befördern, kann man sich gewiß versprechen, daß Er es bey der Fortsetzung des Werks an nichts ermangeln lassen werde, um dasselbe fernerhin so wohl nützlich als angenehm zu machen. Der Uebersetzer wünschet indessen, daß er solchem Endzwecke auch in diesem dritten Theile ein Genügen gethan haben möge, welchen er hiedurch der Gewogenheit des geneigten Lesers empfiehlet. Göttingen am 20sten April 1751.



Kurze Beschreibung der Reise nach P E R U,

welche von einigen Mitgliedern der Königl. Französischen Academie der Wissenschaften zu Ausmessung der Grade des Mittagszirkels in den Gegenden der Mittellinie verrichtet worden ist,

aus dem Französischen

des Herrn Bouguer

übersetzt.

Vorbericht des Verfassers.

Die Academie hat mit solcher Sorgfalt alles dasjenige, was sie gethan, um die Grö‑ße und Gestalt der Erde zu bestimmen, bekannt gemacht, daß ich voraus setzen kann, die Versamm‑lung werde von demjenigen, worauf es bey der Frage ankommt, vollkommen unterrichtet seyn. Alles stimmte überein um uns zu lehren, daß die Erde nicht völlig kugelförmig wäre. So wohl die wegen der Schwere der Körper, welche immer abnimmt, je näher man der Mittellinie kommt, an‑gestellte Untersuchungen, als auch die verschiede‑nen Arbeiten, die man in **Frankreich** unternom‑men hat, um die Grade der Breite und Länge zu messen, bestättigen solches. Allein man ward zu ganz entgegen gesetzten Schlüssen geleitet, wenn man fragte, wo sich an der kugelförmigen Gestalt ein Mangel befände. Die Geometrie und die Na‑turlehre schienen sich einander zu wiedersprechen, ohne daß man ein Mittel sahe sie zu vergleichen. Es war ein unter den Weltweisen erregter Streit und gehörte nicht zu den bloß theoretischen Strei‑tigkeiten, welche in der Anwendung von keiner

Erheb‑

Erheblichkeit sind. Die Academie selbst war nicht im Stande etwas gewisses zu bestimmen und ihre Zweifel konnten nicht anders als durch die nach dem Pol und der Mittellinie gethane Reisen gänzlich gehoben werden. So lange man nur bloß die in einem nicht gar großen Raume ausgemessene Grade der Breite gegen einander hält, lässet sich deren allzu geringe Ungleichheit mitten unter den Irrthümern, welchen unsere Beobachtungen ausgesetzet sind, nicht so genau wahrnehmen. Ganz anders verhält es sich, wenn man die Grade, die in weit von einander entfernten Gegenden, als z. E. um den Polar-Zirkel und die Mittellinie ausgemessen sind, mit einander vergleicht. Der Unterscheid, welcher aus allen kleinen von Grade zu Grade befundenen Unterscheiden entstehet, oder welcher die Summe derselben ist, muß, weil solcher weit größer ist, auch viel eher von den sonst unvermeidlichen Irrthümern frey bleiben, und die Folgen, die man daraus ziehet, erlangen eine Gewißheit, die sie sonst nicht hatten.

Wenn es zu Verbesserung der Schifffahrt nöthig gewesen ist die Größe der Erde, oder der mittlern Größe ihrer Grade zu bestimmen, so war

es nicht minder nützlich ihre Gestalt mit einer Gewißheit zu erkennen. Man konnte nicht gehörig anzeigen, ob die Zufälle, die sich auch noch jetzo nur gar zu oft auf der See ereignen, der Nachlässigkeit der Steuermänner, welche die Gesetze ihrer Kunst nicht sorgfältig genug beobachten, zugeschrieben werden müsten, oder ob der Fehler nicht weiter herzuholen sey, und daher rühre, daß die Kunst selbst zu unvollkommen ist, wenn sie den grösten Theil ihrer Regeln auf die kugelförmige Gestalt der Erde gründet. Dieses muste nothwendig mit Gewißheit ausgemacht werden; und wenn man lernen sollte, daß die Unregelmäßigkeit der Gestalt unmerklich wäre, so muste man sich davon nothwendig versichern. Ich gedenke hier nichts von allen den andern Vortheilen, die beyläufig daraus entstehen sollten. Es war ganz natürlich, daß wir zugleich manche wichtige Untersuchungen über verschiedene Gegenstände zu unserer Absicht erwehlten. Wir sollten Beschreibungen von den Ländern machen, durch welche wir reiseten und dadurch die Karten von denselben verbessern. Wir sollten Beobachtungen über den Magnet anstellen, und nächstdem die Schwere der Luft, die Grade ihrer Verdickung, ihre ausdehnende Kraft, die Bre-

chung

chung des Lichts und verschiedene andere Sachen, welche die Gelegenheit uns zeigen würde, untersuchen. Vielleicht würden alle diese Nebendinge, wenn sie wohl betrachtet und zusammen genommen werden, nicht minder wichtig seyn, als dasjenige, was wir als den Hauptvorwurf unserer Abschickung ansehen.

Die Reise der nach dem Polarzirkel abgeschickten Academisten ward erst nach der unsrigen in Vorschlag gebracht. Sie war viel kürzer, und die Welt hat davon schon glücklicher Weise die Früchte eingeerndtet; zum wenigsten, so weit es möglich war, bis daß man einen gemeinen Schluß machen könnte, als welcher der letzte Gegenstand aller unserer unternommenen Reisen war. Was uns anbetrifft, die wir nach Süden gehen sollten, und die wir bestimmt waren alle nur ersinnliche Hindernisse auszustehen, musten uns nach der Mittellinie begeben; und man siehet offenbar, daß wir nicht weiter gehen sollten, weil die Grade des Mittagszirkels auf der andern Seite eben der Veränderung nothwendigerweise unterworfen seyn müssen, und weil man dieselben, wenn man weit genug herauf gienge, denen in Frankreich gleich befinden würde.

Man

Man darf nicht zweifeln, daß eine gewisse Gleichförmigkeit zwischen der süd- und nordlichen Halbkugel sey. Wenn die Grade auf einer Seite zunehmen, so müssen sie es auf der andern auch thun, wenn sie auch gleich nicht ganz genau eben denselben Gesetzen folgeten. Wir musten also in den Gegenden der Mittellininie bleiben, um, wie es nöthig war, die Ungleichheit entweder in dem Ueberflusse oder Mangel zu bestimmen, wenn sie am größesten ist.

Der Herr Graf von **Maurepas**, welcher nach seiner Liebe zu den Wissenschaften alle Mittel anwendet, die zu ihrer Beförderung etwas beytragen können, ließ keinen von den Vortheilen aus der Acht, welche mit unserer Reise bestehen konnten. Er hob alle Schwierigkeiten, und wir haben auf den äußersten Grenzen der Erde empfunden, daß wir unter seinem Schutze reiseten. Es waren unser drey Academisten, Herr **Godin**, Herr **de la Condamine** und ich, ohne den Herrn **de Jüßieu**, öffentlichen Lehrer der medicinischen Facultät zu **Paris** mit zu rechnen, welcher ein Bruder zweener Academisten eben dieses Namens ist, und welchen die Academie erst nach unsrer Abreise

zu ihrem Mitgliede bekommen hat. Er sollte, so wie er es auch mit aller Sorgfalt gethan hat, an der Naturgeschichte der Länder, durch welche wir reisen würden, arbeiten. Der Herr Seniergues, ein Wundarzt, war ihm zum Gehülfen gegeben, und er konnte außerdem uns zuweilen sehr nützlich seyn. Wir hatten viele Leute nöthig, theils um etwas abzuzeichnen, theils um die Rechnungen in Richtigkeit zu bringen, oder uns auch in Untersuchung des Landes Beystand zu leisten. Man gab uns zu dem Ende den Herrn **Verguin**, Kriegsbaumeistern der Marine und die Herrn **Couplet, Desodonnais, de Morainville** und **Hugot** zu. Dieser letztere, welcher ein Uhrmacher ist, sollte Sorge für unsere Werkzeuge tragen.

Herr **Godin** war aus mehr als einer Ursache berechtiget das Haupt unserer Gesellschaft zu seyn. Denn außerdem daß er ein älteres Mitglied als ich war, hatte er das Verdienst die Reise in Vorschlag gebracht zu haben. Ich meines Theils gedachte an derselben keinesweges Theil zu nehmen. Allein da alles fertig war, und die Zeit zur Abreise herankam, so konnten verschiedene Mathematiker oder Sternkundige, auf welche man Rechnung

machte

machte, den Trieben ihres Eifers kein Genügen thun, entweder weil sie unpäßlich waren, oder weil die Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten, die sich inzwischen verändert hatten, sie zu Paris zu bleiben nöthigte. Diese Betrachtung allein war hinlänglich den Wiederwillen zu überwinden, welchen meine schwache Gesundheit bey mir allezeit gegen die Seereisen erwecket hatte. Indessen, obgleich unsre Abwesenheit wegen verschiedener Zufälle, woran ich keinen Theil hatte, ungemein lange gedauret hat, so werde ich es mich doch nicht reuen lassen, daß ich mich allzu leichtsinnig entschlossen habe, wenn ich so glücklich gewesen bin durch meine persönliche Bemühungen etwas zu dem gemeinen Nutzen beyzutragen.

Man muß in Betrachtung ziehen, daß wir uns nicht begnüget haben einen einzigen Grad des Mittagszirkels auszumessen. Der Bogen, dessen Größe wir bestimmet haben, hält deren mehr als drey in sich, daß also in diesem Betracht allein unsre Arbeit dreymahl länger und mühsamer gewesen ist, als diejenige, welche in Lappland verrichtet und mit so vielen gerechten Lobsprüchen beehret worden ist. Hiernächst hatten wir mit einer un-

endlichen Menge Hindernisse zu streiten, und viele stelleten sich uns dar, welche von dergleichen Unternehmungen gleichsam unzertrennlich waren, da man über den Ocean in so entfernte Länder reisen muste, worin die Unterhaltung der Gemeinschaft mit Europa ungemein schwer ward, und da der glückliche Fortgang der Arbeit, zu der wir abgeschickt waren, von einer großen Anzahl Umstände abhieng und auf der vereinigten Bemühung vieler Personen beruhete. Die moralischen Schwierigkeiten haben sich vermehret und mit den natürlichen und denen, welche die Beschaffenheit der Oerter verursachet, vereiniget. Jene waren so groß, daß es fast unmöglich seyn würde sie zu beschreiben; und man wird von dem hohen Grade der leztern urtheilen können, wenn man wissen wird, daß die große Höhe der Gebirge, welche in Europa insgemein zur geschwinden Verrichtung dergleichen Arbeiten etwas beyträgt, uns im Gegentheil daran ganz und gar hinderlich war, entweder weil wir uns auf einem allzu hohen Posten und fast allezeit mitten in den Wolken befanden, oder weil die Sturmwinde unsere aufgerichtete Zeichen wegführeten und uns oft in die verdrießliche Nothwendigkeit setzten nur auf unsere eigene Erhaltung bedacht

dacht zu seyn. Wir musten zuweilen mit anderthalb Monaten Gedult eine einzige Viertelstunde gut Wetter kaufen, und ein solcher Posten hat uns länger aufgehalten, als in **Europa** durch die Ausmessung einer ganzen Mittagslinie geschehen würde. Wir arbeiteten überdem in einem Lande, welches seine eigene Einwohner nicht kannten, und wir musten fast beständig durch Wüsteneyen uns einen Weg bahnen, wo wir nichts als die Spur des Rothwildes antrafen. Wir durften ohne Paß uns nicht in die **Spanischen** Länder wagen, welche jenseit des Meeres zu betreten insgemein allen Fremden untersaget ist, und wir hatten so gar eine besondere Erlaubniß nöthig. Seine Majestät, der Catholische König willigte nicht bloß darein, daß die Arbeit an dem Orte des Königreichs **Peru**, welchen wir dazu erwählen würden, verrichtet werden mögte, sondern er erklärte sich auch zum Beschützer derselben, indem er zu dem Ende seine Befehle an seine Unterkönige und an die Audienz zu **Quito** ergehen ließ. Er ernannte zugleich zweene Schiffs-Lieutenante, nämlich **Don George Juan**, Comthur zu **Aliaga** vom Johanniter-Odren zu **Jerusalem** und **Don Antonio de Ulloa**, um von seiner Seite unsern

Arbeiten mit beyzuwohnen. Wir fanden sie zu Carthagena in America, wohin sie gerade von Cadix gegangen und daselbst vor etlichen Monaten angekommen waren. Beyde vereinigte Nationen können sich darauf was einbilden, daß sie zu einer Zeit an die Untersuchung der Gestalt der Erde denken konnten, da der glückliche Fortgang ihrer Waffen Europa in Erstaunen setzte und dessen Sorgfalt auf ganz andre Dinge richtete. Wenn wir indessen das Glück hatten die Sache zum Stande zu bringen, so muste der Nutzen unserer Reise allen Völkern gemein werden, und alle musten davon auf gleiche Weise die Früchte genießen. Es ist eine Eigenschaft unserer Könige, daß sie die Vortheile, welche aus ihren glorreichen Unternehmungen entstehen, nicht auf ein einziges Jahrhundert einschränken. Indem sie also ihre Wohlthaten auf eine so großmüthige Weise über das ganze menschliche Geschlecht ausbreiten, so bezeigen sie sich als die Könige oder als die Väter aller Völker. Alles, was der geliebte Monarch, unter dessen Herrschaft wir leben, anordnet, hat diese Merkmahle der Güte und Weisheit.

Ich

Vorbericht des Verfassers.

Ich werde diese Abhandlung in verschiedene Hauptstücke eintheilen, damit ich ein Land, das wir genau kennen zu lernen nur gar zu viele Gelegenheit hatten, desto besser beschreiben könne. Unsre Französischen Reisebeschreiber sind wenig dahin gekommen, und der Begriff, welchen man sich davon macht, ist insgemein nur auf den Nachrichten solcher Leute gegründet, welche nicht im Stande waren die Sachen in einer ordentlichen Folge zu untersuchen. Dieses lässet mich hoffen, daß eine etwas umständliche Erzählung nicht unangenehm seyn werde, bis daß ich eine vollständige Beschreibung der ganzen Reise werde an das Licht stellen können. Uebrigens kann diese Erzählung unserer Arbeit bey Ausmessung der Erde, wovon ich Rechenschaft abstatten muß, einiges Licht geben.



Inhalt

Inhalt des Werks.

Erstes Capitel.

Vögel

Zweytes Capitel.

Drittes Capitel.

Besondere Anmerkungen über die Beschaffenheit des Erdreichs, die feuerspeyenden Berge 2c. 79

Daß

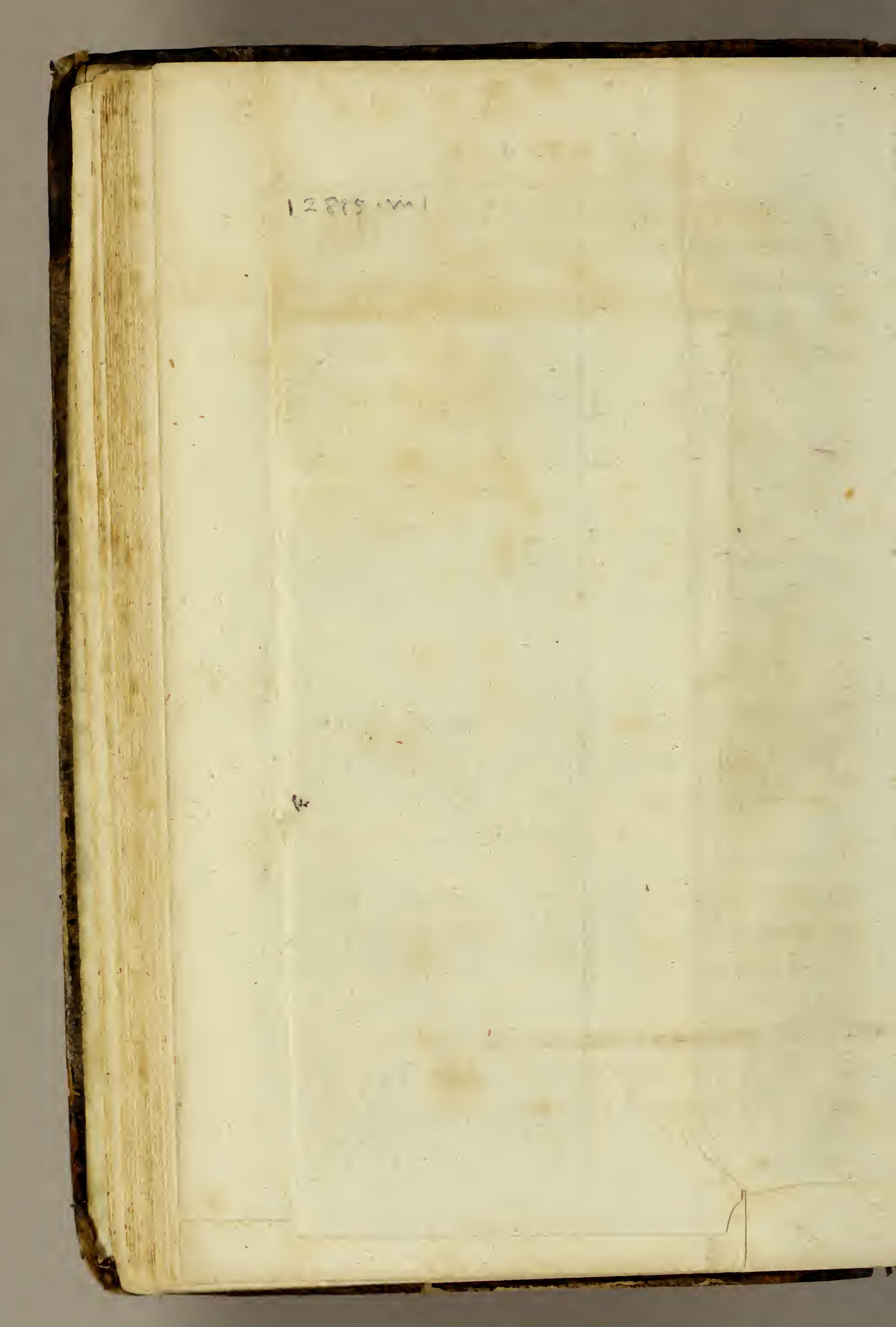
Viertes Capitel.

Von

Fünftes Capitel.

Von den Einwohnern in Peru und ihren Sitten.


KARTE
VON DEN TRIANGELN
DER MITTAGS LINIE
ZU QUITO,
worin die Lage der meisten Oerter
nach den astronomischen Beobach-
tungen und geometrischen Ausmes-
sungen der Herren GODIN BOU-
GUER und DE LA CONDAMINE
Mitglieder der Königl. Academie
der Wissenschafften, die nach PERU
zu Ausmessung der Erdgrade abge-
schicket worden, und nach verschie-
denen durch den Herrn ANTON
von ULLOA Sr. CATHOLISCHEN
MAJESTÆT Schiffs Lieutenant wel-
cher vorgemeldete Academisten beglei-
tet hat, beobachteten Stand-
winckeln bestimmet ist, nebst
der Gestalt des Erdreichs
und dem Laufe der Flüsse,
so von dem Herrn VER-
GUIN, Kriegsbaumeistern
der Marine besonders an-
gemerckt sind
EQUATOR od. DIE LINIE
QUITO
Riobamba
Angamarca
los Salinas
Guaranda
Chimborasso



Reise
nach Peru.

Das erste Capitel.

Beschreibung des Theils von Peru, welcher zwischen der See und der großen Reihe unter dem Namen Cordilleras bekannter Gebürge lieget.

Wir begaben uns den 16ten May 1735. auf der Rheede bey Rochelle auf ein königliches Schiff, und kamen glücklich nach St. Domingo, nachdem wir zu Martinique angelandet waren, allwo wir etliche Tage blieben. Wir machten auf diesen beyden Inseln verschiedene Beobachtungen, davon man bereits einige in den Denkschriften der Academie gesehen hat. Wir maßen die Höhe verschiedener Berge, auf welche wir gestiegen waren, in der Absicht einige besondere Untersuchungen anzustellen. Wir übten uns also, ohne es zu wissen, andere ungleich höhere Berge zu ersteigen, welche unter dem Namen Cordil-

leras bekannt sind, und davon man in Europa wenig mehr, als den Namen weiß. Wir hielten uns ziemlich lange zu St. Domingo auf, und reiseten von da den 30sten October nach Carthagena. Sodann segelten wir nach Porto Bello, und nachdem wir über die Erdenge gegangen waren, begaben wir uns zu Panama an der Süd-See zu Schiffe. Den 9ten Merz 1736. berührten wir zum ersten mahl die Peruanische Küste, und legten uns auf der Rheede bey Manta, wo wir anzulanden beschlossen hatten, vor Anker.

Man weiß allhier schon, daß der Herr de la Condamine und ich uns damahls von der übrigen Gesellschaft trenneten, weil wir glaubten, daß wir unsere Zeit auf diesem Theile der Küste nützlich gebrauchen könnten, weil daselbst der große Regen schon aufgehöret hatte, welcher, wie man uns versicherte, weiter von hier, oder mehr südwärts noch lange anhalten, und den Weg nach Quito bis zu dem Brachmonat versperren würde.

Wir sahen den Herrn Godin mit der übrigen Gesellschaft nach Guayaquil unter Segel gehen, und wir hatten nicht Ursache uns unsern gefaßten Entschluß reuen zu lassen. Unser dasiger Aufenthalt brachte uns eine ziemlich vollständige Kenntniß dieser Küste zuwege, welche, weil sie in dem südlichen America am meisten westwärts lieget, in Ansehung ihrer Lage mit besonderer Sorgfalt be-

stimmet

stimmet werden muste. Wir untersuchten die Länge des Perpendikels, und ich für meine Person machte mir mit den astronomischen Refractionen eine starke Beschäftigung.

Den andern Tag nach der Abreise des Herrn Godins begaben wir uns nach dem Dorfe Monte Christi an dem Fuße des Berges, der eben diesen Namen führet. Er ist in allen diesen Gewässern berühmt, und dienet den von weitem kommenden Schiffahrenden dazu, daß sie die Gegend, wo sie sich befinden, durch ihn zu erkennen im Stande sind. Dieser Ort ist der Aufenthalt der alten Einwohner zu Manta, welche um sich den Anfällen der Seeräuber zu entziehen, sich von der Küste, wo sie ehemahls wohneten, weiter in das Land begeben haben. Wir nahmen unsere Wohnung in dem königlichen Hause, * welches man als ein Rathhaus ansehen muß; jedoch war es nur aus Schilfe, als die anderen Hütten gebauet. Es stund auf Pfählen, welche sieben bis acht Fuß hoch waren, und man stieg mittelst einer Treppe in dasselbe hinauf. Dieselbe bestand aus nichts als zwoen Rohrstangen, die viel dicker waren, und worin man Löcher gemacht hatte, um die Füsse drin zu setzen. Den 15ten, welches ein Donnerstag war, frühe morgens statteten die Indianer ihren Besuch bey uns ab. Sie wurden von ihren Alcalden oder obrigkeitlichen Personen angeführet, welche ihre Stäbe als ein vorzügliches Merkmahl ihrer Gewalt in der Hand

 trugen.

* La casa real.

trugen. Sie beschenkten uns mit einigen Früchten und meldeten, daß Don Joseph de Olabes y Gamaroa, Commendant zu Puerto Viejo, ihnen schriftlich befohlen hätte für uns eben dieselbe Achtung als für ihn selbst zu haben. Wir suchten ungefähr ein drittel Meile von dem Dorfe einen bequemern Posten aus, wo wir unsere Beobachtungen anstellen könnten. Wir schlugen daselbst unsere Wohnung unter einem Dache auf, welches unsere guten Freunde, die Indianer, mit leichter Mühe errichteten, weil die in dem Lande gewöhnliche Bauart nicht die geringste Kunst erfordert.

Ich bemühete mich mit dem Herrn de la Condamine vergebens die in den Denkschriften der Academie von 1735. von mir beschriebene Methode, nach welcher der Zeitpunkt der Tag = und Nachtgleiche am füglichsten bestimmet werden kan, anzuwenden. Des Abends war die Sonne sichtbar, allein des Morgens sahe man sie nicht. Und dieses nebst einigen andern Zufällen war Ursache, daß wir keine mit einander zu vergleichende Beobachtungen, deren wir nöthig hatten, anstellen konnten. Der dunkle Himmel verhinderte uns auch einige Finsternissen der Jupiterstrabanten wahrzunehmen; allein wir konnten dem ohngeachtet das Ende der am 26ten Merz 1736. des Abends sich ereignenden Mondfinsterniß beobachten. Eine Beobachtung, welche wegen ihrer Umstände ungemein wichtig wird, weil sie die Lage dieser ganzen Küste, welche in dem

südlichen

südlichen America am meisten westwärts liegt, bestimmet *. Sie lehret uns, daß Monte Christi, welches unter 1 Gr. 2 Min. südlicher Breite liegt, 13 oder 14 Meilen abendwärts von dem Mittagszirkel zu Panama oder Porto Bello, und daß das Vorgebirge St. Lorenzo, welches beynahe 4 Meilen weiter westwärts liegt, ungefähr 54 Min. gegen Abend von eben demselben Mittagszirkel entfernet ist.

Für

* Ob gleich der Mond in dem Schatten stund, so war er dem ungeachtet sichtbar. Man konnte nur den Austritt aus dem Schatten beobachten.

wahre Zeit.			
7 St.	26′	40″	Erster Augenblick des Austritts aus dem Schatten.
7	34	31	kam Aristarchus hervor.
7	47	0	kam Plato hervor.
7	52	17	Anfang, da Tycho hervor kam.
7	53	23	war Tycho ganz aus dem Schatten.
7	57	47	kam Manilius hervor.
8	6	24	war das helle Meer ganz aus dem Schatten.
8	13	25	war das Nectar-Meer ganz aus dem Schatten.
8	18	42	war das Krystallen-Meer ganz aus dem Schatten.
8	19	17	kam Petavius hervor.
8	20	18	kam Langrenus hervor.
8	23	27	Ende der Finsterniß.

Für meine Person war ich glücklicher in den Beobachtungen, die ich bey der Mündung des Flusses Jama, nordwärts von dem Cap passado, 9 Min. südwärts von der Linie anstellete. Wir begaben uns erst dahin, nachdem wir einige Tage zu Puerto Viejo bey dem Commendanten Don Joseph de Olabes zugebracht hatten, welcher uns ungemein wohl aufnahm. Puerto Viejo ist eine von den ältesten Pflanzstätten der Spanier in Peru. Dieser Ort führet stets den Titel einer Stadt, welche er so wenig, als den Namen eines Hafens verdienet, weil er weit in das Land hinein liegt, und weil der dadurchgehende Fluß gar nicht groß ist. Dem ohngeachtet findet man dort einen Haufen Spanier, die aber sehr arm sind. Sie haben Wachs und Baumwolle, und bauen so viel Cacao und Taback, daß sie etwas davon auswärts verschicken können. Allein die beschwerlichen Wege und der Mangel der Schifffahrt sind Ursache, daß die Handlung sehr schläfrig getrieben wird, und es ist ein bloßer Zufall, wenn sich eine Gelegenheit zum Verkaufe darbietet.

Wir sahen an diesem Orte so wohl als in allen andern, wo wir durchreiseten, einige sehr feine Häuser, welche unter einem mit Stroh oder Palmblättern bedeckten Dache ziemlich viele Gemächer enthielten, und welche außer ihren andern Zierrathen, wofern man sich dieses Worts bedienen kan, auch Bogengänge und Erker hatten. Das Rohr wird hiebey zu großen und kleinen Balken, ja auch zu

Brettern gebraucht. Dieses Rohr, welches man sich auf so mancherley Weise zu nutze macht, ist so dick als ein Bein. Man spaltet es die ganze Länge herunter nur auf einer Seite, wenn man Bretter daraus machen will. Man öffnet dasselbe, indem man die inwendig befindlichen Scheidewände der Höhlen entzwey bricht, und breitet es von einander. Man bekommt auf diese Weise ganz fertige Bretter, die so lang als die unsrigen und zuweilen funfzehn Zolle breit sind. Mau gebraucht dieselben zu den Böden, den Abtheilungen der Gemächer und zu Thoren und Thüren. Alle Theile des Gebäudes werden durch Baumwurzeln oder Stricken, die aus Rinde gemacht sind, mit einander verbunden, so daß nicht ein einziges Stück Eisen dazu gebraucht wird. Nichts kan dem Wiederwillen besser zu statten kommen, welchen alle Einwohner vor der Arbeit haben. Wenn dieselben sich etwas mehr Mühe geben wollten, so würden sie in den Wäldern stärkern und dauerhaftern Bauzeug finden. Es ist wahr, wenn sie ihre Häuser mit größerer Sorgfalt baueten, würden sie auch weit mehr kosten; und übrigens kommt es bey ihnen allezeit bloß darauf an, daß sie sich gegen die gar zu große Sonnenhitze, oder den häufigen Regen beschützen mögen. Wenn man in diesen Häusern nur ein wenig herum gehet oder sich bewegt, so knarret das ganze Gebäude. Die Feuersgefahr ist dabey auch sehr zu befürchten: allein gleich wie die Auszierung eben so wenig kostbar als das übrige ist; also kann der Schade niemahls beträchtlich seyn.

Von Puerto viejo reiseten wir nach Charapoto, einer andern Colonie, woselbst sich ebenfals einige Spanier befunden. Von da begaben wir uns nach Canoa, und darauf nordwärts von Cap passado. Auf dem Wege nach Canoa kamen wir durch die Bay de Caracas, welches eine Art von Hafen ist, zn dem die Natur allen Vorschub gethan hat. Dieser Meerbusen, zwischen welchem und Caracas an dem Nordmeere man allem Ansehen nach einige Aehnlichkeit zu finden glaubete, hat einen sehr engen Eingang, und ist dem ohngeachtet ungemein groß. Nahe dabey findet sich eine unendliche Menge zum Schiffbau tüchtiges Holzes. Die Spanier, welche daselbst eine Stadt angelegt hatten, davon man die Schutthausen nicht weit von dem Eingange des Hafens siehet, pflegen daher noch ietzo zuweilen Schiffswerfte aldort zu haben.

In allen Oertern, welche nicht ganz und gar wüste waren, fanden wir Bananen nebst etlichen andern Früchten, Milch, Eyer und einiges Geflügel zu unsern Lebensmitteln. In den andern Plätzen lebten wir von Reiß und dem Proviant, welchen wir mit uns brachten. Die Bananen nebst den Mayzkuchen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie überaus trocken sind, dieneten uns statt des Brodes.

Die Indianer gaben uns die Pferde, die wir nöhig hatten, und zeigten uns, wie wir uns die Ebbe und

Fluth

Fluth zu Nutze machen und unten auf dem Strande reisen könnten, da oben auf der Küste gar kein gebahnter Weg war. Dieses Land hat man zu Vermehrung der Pferde sehr geschickt befunden. Sie sind dorten in ziemlich großer Anzahl, seitdem die Spanier einige aus Europa dahin gebracht haben. Es ist keiner besondern Sorgfalt, die man für sie trägt, zuzuschreiben, daß sie so gut gerathen. Man macht es daselbst fast eben so als auf unsern Inseln. Man lässet sie allezeit auch so gar während der Nacht draussen. Sie werden niemahls beschlagen; und zuweilen sind sie so mager, daß es den Reuter jammert. Allein dem ohngeachtet thun sie vortreffliche Dienste. Wir hatten noch außerdem, als wir längst der Küste reisen sollten, ein anders Fuhrwerk. Wir fanden einige Pirogen, welche aus dem Stamme eines einzigen Baumes gemachte Kähne oder Fahrzeuge sind. Inzwischen gehet man in denselben ziemlich weit vom Lande und fähret zuweilen um Vorgebirge, wann die See nicht ungestüm ist.

Unsere Absicht bey allem unsern Herumreisen war das Land besser kennen zu lernen. Aber immittelst daß wir bedacht waren die Erdbeschreibung vollkommener zu machen, ließen wir die andern zufälligen Anmerkungen nicht aus der Acht. Und damit wir desto mehr Gelegenheit dazu bekommen möchten, so machten wir uns allmählich aus der südlichen Halbkugel, wo wir waren, längst der Küste nordwärts auf den Weg. Ich suchte insonderheit einen

bequemen Ort, um daselbst nahe an dem Horizont die astronomischen Refractionen zu beobachten. Ich fand endlich diesen Ort bey der Mündung des Flusses Jama, und ich hielte mich daselbst fast 14 Tage auf. Die Beobachtungen, welche ich daselbst machte, nebst denen, die ich schon zu St. Domingo gemacht hatte, gaben mir Mittel an die Hand eine Vergleichung anzustellen, welches mir da ich zu Quito anlangte, zu einem ungemeinen Vortheil gereichte. Ich bemerkte, daß die Refractionen daselbst kleiner waren, uud daß dieselben wieder die bisherige Meynung, so wie man sich nach und nach über die Horizonttallienie des Meers erhebt, abnehmen. Inzwischen daß ich mich unten auf diese Weise beschäftigte, sahe ich den 13ten April 1736. eine seltene Lufterscheinung, wovon man nur wenig Exempel hat. Zwo ganz deutlich von einander unterschiedene Sonnen giengen am Abend nach einander unter, sie berührten sich, und stunden recht eine über der andern. Ich glaube nicht, daß ich diese Erscheinung den von der Fläche des Meers zurükschlagenden Strahlen dergestalt zuschreiben darf, als ob sie mir das andre Bild dargestellt hätten; denn in diesem Falle würden die zwey Bilder eine wiedrige Bewegung gehabt haben, dahingegen dieselben beyde zugleich untergiengen. Das unterste, dessen Licht nicht so stark war, an dem aber dennoch der Rand nicht weniger vollkommen war als an dem obersten, war schon, als ich es erblickte, von dem Horizonte durchschnitten, so daß es nicht einmahl einen rechten halben Zirkel

ausmachte.

ausmachte. Es gieng unter, und das andre folgte ihm unmittelbar nach. So wie es mir vorkam, hatte es keine andere Refraction, als diejenige, welche ich schon beobachtet hatte, und die ich die folgenden Tage zu beobachten fortfuhr.

Die meisten Oerter, von denen wir geredet haben, sind in der alten Peruanischen Historie berühmt. Manta war zu der Zeit der Incas die Hauptstadt dieses ganzen Landes, welches in einer groben Abgötterey steckte. Man erkannte daselbst eine Gottheit, welche niemanden was gutes, aber auch nichts böses thun konnte. Es war ein Smaragd in der Größe eines Straußen-Eyes, welchem man einen Tempel gewidmet, und zu demselben eine gewisse Anzahl Priester verordnet hatte, um darin den Gottesdienst zu verrichten. Alle Smaragden von einer gemeinen Größe hatten auch einen kleinen Antheil an seiner Gottheit, weil sie für seine Kinder gehalten wurden; und man brachte sie zuweilen von weit entfernten Oertern her, um sie an eben dem Orte zu verwahren, damit sie dem Gotte, ihrem Vater huldigen mögten. Dieser letzte verlohr sich bey der Ankunft der Spanier, und vermuthlich haben ihn die Indianer versteckt. Man hat hernach die Bergwerke woraus man diesen Stein bekam, vergebens gesucht, und mit eben so schlechtem Erfolge ist es in einer andern benachbarten Landschaft geschehen, welche weiter nordwärts liegt, und deren Name etwas gutes versprechen konnte.

Man will in dieser Provinz, welche von den Smaragden ihren Namen hat, den Berg kennen, worin die reichste Smaragden-Grube seyn soll. Er liegt nur fünf Meilen von der See, und an dem südlichen Ufer des Flusses, welcher eben den Namen als die Provinz führet; aber außerdem, daß man in dem Lande wegen des dicken Gehölzes fast nirgends durchkommen kan, sind die Indianer auch so klug, daß sie sich sehr wenig Mühe geben dergleichen Nachsuchungen zu befördern. Sie merken gar wohl, daß, wenn sie das Unglück hätten, etwas zu entdecken, sie sich ein Feld von unendlich beschwerlichen Arbeiten eröffnen würden, davon sie allein die Last tragen müsten, und sich von der Ausbeute doch nur einen sehr geringen Antheil versprechen könnten.

Es ist nicht allzuwahrscheinlich, daß diese Küste, es mögen die ersten Reisebeschreiber, die sich selbst im Lande umgesehen haben, davon auch melden was sie wollen, jemahls sehr bewohnt gewesen sey. Die Dörfer liegen zehen bis zwölf Meilen von einander, und an vielen Orten zweymahl so weit. Ueberdem aber findet man deren keine, als nur nahe am Meer. Man kan ohne Verletzung der Wahrheit sicher behaupten, daß es fast allezeit damit so beschaffen gewesen sey. Ein Land, das mit so ungemein großen Wäldern angefüllet ist, kan einer so starken Anzahl Menschen nicht den Unterhalt verschaffen. Dies ist ein Wiederspruch, den einige sonst nicht ungeschickte Schriftsteller nicht eingesehen haben, welche sich z. E. eingebildet,

daß

daß Gallien zu der Zeit der Römer weit bevölkerter gewesen, als Frankreich heutiges Tages ist, obgleich fast das ganze Land damahls voll Holz war. Ueberdem wissen wir, daß man die Wälder in diesen entfernten Ländern, davon hier die Rede ist, nicht als etwas ansehen müsse, das erst neulich aufgewachsen sey. Die Handlung allein hätte zwar durch den Ueberfluß, welchen sie zuweilen aus fremden Oertern in ein Land bringt, das nöthige zum Unterhalte eines großen Volks verschaffen können: aber es ist uns auch nicht unbekannt, daß zwischen dieser Küste und dem übrigen festen Lande nur sehr wenig Gemeinschaft war; und eben dieses wird auch durch die Betrachtung der Oerter sehr wahrscheinlich, wie man sich davon mit leichter Mühe überzeugen kan.

Man muß in diesen Wäldern weder unsre Eichen, noch Ulmen noch alle andere Bäume suchen, die man insgemein in unsern Gehölzen antrifft. Jedoch nimmt man einige wahr, welche die Spanier wegen einer kleinen Aehnlichkeit für die Steineiche angesehen haben. Man würde daselbst auch wenige Pomeranzen- Citronen- und Oelbäume sehen, wenn sie nicht aus Europa dahin gebracht wären. Diese Bäume darf man in America eben so wie die Feigen- und Granaten-Bäume nur allein in angebaueten Oertern zu finden vermuthen. Ja in Betracht der Oelbäume muß man sagen, daß der Himmelsstrich für sie etwas zu heiß ist, und daß sie jenseit des andern Wendezirkels, in den Gegenden von Chili, welche dem hitzigen

Erdstriche am nächsten liegen, weit besser fortkommen. Man trifft daselbst eine grosse Menge Gesträuche und Pflanzen an, die wir in Europa nicht haben, und einige, welche in den dortigen Ländern weit besser, als in den hiesigen wachsen, und welche man wegen ihrer Grösse leicht für was anders ansehen würde. Dergleichen sind die Acacia, Ginst, Farrenkraut von sehr vielen Gattungen, der Cereus, Spanische Feigen, verschiedene Arten Aloe, ohne der Manglebäume zu gedenken, welche auch in der See wachsen, und welche sich mittelst ihrer Zweige, die sich herunter senken und wieder zu Stämmen und Wurzeln werden, erstaunlich vermehren. Man würde in allen diesen Wäldern gar kein Holz antreffen, welches auf dem Wasser schwimmet, wenn nicht gewisse Pflanzen sich würklich wegen des guten Erdreichs in Bäume verwandelten. Die meisten Gattungen des Ruthenkrauts z. E. wachsen in den südlichen Theilen von Europa, insonderheit in Apulien sehr hoch: allein dieses Gewächse wird in den heißen Peruanischen Ländern noch weit größer, und giebt ein weißes Holz, welches, ob es gleich vier oder fünf mahl weniger wiegt, als die leichteste Tanne, dennoch ungemein stark ist. Man kan kein Holz finden, das sich besser zu den Flößen schickt, welche man zuweilen nur gar zu nothwendig braucht, wann man in diesen Wüsteneyen reiset.*

Wenn man in das dickeste Gehölze kommt, so findet man darin Cedern von zwoen oder dreyen Arten, Baumwol-

* Die Spanier nennen dieses Holz Balsa-Holz.

wollenbäume, verschiedene Gattungen von Eben- oder Eisen- und Franzosenholz, und verschiedene andere Bäume, welche wegen ihres Gewürzes, ihrer Farbe und der vollkommen schönen Glätte, die man ihnen geben kan, kostbar sind. Man siehet daselbst unter andern gewisse wegen ihrer weißen Rinde und ungemeinen Höhe sehr merkwürdige nnd sehr gerade Bäume, welche man **Marienbäume** nennt. Diese allein kan man in **Peru** zu den Masten der Schiffe gebrauchen. Sie sind überaus biegsam, und überdem haben sie die entsetzliche Schwere nicht, welche fast allem andern Holze gemein ist. Ich muß die Palmbäume nicht vergessen, von denen ich zehn bis zwölf Gattungen gezählet habe; und es giebt deren noch mehrere. Dieser Baum hat was besonderes, man mag ihn betrachten wie man will. Seine Zweige oder vielmehr seine Blätter, welche oben auf dem Stamme sitzen, geben ihm ungeachtet seiner Höhe mehr die Gestalt einer großen Pflanze, als eines Baums. Es ist merkwürdig, daß in allen warmen Ländern des hitzigen Erdstrichs die Bäume ihre Wurzeln nur in der Oberfläche des Erdreichs ausbreiten: aber die Wurzeln vieler Palmbäume gehen sogar aus der Erde hervor, und der unterste Theil des Stammes erhebt sich immer höher, so wie der Baum älter wird. Man siehet ihn zuweilen 6 bis 7 Schuhe hoch in die Luft erhoben, und die davon gehende Wurzeln machen unten eine Art von einem Schirm oder Pyramide aus, in deren Höhlung man hinein gehen könnte.

Diese

Diese Wälder sehen nahe an der See nur fast immer als niedriges Gesträuche aus. So wie man weiter in das Land kommt, nimmt man wahr, daß die Bäume grösser werden. Man kommt immer von hohen zu noch höhern, und sieben oder acht Meilen von der Küste findet man die höchsten. Diese gehen in solchem Grade fort und nehmen einen beträchtlichen Raum ein, der jedoch zufolge der verschiedenen Oerter breiter oder schmaler ist. Denn wenn man immer weiter geht, so werden die Bäume wieder niedriger, es sey nun, daß das Erdreich seine Beschaffenheit verändert, oder daß sich der Boden, indem er den Cordilleras näher kommt, zu sehr erhebt, und die gute Erde nicht mehr so tief ist. Der Raum zwischen den Bäumen ist mit einer erstaunlichen Menge Pflanzen und solcher Gewächse, die sich an die Bäume hängen, erfüllet. Einige umschlingen die Stämme und Zweige: andere gehen in einer geraden Linie, als oben festgebundene Seile herunter. Der geringste leere Platz ist mit Rohre von allerley Größen bewachsen. Einiges ist zwanzig bis dreyßig Schuhe hoch, und das meiste von dem dicken ist dornicht. Wenn ich sage, daß alle Bäume mit Pflanzen und Gesträuchen bewachsen sind, so rede ich überhaupt. Man muß, wie ich dafür halte, die Acomas davon ausnehmen, welche weit größer als diejenigen sind, welche man in unsern Inseln findet, und welche mir so wohl als einige andere Bäume gar kein Moos zu haben schienen. Dem Ansehen nach rührt dieser Vorzug von dem milchichten Safte her, den

den eine Menge dieser sich an die Bäume hängender Gewächse nicht wohl vertragen kann.

Wenn man in diese Wälder kommt, erkennet man die Wahrheit einer von andern Reisebeschreibern schon gemachten Anmerkung daß wenn die Vögel in America die unsrigen in der Farbe ihrer Federn weit übertreffen, diese dagegen einen angenehmen und mehr abwechselnden Gesang haben. Anstatt des Gesanges hört man fast allezeit nur ein wüstes Getöne, welches einen betäubet. Das Geschrey der Papageyen, welche man bey großen Haufen siehet, ist recht beschwerlich. Diese Vögel kommen insgemein nicht auf das Ufer des Meers, und man muß einige Meilen weit nach ihnen in das Land hinein gehen. Ich habe oft eine kleine Gattung derselben, welche grün war, gegessen und sehr gut befunden, außer, daß ihr Fleisch allezeit ein wenig hart war. Die Affen halten sich ebenfalls etwas ferne von der Küste auf, und folgen den Flüssen oder Bächen nach. Man siehet dort auch den Tucan, welchen man im Lande den Prediger nennet, ob er gleich kein Wort saget. Er hat mit keinem andern Vogel einige Aehnlichkeit wegen der ungeheuren Größe seines Schnabels, welcher fast so groß als sein ganzer Leib ist. Die wilden Tauben sind daselbst sehr gemein und sehr gut, gleichwie auch die Enten, insonderheit diejenigen, welche die Spanier patos reales d. i. königliche Enten nennen, welche mit einem Zopfe gezieret sind. An verschiedenen Oertern findet man den Galinasso, eine besondere Art von Raben, des-

sen Fleische man verschiedene Eigenschaften zuschreibet, welches man aber wegen seines üblen Geruchs selten gebraucht. Er ist von den unsrigen darin unterschieden, daß sein Kopf statt der Federn mit einer bloßen schwarzen Haut bedeckt ist, welche gleichsam eine Haube vorstellet.

Die Anzahl der auf dem Lande lebenden schädlichen Thiere ist sehr groß, insonderheit wenn man an diejenigen Oerter kommt, wo der Wald am dickesten und die Bäume am höchsten sind. Der Löwe, welchen man dort siehet, ist eigentlich zu reden keiner; er hat mehr Aehnlichkeit mit dem Wolfe, und fällt die Menschen nicht an. Allein die Tyger sind groß und so grimmig als die Africanischen, wovon man dann und wann erschreckliche Proben hat. Als ich im Jahr 1740. von Quito nach der See zurück reisete, und ein wenig nordwärts meinen Weg nahm, um die überhaupt betrachtete Größe der Gebürge zu messen, wornach wir uns bey Ziehung unsrer Mittagslinie gerichtet hatten, gieng ich durch **Niguas**, welches gleichsam im Mittelpunct der Provinz **de las Esmeraldas** liegt, und sahe dort viele Leute, welche von diesen erschrecklichen Thieren zu Krüppeln waren gemacht worden. Zwey oder drey Jahr zuvor hatten sie zehen oder zwölf **Indianer** zerrissen. Ich reisete weiter und nahm meinen Aufenthalt auf einer kleinen Insul, welche da, wo der **Smaragden**- und **Incafluß** sich vereinigen, entstehet. Wir hielten uns hier vor allem Anfalle sicher. Allein in den ersten Nächten schwammen die Tyger herüber und machten auf unsern

Provian

Proviant Ansprüche; sie trugen anch wirklich einen Theil desselben davon, und wir wurden genöthigt für unsre eigene Personen Vorsorge zu tragen, zu welchem Ende wir große Feuer anzündeten. Es ist ein Glück, daß diese, so wie alle andre schädliche und reißende Thiere nicht sehr fruchtbar sind. In Peru siehet man nur eine kleine Anzahl Tyger: Allein ein oder zween sind auch schon hinlänglich ein ganzes Land zu verwüsten. Die Indianer, welche sich in diese Wüsteneyen niemahls ohne Lanze und einen Dolch wagen, versammlen sich von Zeit zu Zeit, um eine allgemeine Jagd wieder diese Thiere anzustellen; Aber dies thun sie fast allezeit, wenn verschiedene Unglücksfälle ihnen die Nothwendigkeit davon gezeiget haben. Man hat sich ebenfalls vor den Schlangen sehr zu fürchten, welche dort sehr gemein sind, und deren es verschiedene gefährliche Arten giebt, worunter auch die Klapperschlange gehöret, welche nicht, wie die meisten andern thun, vor den Menschen fliehet. Man findet daselbst Eydechsen, die so dick als ein Arm, aber nicht schädlich sind. Man kann zu ihrer Art verschiedene andre Thiere rechnen, von denen einige beydes im Wasser und auf dem Lande leben. Die Iguana hat auf dem Kopfe und längst dem ganzen Rücken einen stachlichten Kamm; Ihre Gestalt ist abscheulich, weil sie so mager und runzlicht aussiehet. Ich vermuthe, daß dieses ihr dienet einen größern Raum einzunehmen oder sich aufzublasen, wenn sie schwimmen will, und daß, weil sie auf diese Weise leichter wird, man dadurch veranlasset

worden sey zu glauben, daß sie oben auf dem Wasser, wie auf der Erde gienge. Man isset sie und findet ihren Geschmack vortrefflich. Eben dieses muß man von einer Art wilder Schweine sagen, welche nicht einen so langen Kopf als die unsrigen und etwas einem Nabel ähnliches auf dem Rücken haben. Ich glaube, daß dieses Thier, welches sich in den Wäldern aufhält, nur allein in America zu finden ist; allein der Tatu oder Armadill ist beyden Welten gemein. Dieses ist etwas besonders an ihm, daß er Schuppen oder gleichsam einen Panzer hat, wodurch sein Leib, sein Kopf, sein Schwanz und seine Beine, ein jedes absonderlich bedeckt werden.

Die meisten Ungezieser, welche wir bey uns haben, finden sich auch dort; an Größe aber übertreffen sie dieselben weit, und zuweilen dergestalt, daß sie uns Europäern als Ungeheuer vorkommen. Man siehet dort z. E. Erdwürmer, welche den unsrigen vollkommen ähnlich, aber länger als ein Arm und dicker als ein Daumen sind. Eine gewisse Art Spinnen ist mit Haar bedeckt nnd kommt in der Dicke einem Taubeneye gleich. Man sieht dort auch verschiedene Gattungen Ameisen, die ebenfalls größer als die unsrigen und davon einige giftig sind. Ob man gleich viele Scorpionen in dem Lande findet, so thun sie doch keinen großen Schaden. Man empfindet darnach nichts weiter als einen geringen Anstoß vom Fieber. Inzwischen bekamen einige von meinen Bekannten ein Geschwulst an der Zunge, welches ihnen das Reden schwer machte. Ich

habe verschiedene mahle einen kleinen Hund, welcher nur eben gebohren war, von ihnen stechen sehen. Die Stiche waren vornehmlich an dem zarten Theile des Bauches, der nicht mit Haaren bedeckt ist, und er hatte nicht den geringsten Schaden davon bekommen. Aber nichts fällt einem in diesen Wäldern mehr zur Last, als die Mustiken und Maringoinen, weil sie eine Beschwerlichkeit oder vielmehr einen Schmerz verursachen, welcher nicht aufhöret, und wovor sich zu hüten es größere Mühe kostet. Die erstern sind Mücken, die man fast gar nicht siehet, und welche einem eben die Empfindung verursachen, als ein glüendes Eisen. Die andern sind von zwo unterschiedenen Arten, und zwischen den kleinsten und unsern Mücken befindet sich kein merklicher Unterscheid. Man kennt in Europa die Wirkung, welche ihr Stich nach sich ziehet; das Gift der Maringoinen ist inzwischen noch stärker. Es verursacht grössere Beulen, insonderheit bey Leuten, welche erst neulich aus Europa angekommen sind, und deren Blut dem Ansehen nach flüssiger ist. Man kan nicht genug beschreiben, wie heftig solches Ungeziefer eben diese Fremden verfolget, und man ist genöthiget in beständiger Bewegung zu seyn, um sich ihrer zu erwehren. Wenn sie nur eine kleine Oeffnung in den Kleidern finden, so kriechen sie gewiß hinein, und es ist schlechterdings unmöglich in der Nacht zu schlafen, wofern man sich nicht in ein recht zu dem Ende gemachtes Gezelt eingeschlossen hat. Dieses Gezelt ist insgemein aus baumwollener Leinwand gemacht,

und hat die Gestalt eines Grabes. Man bindet es an den beyden Enden oder an den vier Ecken an einige Bäume, wenn man in den Wäldern schläft; und es ist ein so nothwendiges Geräthe, daß der ärmste Indianer allezeit damit versehen ist, und niemahls ermangelt es, wenn er reiset, mit sich zu führen. Weil die Maringoinen den Wind und die Sonne nicht ertragen können, so kommen sie nicht gern an freye und von Holz entblößte Oerter, und es sind verschiedene Gegenden, wo man sie gar nicht antrifft. Die Beschwerlichkeit ist in den Dörfern und allen angebaueten Plätzen allezeit geringer.

Es wird niemanden befremden, daß das Land, welches ich beschreibe, sehr warm ist, weil es mit dem Meere eben und mitten in dem hitzigen Erdstriche liegt. Inzwischen stieg doch das Wetterglas des Herrn von Reaumur des Nachmittags nur auf sechs und zwanzig, sieben und zwanzig oder acht und zwanzig Grade; des Morgens ein wenig vor Sonnen Aufgang stund es gemeiniglich auf neunzehen, zwanzig oder ein und zwanzig Graden. Daß uns die Hitze in dem heißen Erdstriche so groß vorkommt, rühret ohne Zweifel daher, daß sie immer anhält, weil wir in Frankreich eben dasselbe Wetterglas öfters merklich höher steigen sehen. Die Kraft der Hitze erschöpft sich durch die gewaltige Ausdämpfung und durch den Schweiß. Weil sie die Nacht hindurch wenig nachlässet, ist man auch des Morgens wenn man aufstehet, eben so matt. Selbst die Kräfte der Seelen werden davon angegriffen, indem die Trägheit des

Leibes

Leibes auch in das Gemüth dringt, und man geräth in eine Unempfindlichkeit, die einen nicht nur hindert einige Arbeit vorzunehmen, sondern die auch nicht einmahl erlaubt sich mit solchen Sachen zu beschäfftigen, die einiges Nachdenken erfordern. Dem Ansehen nach empfinden nicht alle Reisenden, welche in den hitzigen Erdstrich kommen, diese Wirkung der grossen Hitze auf gleiche Weise. Es ist auch glaublich, daß man mit der Länge der Zeit gröstentheils wieder zu seinem ersten Zustande gelanget, im Fall einer sich bald erholet, und keine andre Ursachen, die solches hindern könnten, dazu kommen.

Aber hierüber wird man sich ohne Zweifel verwundern, daß eben diese Länder, worin die Hitze allezeit so groß ist, zugleich überaus feuchte sind, und es hat mit allen zwischen den zweenen Wendezirkeln liegenden Ländern, worin Holz ist, eben die Bewandtniß. So gar oben auf den Höhen, wo dem Ansehen nach das Wasser sich geschwinder verlaufen sollte, kommt man bis an die Waden in den Koth zu stecken. Ich habe schon angemerkt daß die Häuser daselbst auf Pfählen stehen; allein dem ohngeachtet wird darin alles von der durch die Wärme beständig erzeugten Feuchtigkeit verdorben. In gewissen Jahrszeiten hat man alle Mühe von der Welt das Papier und die Felleisen genugsam zu verwahren, daß sie nicht verfaulen. Man wird sich vergeblich bemühen eine Flinte abzuschießen, wenn sie nur drey oder vier Stunden geladen ist, und man hat kein ander Mittel das Pulver vor der Feuchtigkeit in Acht zu

nehmen, als daß man es von einer Zeit zur andern am Feuer trocknet.

Dieses Land, dessen Länge ich weiter unten anzeigen werde, hat vierzig oder fünf und vierzig Meilen von Osten nach Westen in der Länge, und erstreckt sich von der Küste bis zu den Cordilleras, deren Lage beynahe gerade von Norden nach Süden gehet. Zuweilen verändert die Küste auf einmahl ihre Richtung, und es scheinet, als ob die Reihen der Gebirge, ob sie gleich so weit entfernet sind, diese Abweichung gemerkt und sich darnach gerichtet hätten; insgemein aber gehen sie mehr in einer geraden Linie fort, so daß sie nicht so weit von der See entfernet sind, wenn ein Meerbusen als z. E. der bey Guaiaquil ziemlich weit in das Land hineingehet. Jenseit dieses Meerbusens südwärts gegen Lima hat das Land eine ganz verschiedene Beschaffenheit. Es bestehet aus lauter Sande, welchen das Meer dahin geworfen zu haben scheinet; wiewohl man demselben auch einen diesem ganz entgegen gesetzten Ursprung geben und wahrscheinlicher Weise urtheilen könnte, daß er von den Cordilleras selbst herunter gefallen sey. In dem Lande ist gar kein Holz, welches man doch diesseit des Meerbusens antrifft. Allein dies ist noch eine größere Merkwürdigkeit dieses jenseit Guajaquil liegenden Theiles von Peru, daß es darin niemahls regnet, obgleich der Himmel öfters wölkigt ist. Dieser Umstand veranlasset eine Frage in der Naturlehre, welche einem um so viel mehr zu schaffen macht, als ihre Auflösung auf einer etwas vollkommenern

menern Erkenntniß des Wesens der Wolken beruhet. Es ist nicht zu verwundern, daß Augustin von Zarate, welcher, wie ich glaube, sich diese Schwierigkeit am ersten gemacht hat, davon keine gute Erklärung gegeben habe; allein so viel ich weiß, hat es niemand besser gemacht, obgleich die Sache die Aufmerksamkeit vieler Naturkündiger erregt hat.

Es ist von einer Naturbegebenheit die Frage, deren ordentliche und beständige Wirkungen nicht in dem Umfange eines kleinen Raums eingeschlossen sind. Das Land in welchem es regnet, erstreckt sich bis gegen Panama, und hat über dreyhundert Meilen in der Länge. Der Regen selbst ist so stark, und dauret so beständig fort, insonderheit in der Landschaft Choco, welche um die Mitte dieses Raums lieget, daß sich die gewinnsüchtigsten Leute daselbst nicht anders als mit dem grösten Wiederwillen niederlassen, ob es gleich ein Land ist, wo die Natur so zu reden, ihre gröste Verschwendung gezeigt und Goldkörner in dem Schooß der Erde ausgestreuet hat. Man ist gleichsam gewiß versichert daselbst sein Glück in kurzer Zeit zu machen; aber es ist noch gewisser, daß man in der dasigen ungesunden Luft sein Leben zusetzen werde. Dieses kommt sonder Zweifel daher, daß die beständige Feuchtigkeit die Ausdämpfung verhindert, und den Schweiß zurücke hält, welcher durch die erstickende Hitze unaufhörlich verursacht wird. Das andre Land worin es niemahls regnet, und welches südwärts von dem Meerbusen bey Guajaquil

jaquil liegt, erstreckt sich jenseit Arica gegen die Wüsteney Atacama, oder gegen die Grenzen des heißen Erdstriches und des gemäßigten südlichen Erdstrichs; es ist aber vierhundert Meilen lang und zwanzig bis dreyßig breit. Man hört dort niemahls den Donner, und man hat niemahls Stürme zu befürchten. Die Erde ist daselbst allzeit trocken, oder vielmehr man siehet da nichts als dürren Sand. Es ist dort nichts grünes, als allein auf den Ufern der Flüsse, welche aus den Gebirgen kommen und das Land mit einem überaus geschwinden Laufe durchstreichen. Man weiß so gewiß, daß man keinen Regen bekommen werde, daß man die Häuser so wohl zu Arica als Lima ohne Dächer bauet. Man begnügt sich dieselben mit einigen Matten zu bedecken, auf welche man eine kleine Lage von Asche macht, damit der Thau und die Feuchtigkeit der Nacht darin ziehen möge.

Man kann es nicht in Zweifel ziehen, daß dieser ungemeine Unterscheid, den man so wohl in der Beschaffenheit der Luft als in den Eigenschaften des Erdreichs in diesen zweyen Ländern wahrnimmt, einer in dem andern seinen Grund habe. Die Natur des Erdreichs hat ihren Einfluß in die niedrige Luftgegend. Die Wälder in den heißen Ländern sind fast allezeit mit einer dicken Luft angefüllet, obgleich außer denselben der Himmel heiter und die Luft rein ist. Die Sache hat ihre Richtigkeit, weil man sie sehen kann, und es überdem nicht schwer fällt davon eine Ursache zu geben. Bey den Bäumen muß eine beständige

Aus=

Ausdämpfung statt haben, eben so als bey dem Erdreich, welches mit verfauleten Gewächsen oder auch Thieren bedeckt ist, die allezeit einer grossen Hitze ausgesetzet sind. Die Ausdünstung ist wie ein Nebel anzusehen, welcher nicht sehr hoch steiget und sich wenig über den Wald erhebet, wenn man nur seinen dickesten Theil betrachtet, der aber auf eine nicht so merkliche Weise sehr hoch steigen muß. Dieses ist genug um eine gewisse Gemeinschaft zwischen dem Walde und den darüber gehenden Wolken zu errichten, und es scheinet, als wenn der Wald eine anziehende Kraft hätte. Die ausgedämpften Theile hängen sich an die Dünste, woraus die Wolken bestehen, und machen sie auf einmahl schwerer, so daß sie das Gleichgewicht mit der Lage der Luft, worin sie hängen, auf einmahl aufheben. Man ist unten in dem Nebel, und es regnet zu gleicher Zeit, d. i. der Regen fällt insgemein nicht so als hier, wo er aus einer Wolke, die hoch zu seyn scheinet, herab tröpfelt. In den Wäldern des heißen Erdstrichs sind oben und unten alle Theile des Dunstkreises mehrentheils gleich angefüllet.

Alles was zu der Aufnahme der Naturlehre etwas beytragen kan, verdienet mit Rechte einen Platz in der Beschreibung einer Reise, welche, um sie vollkommener zu machen, unternommen worden. Ich trage also kein Bedenken zu der Erzählung der Begebenheiten einige Betrachtungen hinzuzufügen, so oft daraus ein Vortheil entstehen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die kleinen Wassertheilchen, woraus die Nebel und Wolken bestehen, nicht

dichte

dichte Kügelchen, sondern vielmehr bloße mit Luft erfüllte Blasen. Ohne dieses würde es nicht möglich seyn, daß sich die Wolken erheben und höher im Sommer als im Winter steigen könnten, wenn die Luft nicht so dicke und also weniger im Stande ist sie zu tragen. Wenn man auf alle andere Umstände und auf die Art und Weise, nach welcher die Ausdünstung der flüssigen Sachen geschieht, Achtung giebt, so wird meine Meinung dadurch bestättiget. In der That, was für eine innerliche Bewegung man auch bey etwas flüssigem, welches ausdünstet, voraus setzet, so würden die kleinen Theile, welche herausgeflogen sind, bald ihre ganze Bewegung durch den Wiederstand der Luft verlieren, wenn sie nur bloß herausgeflogen und nicht zugleich so leichte wären, daß sie in der Luft schweben, und in die Höhe steigen könnten.

Diese in der Luft schwebende kleine Blasen können sich auf verschiedene Art in einen Regen verwandeln. Wenn sie der Wind gegen einander treibt, so gerathen sie dadurch in Unordnung und zerplatzen. Es kan auch die Hitze so hoch steigen, daß die Blasen, indem sie sich allzu stark ausdehnen, zuletzt zerspringen müssen. Eine ganz wiedrige Ursache wird eine ihr gleichförmige Wirkung hervorbringen, wenn die in den hohlen Kügelchen enthaltene Luft allzu sehr verdicket wird; denn auf diese Weise wird es geschehen, daß die Kügelchen, deren Größe vermindert wird, sich nicht mehr in der Luft halten können. Wenn der aus der See kommende Wind eine Wolke mit sich bringt, und sie über

eine mit Holz bedekte Küste treibt, so muß durch die Hitze eben keine Veränderung entstehen. Ein Wald bricht die Strahlen der Sonnen nur ein wenig, und es ist gewiß, daß in einer gewissen Höhe über demselben die Hitze nicht größer als über dem Meere seyn könne. Allein die beständige Ausdünstung des Holzes ist, wie wir gesagt haben, Ursache, daß die Wolken sincken und zerfließen. Dahingegen nichts dergleichen um Lima und südwärts von Guajaquil geschehen kann. Der Wind, welcher auf diesem Theile der Küste wehet, kommet insgemein aus der See und von Südwesten. Allein, wenn eine von diesem Winde getriebene Wolke über die Erde kommt, so ist sie einer neuen Hitze bloß gestellet, welche sie auf dem Meere nicht empfand, und welche von der Brechung der Sonnenstrahlen und aus der Nachbarschaft eines ganz aus Sande bestehenden Erdreichs herkommt. Daher ist die Wolke weniger im Stande durch ihr eigenes Gewicht zu sincken, weil alle ihre kleine Blasen größer werden müssen. Es ist wahr, daß, wenn die Ausdehnung schon zu groß wäre, welches daher geschehen kann, weil die wenige in den Blasen eingeschlossene Luft leicht die Wärme anzunehmen fähig ist, die Nachbarschaft einer heißen Küste die Blasen nur desto geschwinder zersprengen und den Regen nur gewisser machen würde. Es regnet auch in dem Lande, wovon hier die Rede ist, zuweilen stark genug, um die Erde zu befeuchten. Aber insgemein wird man befinden, daß die Wolke weiter gehet und erst in einer Entfernung von fünf und zwanzig oder

der

der dreyßig Meilen einen Regen verursachet, wenn sie zu den Cordilleras kommt, welche als eine hohe Mauer alles dasjenige aufhält, was nicht hoch genug ist darüber wegzugehen. Wir waren in dieser Wüsteney anderthalb Monate gewesen; Wir musten daher auf unsere Reise nach Quito denken, weil, da der Regen aufgehöret hatte, die Wege wieder anfiengen gut zu werden. Der Herr de la Condamine und ich fassete den Entschluß uns zu trennen und verschiedene Wege zu nehmen. Wir befanden uns damahls bey der Mündung des Flusses Jama, welche fast unter einem Parallelzirkel mit Quito liegt. Der Herr de la Condamine folgte der Küste und suchte nordwärts den Schmaragdenfluß, auf welchem er herauf fuhr und an der Karte, die er von dem Lande, welches er durchreisete, zu machen angefangen hatte, beständig fort arbeitete. Was mich betrifft, so gieng ich einen Theil des Weges wieder zurück, auf welchem ich gekommen war, und reisete darauf südwärts nach Guajaquil. Ich arbeitete mich durch Wälder hindurch, worin das Erdreich noch so naß war, daß man oft Wasser bis an die Knie hatte, wenn man auf dem höchsten Pferde ritte. Es war ein Morast oder Pfütze, die in einem fort gieng. Und weil die Maulesel sich daraus mit so großer Heftigkeit heraus zu arbeiten suchten, so gerieth man alle Augenblick in Gefahr sich an einem Baume in Stücken zu stoßen.

Ich hielte mich nicht lange zu Guajaquil auf, sondern reisete denselben Tag, da ich daselbst ankam, wieder

al

ab. Also konnte ich selbst von dieser Stadt, welche ansehnlich und eine von den in dem grösten Flor stehenden in dem ganzen Lande ist, keine rechte Kenntniß erlangen. Ihre vortheilhafte Lage macht sie zum Stapel der Handlung zu Panama und Lima, und sie ist eigentlich der Hafen von Quito, ob sie gleich sehr weit davon liegt. Sie ist ziemlich groß, und wird in die alte und neue Stadt eingetheilet. Ihre Häuser sind durch eine bretterne Wand von einander abgesondert und alle von Holz gebauet. Sie liegt fünf Meilen von der See an dem westlichen Ufer eines breiten und tiefen Flusses gleich unter dem Orte, wo sich der Fluß Daule, der auch sehr schön ist, in denselben ergießet. Fast alle Ströme, welche von den Cordilleras in das stille Meer fließen, sind ungeachtet der großen Menge Wassers, die sie mit sich führen, nichts anders als schnelle Regenbäche. Sie kommen von einer gar zu großen Höhe und können sich nicht sehr aufschwellen, weil sie gar zu geschwinde die See erreichen. Einige sind in sehr enge Betten eingeschlossen, und dahin gehören die meisten unter denjenigen, welche Land durchstreichen müssen, und die jenseit des Meerbusens bey Guajaquil herunter fließen; die andern, welche ihren Lauf durch einen sandigten Grund nehmen, haben sich etwas mehr ausgebreitet. Sie machen zuweilen große Teiche, wiewohl sie allezeit ihre erste Geschwindigkeit behalten, die sie von dem Falle aus den Gebirgen bekommen haben. Allein der Fluß Guajaquil hat, da er sich in den Meerbusen dieses Namens ergießet, einen

einen langsamern Lauf. Dieses kommt daher, daß er mit den Cordilleras fast parallel fließt. Er hat keinen so grossen Abschuß; er ist der Ebbe und Flut unterworfen und nimmt eine große Anzahl anderer Flüsse zu sich. Daher ist er schiffbar und sehr fischreich; allein er steckt zugleich voller Caymans oder Crocodillen, die in America so sehr gemein sind.

Auf diesem Flusse begab ich mich zu Schiffe, und fuhr denselben herauf. Den 19ten May 1736. kam ich zu Caracol, welches an dem Fuße der Cordilleras liegt, drey Tage hernach an, als Herr Godin von da abgereiset war. Ob er gleich alle Maulesel des Landes in seinen Diensten hatte, so hatte er doch an eben diesem Orte beynahe den fünften Theil unserer Geräthschaft zurück lassen müssen, weil man wegen der beschwerlichen Wege die Thiere nur sehr leicht beladen muß. Er kam den 29ten May, ein Jahr und etliche Tage nach unserer Abreise aus Europa zu Quito an. Man weiß allhier schon, wie unsre Gesellschaft in dieser Hauptstadt aufgenommen worden ist. Alle verschiedene Collegien der Stadt, statteten bey derselben ihren Glückwunsch ab, und man wies ihr das Schloß so lange zur Wohnung an, bis daß man bequeme Häuser für sie ausfündig machen konnte.

Das

Das zweyte Capitel.

Beschreibung der großen Gebirge, oder Cordilleras in dem Königreiche Peru und des Landes, welches innerhalb denselben um Quito liegt.

Ich konnte vor dem 10ten des Brachmonats nicht zu Quito ankommen. Ich war wegen Mangel des Fuhrwerks genöthigt gewesen zu Caracol stille zu liegen, und meine Gesundheit hatte durch das Ungemach sehr gelitten, welches ich auf der Reise von Rio Jama und insonderheit von Puerto viejo nach Guajaquil ausgestanden hatte. Inzwischen machte ich mich doch auf den Weg, um gleichfalls über die Reihe Gebirge, die ich vor mir sahe, zu gehen. Ich brachte darauf sieben Tage zu, obgleich meiner Rechnung nach der Weg nur neun bis zehen Meilen lang ist. Allein es ist ungemein schwer berg heran zu gehen, und man trifft dort eine große Menge verschiedener steiler Felsen an, über deren Rand man öfters zu gehen genöthigt wird. Man muß verschiedene mahle über einen Fluß namens Ojiva setzen, worin alle Jahre viele Leute umkommen. Dies ist ein Regenbach, dessen schneller Lauf einen in Schrecken setzt, ob er gleich ziemlich breit ist. Wenn man zum letzten mahle darüber gegangen ist und sich davon schon entfernt, so fürchtet man sich noch davor; es scheinet, daß er durch sein Geräusch noch den reisenden drohet, welche ihn bereits weit hinter sich gelassen haben. Zuweilen gehet man berg herunter, und findet einen tiefen von

dem Regenwasser gemachten Graben, durch welchen man mit großer Beschwerlichkeit gehet. Die übrige Zeit des Tages bringet man zu, um auf der andern Seite wieder herauf zu klettern, und siehet, daß man von dem Orte, wo man des morgens abreisete, sehr wenig weiter gekommen ist. Die Maulesel ermüden dergestalt, daß wenn sie sieben oder acht Schritte herauf gethan haben, man ihnen ein wenig Zeit lassen muß, um sich auszuruhen und Luft zu schöpfen. Auf dem ganzen Wege thut man also nichts anders, als daß man wechselsweise sich ausruhet und sehr langsam fortgehet, obgleich dieses nichts destoweniger mit der grösten Beschwerlichkeit geschieht.

Der Regen war so stark, und alles war in den ersten Tagen dergestalt naß geworden, daß es uns unmöglich fiel Feuer anzuzünden. Wir musten uns mit sehr schlechtem Käse und Zwiebacke, der zum Theil aus Mayz oder Indianischem Korne gemacht war, behelfen. Man machte mir jeden Abend das bequemste Lager, welches man konnte, von den Zweigen und Blättern der Bäume, wenn man keine von einem andern reisenden schon gemachte Hütte antraf. So wie wir weiter vorwärts giengen, verminderte sich die Hitze des heißen Erdstrichs, und wir empfanden bald die Kälte. Wenn ich sage, daß ich sieben Tage auf dieser Reise zubrachte, so rechne ich die Zeit nicht mit, welche ich mich in einem Flecken, namens Guaranda aufhielte, der in dem Gebirge liegt nnd einem die Bequemlichkeit giebt sich auszuruhen, deren sich auch jederman zu bedienen pflegt.

Der

Der ganze Weg war in Gehölzen zurück gelegt worden, welche, wie ich nachher sahe, in einer Gegend, die vierzehen- oder funfzehenhundert Klaftern hoch ist, aufhören; und wenn ich von einem nicht so sehr bewachsenen Flecke hinter mich sahe, so erblickte ich nichts als diese überaus großen Wälder, aus welchen ich gekommen war, und welche sich bis an die See erstrecken. Ich erstieg endlich die Höhe, und befand mich an dem Fuße eines ungemein hohen Berges, namens Chimborasso, der beständig voll Schnee ist, und das ganze Land war gefroren und mit Eise bedeckt. Weil die Cordilleras nichts anders als eine lange Reihe Gebirge sind, welche überaus viele Spitzen haben, die sich in den Wolken verlieren, so kann man nur durch die zwischen denselben befindlichen engen Pässe durchkommen; allein auf demjenigen, durch welchen ich gieng, konnte man schon wahrnehmen, wie hoch er über die Horizontallinie des Meers erhaben war. Ich befand mich am Fuße des Chimborasso und war dem ohngeachtet schon in einer Gegend, wo es niemahls regnet. Ich sahe bis zu einer sehr großen Weite nichts als Schnee oder Reif um mich.

Ich war bisher eben demselben Wege genau gefolget, den ein Haufen Spanier, deren Andenken uns die Historie erhalten hat, genommen hatte. Diese wurden von Don Pedro Alvarado geführt, als er in den ersten Jahren nach der Eroberung von Peru und gerade zweyhundert Jahr vor mir eben diesen Marsch that, um dem Francisco Pizarro eine beträchtliche Verstärkung zu brin-

gen. Er begab sich von Puerto viejo nach Guajaquil, und gieng durch Jipijapa, gleichwie ich gethan hatte. Von Guajaquil marschirte er zu dem Fuße des Chimborasso, und nahm seinen Weg auf der südlichen Seite dieses Gebirges nach Riobamba, welches damahls Rivecpampa hieß. Allein da er über einen Hügel gieng, welcher nothwendig der heutiges Tags so genannte Arenal seyn muß, so kamen siebenzig von seinen Leuten, welche Peru nur bloß aus dem Gerüchte von seinen Reichthümern kannten, und nicht die geringste Vorsorge zu ihrer Erhaltung beobachtet hatten, vor Frost und Mattigkeit um. Unter andern befanden sich auch darunter die zwey oder drey ersten Spanischen Weiber, welche sich in dieses Land gewaget hatten. Nachdem ich die Höhe erstiegen hatte, muste ich wieder herunter gehen; allein ich ward durch den neuen Anblick in Erstaunen gesetzt. Ich glaubte, daß, nachdem ich die brennende Hitze des heißen Erdstrichs und den erschrecklichen Frost des kalten nach einander empfunden hatte, ich auf einmahl in einen der gemäßigten versetzt worden wäre. Es kam mir vor, als wenn ich Frankreich und die Felder in dem Zustande, worin sie während der schönsten Jahrszeit sind, vor mir sähe.

Ich entdeckte von weitem ziemlich wohlangebaute Länder, einen großen Haufen Flecken und Dörfer, die von Spaniern und Indianern bewohnt waren, kleine Städte, die ganz artig aussahen, und ein von Holze entblößtes Land, welches, wie einige von unsern Provinzen bewohnt

war.

war. Die Häuser sind nicht mehr von Rohr gebauet, gleichwie unten; Sie sind dauerhaft und zuweilen von Steinen, meistentheils aber von großen Ziegelsteinen aufgeführet, die in dem Schatten getrocknet sind. Jedes Dorf hat allezeit einen großen Marktplatz, auf welchem an einer Seite die Kirche stehet. Dieser Platz, der ein länglichtes Viereck ist, wird immer nach den vier Weltgegenden angelegt, und es gehen von da Straßen oder schnurgerade Wege, welche sich weit in den Feldern verlieren. Zuweilen sind so gar die Felder durch diese Wege mit geraden Winkeln abgetheilt, welches ihnen die Gestalt eines großen Gartens giebt. So siehet der Theil der Provinz Quito aus, welcher in den Cordilleras nord- und südwärts von der Hauptstadt lieget, die übrigens diesen Titel durch ihre Größe, ihre Gebäude und die Menge ihrer Einwohner mit Rechte verdienet. Die Länge dieser Stadt beträgt acht- oder neun hundert und die Breite fünf- bis sechs hundert Klaftern. Sie ist der Sitz eines Bischofs und des Gerichtspräsidenten, der zugleich Statthalter der Provinz ist. Es sind sehr viele Klöster darinn, nebst zweyen Collegien, welche eine Art von hohen Schulen vorstellen. Das eine gehört den Jesuiten und das andre den Dominicanern. Man zählt in dieser Stadt dreyßig- bis vierzigtausend Einwohner, von denen über ein Drittel Spanier oder doch von Spanischer Abkunft sind. Die Lebensmittel sind daselbst nicht übermäßig theuer, nur die ausländischen Waaren, die man nicht anders als mit der grösten Schwierigkeit hinein brin-

gen kam, sind da in außerordentlich hohem Preise, als z. E. unsre Leinwand, wollene Tücher und seidene Zeuge. Ich habe öfters etwas Eisen, dessen ich zur Verfertigung einiger Instrumente nöthig hatte, das Pfund zu sechs Realen, welches mehr als ein Thaler ist, bezahlen müssen; und ein Trinkglas kostet achtzehen bis zwanzig Franken: Jedoch ist alles dasjenige, was man zum Leben unumgänglich bedarf, in diesem Lande überflüßig anzutreffen.

Man muß gestehen, daß, wenn man in den außer den **Cordilleras** liegenden Wüsteneyen ist, und man diese Reihe rauher und spitziger Gebirge ansiehet, man sich nichts von allem dem, was dazwischen verborgen liegt, vorstellen sollte. Wenn man diese Berge, deren Anblick so fürchterlich ist, heran klettert, so sollte man eher glauben, daß man sich oben wegen des unfreundlichen Himmels genöthiget sehen werde auf der andern Seite wieder herunter zu steigen, und aufs neue in andere den vorigen ähnliche Wälder zu gerathen. Keiner kann sich einbilden, daß hinter diesen ersten Gebirgen andere, die eben so hoch sind, liegen, und daß beyde nur dienen dieses glückselige Land zu verbergen, wo die Natur durch ihre Freygebigkeit oder vielmehr Verschwendung das Bild des irdischen Paradieses erneuret.

Dieses kommt daher, daß das Land zwischen den doppelten Gebirgen eingeschlossen ist, welche dasselbe als zwo Mauren auf der ost- und westlichen Seite von dem übrigen America absondern. Die erste dieser beyden Reihen Gebirge

birge ist vierzig bis fünf und vierzig Meilen, wie ich schon angezeiget habe, von dem Meer entfernet; sie liegen sich einander zur Seite, sieben oder acht Meilen von einander, so viel nämlich ihre Spitzen betrifft. Bald entfernen sie sich etwas weiter und bald kommen sie näher zusammen; allein sie gehen allezeit beynahe in einer Richtung fort, welche von dem Mittagszirkel wenig unterschieden ist. Weil sie so sehr nahe an einander liegen, so ist dieses Ursache, daß das Erdreich, welches sie von einander scheidet, und fünf oder sechs Meilen in der Breite hat, überaus hoch ist, und daß die zwo Reihen, welche in Betrachtung der zwischen ihnen lebenden Einwohner ganz deutlich unterschieden sind, in Ansehung derer, die sich außerhalb denenselben befinden, nur ein einziger Klumpen zu seyn scheinen. Quito und der große Theil der Landschaft dieses Namens liegen demnach in einem langen Thale, welches allein deswegen für kein Gebirge gehalten wird, weil es zwischen noch höheren Gebirgen liegt, die meistentheils mit Schnee bedeckt sind. Die Cordilleras sind nicht in ihrer ganzen Länge so gedoppelt; jedoch sind sie es über ein hundert und siebenzig Meilen, welche ich südwärts von Cuenca bis nordwärts von Popayan durchgereiset bin; und ich weiß, daß sie noch viel weiter gegen Norden doppelt sind, obgleich das Land, indem es allzu niedrig wird, die guten Eigenschaften allmählig verlieret, die es um Quito besitzet.

Alles was ich von den Umständen dieses Landes eben gesagt habe, wird viel deutlicher werden, wenn man die

Augen auf die Kupfertafel wirft, welche ich anfänglich hier nicht einrücken wollte, die ich aber, nach reiferer Ueberlegung, mit ihrer Erklärung dem Ende dieser Abhandlung beyzufügen für nöthig erachtet habe. Man wird darauf diese Gebirge gerade nach ihrer Länge durchschnitten und eine Aussicht finden, welche ohngefähr ein Viertel desjenigen Theils enthält, welcher uns zu Bestimmung unserer Mittagslinie diente. Ich habe mich begnüget nur dieses Stück mitzutheilen, weil ich dasselbe am besten kenne, so viel nämlich das Ansehen betrifft, das es in Betracht eines draußen überaus weit davon befindlichen Zuschauers haben würde, der es von einem eben so hohen Punkte, als dasselbe ist, in Augenschein nimmt. Ich hätte den Plan, welcher die Gebirge im Seitenabrisse vorstellet, durch andre Oerter der Länge gehen lassen können; allein ich hatte verschiedene Gründe die Gegend von Quito vorzuziehen. Dieser Seitenabriß zeiget die Ausmessung der zwoen Reihen Gebirge an. Man siehet in dem Thale, welches sie ausmachen, oder in dem zwischen ihnen befindlichen Raume die Stadt Quito selbst, und man würde in der Weite noch andere Städte entdecken, wenn dieser inwendige Zwischenraum nicht von andern Bergen unterbrochen würde, die nicht so hoch aber ohne Ordnung zerstreuet und gleichsam in Ansehung der ersteren Außenwerke sind.

Die ziemliche Breite des Thales und seine Lage gegen die Sonne sollten die Hitze daselbst unerträglich machen; allein dagegen muß die große Höhe des Erdreichs und die Nachbarschaft des Schnees auch die Hitze mäßigen.

Diese zwey wiedrigen Dinge sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mit einander vermählet, und diese Verbindung muß nicht weniger einen beständigen Herbst als Frühling hervorbringen. Man weiß dort nichts von den schädlichen Thieren, den Tygern und den Schlangen, welche man unten in den Wäldern findet. Die Wärme ist oben für sie nicht groß genug. Das Wetterglas des Herrn de Reaumur stehet dort beständig auf vierzehn oder funfzehen Graden; die Felder sind allezeit grün. Man hat daselbst die Früchte des heißen Erdstrichs nebst denjenigen, welche man aus Europa dahin gebracht hat, als Aepfel, Birnen, Pfirschen. Die Bäume stehen fast beständig im Safte, und alle verschiedene Arten von Getreyde, insonderheit aber der Weizen, gerathen dort vollkommen gut. Man könnte daselbst auch Wein machen, wenn die Stadt Lima nicht einen Freyheitsbrief erhalten hätte damit allein zu handeln, da indessen die Provinz Quito von ihren natürlichen und gearbeiteten Waaren, als Tüchern und baumwollener Leinwand, ihre Nahrung hat.

Der Miswachs und die Theurung können insgemein keinen Beweis von der Güte des Landes geben, worin man sie verspüret. Inzwischen ist dieses dennoch durch eine besondere Ausnahme von Peru wahr. Ein ganzes Jahrhundert würde nicht ein Exempel von einem so regnichten Jahre, als das 1741te war, geben. Die Erndte blieb aus, und das Getreyde gab kaum den siebenden oder achten Theil von demjenigen, was es in mittelmäßigen oder

 schlech-

schlechten Jahren zu geben pflegte. Alles stieg im Preise, wie man leicht urtheilen kann. Denn Peru ist nicht ein Land, wo die Einwohner etwas auf künftige Zeiten aufzuheben und Vorrathshäuser, zu welchen man im Fall der Noth seine Zuflucht nehmen könne, anzulegen wissen. Ob man gleich durch eine mäßige Arbeit von der Erde, die dort sehr fruchtbar ist, reichliche Früchte erhalten kann, so ist doch das Brodt sehr theuer und kostet zwey- oder dreymahl mehr als hier; weil man in der Provinz Quito seine Absichten nur auf die gegenwärtige Nothdurft richtet, und vieles Land ungebauet liegen lässet. Diese Theurung erhöhete den Preis des Weizens, des Mayz und alles andern Getreydes, imgleichen der Erdäpfel, welche nebst dem Mayz die vornehmste Nahrung der Indianer ausmachen, auf acht- bis neunmahl. Dem Ansehen nach muste diese gemeine Noth überaus groß seyn, und sie wäre es sonst überall gewesen. Unterdessen litte doch fast niemand darin; die Armen empfanden die Beschwerlichkeit ein wenig, aber sie lebten dennoch. Man nahm seine Zuflucht zu den Hülsen- und andern Früchten, woran kein Mangel war. Man hatte immer Käse; und da das Vieh beständig fette Weide auf den großen Feldern an den Bergen fand, so war das Fleisch allezeit sehr guten Kaufs und um einen Preis zu haben, welcher, ob ich gleich die Ursache davon schon zum voraus angezeigt habe, einen wegen seiner gar geringen Verhältniß zu dem Brodte in Verwunderung setzen wird.

wird. Das Rind- oder Kuhfleisch gilt dorten das Pfund nur zwey oder drey Sols unserer Münze.

Man würde sich auch dort auf gleiche Weise alles, was man zur Kleidung nöthig hat, anschaffen können. Der Flachs geräth sehr wohl, und ich habe einigen in dem Lande gebaueten gesehen, der sehr schön war. Die Wolle ist zwar nicht vollkommen so gut, als die unsrige; aber wenn man wollte, könnte man sich dieselbe besser zu nutze und vortreffliche Tücher statt der schlechten, die man dort verfertiget, daraus machen. Man findet zu Quito nicht die Vicunnas oder Peruanische Schaafe, obgleich ein Thier von eben der Art da ist, welches die Indianer Llamas nennen, und welches man nicht besser, als mit einem kleinen Kameele vergleichen kann, dessen man sich bedient um Lasten von 50 bis 60 Pfunden von einem Orte zum andern zu bringen. Die Vicunnas trifft man in Chili an, und sie würden sonder Zweifel an verschiedenen Oertern in den Peruanischen Gebirgen gut fortkommen. Man findet dort auch die Ingredienzen zu Farben. Unten ist der Indigo sehr gemein; oben wächset eine Staude, welche ein ziemlich schönes Gelb hervorbringt, und man ziehet auch an einigen Oertern die Cochenille oder Scharlach-Würmer auf, welche man zur Karmesinfarbe braucht. Man treibt auch einigen Handel zu Ambato, welcher Ort zwanzig Meilen südwärts von Quito liegt, und wo die Witterung fast eben so beschaffen ist, außer daß das Wetterglas daselbst einen oder zween Grade höher steht. An Gewürzen

ist

ist dort ebenfalls kein Mangel, oder welches auf eins hinaus läuft, man kann statt derer, die wir kennen, andere gebrauchen, welche das Land hervor bringt. Man thut solches auch wirklich, und man könnte es noch mit größern Nutzen thun. Kurz, wenn man ein wenig oben oder unten einen Ort erwählen will; (denn wie wir gesehen haben, so macht dieses lange Thal nicht einen vollkommen ebenen Boden aus,) so kann man dort die Luft und die Annehmlichkeiten der allerverschiedensten Himmelsstriche genießen.

Weil das Land fast unter der Mittellinie liegt, so sind die Tage nnd Nächte bey nahe darin beständig gleich lang, und der Grad der Witterung an einem Orte ist fast das ganze Jahr hindurch einerley. Der Regen allein unterscheidet die Jahreszeiten. Es regnet dort von dem Wintermonate an bis zu dem May fast eben so, wie unten in den Wäldern. Dieser Regen nebst dem Erdbeben und den oftmahligen Entzündungen der feuerspeyenden Berge, deren es dort viele giebt, machen die bösen Eigenschaften des Landes aus, welche die guten ein wenig vermindern. Uebrigens können Reisende, welche in das innerste des Thales kommen, leicht wahrnehmen, daß sie darin nicht so weit herunter gehen, als sie draußen herauf stiegen, und daß sie daher weit über der Horizontallinie des Meeres sind; allein es fällt ihnen sehr schwer, oder vielmehr unmöglich diese Höhe zu berechnen. Ein so übler Weg läßt einem keine Zeit zum Nachdenken, und der mechanische Mensch ist

ist es fast allein, der hier reiset. Alle Gewässer, welche, nachdem sie sich versammlet haben und durch die eine oder die andere Reihe der Gebirge durchgebrochen sind, sich draußen herunter stürzen und nach allen Gegenden des Horizonts entweder in die Nord- oder Südsee fließen, zeigen die große Höhe auch genugsam an. Sie machen die höchsten Wasserfälle auf der Welt; aber sie lassen einen der bloß reiset, nichts bestimmtes erkennen. Man darf sich also nicht verwundern, wenn wir die Einwohner zu Quito unterrichtet haben, daß sie auf der bekannten Erde die erhabensten Völker wären; daß sie vierzehen- bis funfzehen hundert Klaftern über der Horizontallinie des Meers wohneten, und daß sie eine um ein Drittel dünnere Luft schöpfeten als andre Leute *). Man könnte so gar die Einschränkung der bekannten Erde weglassen; denn wie wir sehen werden, so kann man mit gutem Grunde glauben, daß die in den gemäßigten und kalten Erdstrichen befindlichen Gebirge nicht bewohnt und so gar bey einer geringern Höhe unersteiglich sind.

Wir befanden anfänglich eine große Beschwerlichkeit von der dünnen Luft. Diejenigen unter uns, welche eine zarte Brust hatten, empfanden den Unterscheid noch mehr, und hatten oft ein kleines Nasenbluten. Dieses kam sonder Zweifel daher, daß die Luft ein kleineres Gewicht hatte und durch ihren Druck das Blut nicht genugsam in den Gefäßen zurück halten half, welches seines Theils

*) Der Mercurius in dem Barometer stund zu Quito auf 20 Zolle und eine Linie.

Theils allezeit mit gleicher Stärke wirken konnte. Ich habe bey mir nicht angemerkt, daß diese Beschwerlichkeit viel größer ward, als wir hernach noch höher hinauf stiegen; vielleicht, weil ich mich schon zu dem Lande gewöhnet hatte, oder auch, weil die Kälte Ursache war, daß die Ausdehnung der Luft nicht so beträchtlich seyn konnte, als sie sonsten gewesen seyn würde. Viele unter uns fielen in dem Heraufsteigen in Ohnmacht und musten sich oft brechen; allein diese Zufälle waren noch mehr die Wirkung der Müdigkeit als der Schwierigkeit Athem zu holen. Dieses wird daher unstreitig erwiesen, daß man diesen Ungemächlichkeiten niemahls unterworfen war, wenn man ritte, oder wenn man einmahl den Gipfel erreicht hatte, wo die Luft jedoch noch dünner war. Ich leugne nicht, daß diese grosse Dünne der Luft die Müdigkeit beförderte und zu Vergrößerung der Mattigkeit etwas beytrug; denn das Athemhohlen wird dort überaus schwer, wenn man sich nur ein wenig angreift, und man kommt durch die geringste Bewegung ganz aus dem Athem; aber dies geschieht nicht, wenn man in der Unthätigkeit bleibt. Ich sage nichts, als dasjenige, wobey ich vielmahls ein Zeuge gewesen bin, und welches ich sonder Zweifel noch öfter gesehen haben würde, wenn die Erfahrung nicht die meisten unter uns bald überzeuget hätte, daß sie sich einer so großen Abmattung nicht bloß stellen dürften.

Quito liegt unten an einem von den unter dem Namen Pichincha begriffenen Bergen, welche zu der westlichen

chen Reihe der Cordilleras, die an der Südsee liegt, gehören. Man kann auf dieselben so wohl als auf die meisten andern sehr hoch herauf reiten. Verschiedene dieser Gebirge sind sich darin gleich, daß ihr Fuß von verschiedenen Hügeln formiret wird, welche aus Leim oder gemeiner Erde, die Kräuter hervor bringt, bestehen, und daß sich in der Mitten eine hundert und funfzig bis zwey hundert Klaftern hohe Pyramide oder Klumpen von Steinen erhebet. Es ist einigermaßen wahrscheinlich, daß ehemahls die Erde dieses alles bedecket hat, und daß der Fels zum Vorschein gekommen ist, entweder weil sie allmählich herunter gefallen oder durch ein plötzliches Erdbeben niedergerissen ist.

Auf diesen Theil des Pichincha ist es sehr schwer zu klettern. Wir brachten drey Wochen auf seinem Gipfel zu. Die Kälte war daselbst so strenge, daß einige unter uns scorbutische Zufälle empfanden, und daß die Indianer und die andern aus dem Lande mitgenommenen Bedienten ein heftiges Reißen im Leibe ausstunden. Sie gaben Blut von sich, und einige musten sich wieder herunter begeben. Allein ihre Unpäßlichkeit kam allezeit, als wir einmahl auf der Spitze des Felsen unsere Wohnung hatten, allein von der strengen Kälte her, deren sie nicht gewohnt waren, und die Ausdehnung der Luft schien davon wenigstens nicht die unmittelbare oder nächste Ursache zu seyn. Ich habe dieses mit desto größerer Sorgfalt untersuchet, als ich wuste, daß die meisten Reisenden sich darin betrogen hatten, weil die verschiedenen Wirkungen von ihnen nicht genugsam waren

unter-

unterschieden worden. Wir hatten oft des Abends, wenn wir speiseten, ein irdenes Becken voll Feuer in der Mitte nebst vielen angezündeten Wachskerzen oder Lichtern, und die Thüre unserer Hütte war mit doppelten Häuten dichte zugemacht. Diesem allen ungeachtet fror das Wasser in den Gläsern. Wir hatten alle Mühe von der Welt einen Perpendikel aufzustellen; wir waren fast beständig in den Wolken, welche uns sonst nicht das geringste als die Spitze des Felsen, auf welchem wir uns befanden, sehen liessen. Zuweilen veränderte sich der Himmel drey- oder viermahl in einer halben Stunde. Auf ein Ungewitter folgte schönes Wetter, und einen Augenblick darauf hörte man einen Donnerschlag um desto stärker, je näher er uns war. Unser Fels that in dem Betrachte desselben beynahe eben die Wirkung, welche eine Klippe in dem Meere thut, an welcher sich alle Wellen brechen. Wir hatten dort gegen das Ende unsers Aufenthalts, da wir die Kälte am stärksten zu seyn glaubten, kein Thermometer; allein wir hatten schon gesehen, daß dieses Werkzeug einige Grade unter der Kälte angezeiget hatte und daß dasselbe sich weit mehr als unten zu Quito veränderte. Zuweilen machten diese Veränderungen vom Morgen bis Nachmittage siebenzehen Grade aus, ob man dasselbe gleich beständig im Schatten hielte.

Der Mercurius, welcher in dem leeren Raume am Ufer des Meeres auf acht und zwanzig Zoll und eine Linie stund, befand sich auf der Höhe ohngefähr eine Linie unter

sechs-

sechszehen Zollen; die ausdehnende Kraft der Luft war hier, gleichwie unten und in **Europa**, ihren Verdickungen annoch vollkommen gleichmäßig. Diese und verschiedene andre mit eben so vieler Sorgfalt angestellte Betrachtungen bestättigen nicht allein diese Nachrichten, sondern lehren auch, daß selbst bey der Wirksamkeit der ausdehnenden Kraft der Luft in allen Gegenden des heißen Erdstrichs, welche sehr hoch sind, eine merkliche Gleichheit anzutreffen sey. Die wirklichen Verdickungen sind daselbst an einem jeden Orte dem Gewichte der obern Luftsäulen, die den Druck verursachen, gleichmäßig; diese Verdickungen verändern sich in geometrischer Verhältniß, da hingegen die Höhen der Oerter sich in arithmetischer Verhältniß befinden.* Unten aber ist es nicht so, weil daselbst die Wirksamkeit

* Daraus fließet diese sehr natürliche Regel, welche ich einigen Lesern zu Gefallen hieher setze: man darf nur in den gemeinen logarithmischen Tabellen die Höhen des Mercurius in dem Barometer, welche mit Linien ausgedrucket sind, aufsuchen; und wenn man $\frac{1}{30}$ von dem Unterscheide dieser Logarithmen abziehet, indem man mit der Characteristik nur die vier ersten Ziefern, die drauf folgen, nimmt, so wird man die verschiedenen Höhen der Oerter haben. Der Mercurius stund in dem Barometer zu Caraburu, welches der niedrigste von allen unsern Posten war, auf 21 Zolle $2\frac{3}{4}$ Linien oder $254\frac{3}{4}$ Linien; dahingegen auf dem felsichten Gipfel des Pichincha er auf 15 Zolle 11

samkeit der ausdehnenden Kraft der Luft in der That weit geringer ist, als in einer Höhe von ein- oder zweyhundert Klaftern

Linien oder auf 191 Linien stund. Wenn man den Unterscheid der Logarithmen dieser beyden Zahlen nimmt, so wird man 1250 finden, und wenn man den 30sten Theil davon abziehet, so kommen 1209 Klaftern für die Höhe des *Pichincha* über dem *Caraburu* heraus; und dieses stimmet mit der geometrischen Bestimmung überein. Die Anwendung dieser Regel ist um so viel richtiger, als die Höhen des Quecksilbers in dem Barometer an jedem Orte des heißen Erdstrichs sich nur sehr wenig ändern. Unten auf dem Ufer des Meers beträgt die Veränderung wenig über $2\frac{1}{3}$ oder 3 Linien, und zu *Quito* ungefähr eine Linie. Herr *Godin* hat zuerst angemerkt, daß eine solche Veränderung zu *Quito* alle Tage in gewissen Stunden statt habe, und ich glaube, daß man dieselbe der täglichen Ausdehnung der Luft zuschreiben müsse, welche die Sonne durch ihre Hitze verursachet. Diese Ausdehnung verhindert nicht, daß das Gewicht auf dem Ufer des Meers beständig einerley sey. Denn die Luftsäule mag höher oder niedriger seyn, so muß sie allezeit ein gleiches Gewicht haben. Allein die Ausdehnung, welche während dem Tage geschieht, ist Ursache, daß der öberste Theil der Säule etwas weniger Luft enthält, und daß hingegen etwas mehr davon in den öbersten Theil kommt. Dieses verändert die Vertheilung des Gewichts in Ansehung aller Oerter, die so wohl in den *Cordilleras* als auf andern Gebirgen liegen.

Klaftern; und sie muß auch daselbst beträchtlich geringer seyn, weil sie es auch ohngeachtet der Wirkung der Hitze ist, welche sonst zu ihrer Vergrößerung etwas beyträget. Es ist hier nicht der Ort bey dieser Sache sich weiter aufzuhalten und die Mittel anzuführen, deren ich mich zu genauer Ausfindung der Grade solcher Kraft an einem jeden Orte bedienet habe. Um vollends von denen auf dem Pichincha angestellten Beobachtungen Bericht zu ertheilen, so war der Secundenperpendikel, wenn man es nur bey dem bewenden lässet, was unmittelbar aus den Erfahrungen fließet, daselbst um $\frac{36}{100}$ einer Linie kürzer, als am Ufer des Meers.*

Wir hatten viele Standhaftigkeit nöthig, um mehr als 20 Tage lang wieder das Ungemach, das wir auf einem solchen Posten empfanden, zu streiten. Wir mußten zuletzt einsehen, daß wir dem Verlangen uns auf die höchsten Gipfel zu begeben, würden entsagen müssen. Wenn man sich alle Mühe giebt Berge heran zu klettern und mehr Land zu entdecken, so entdecket man fast nichts. Ein hohes Gebirge hält nicht allein alle darauf stoßende Wolken auf, sondern auch so gar diejenigen, welche seitwärts in einer gewissen Weite vorbey gehen; sie werden von dem Winde

* Ich habe ihn oben 36 Zolle $6\frac{71}{100}$ Linien, zu Quito 36 Zolle $6\frac{83}{100}$ Linien, und am Ufer des Meeres 36 Zolle $7\frac{7}{100}$ Linien befunden.

Winde dahinter getrieben, und dorten herrschet insgemein eine Windstille, welche sie zurückhält. Außerdem, wenn durch einen ungefähren Zufall, die Spitze, auf welcher man seine Stellung genommen, nicht mit Wolken umgeben ist, so sind es doch öfters die andern, welche man beobachten muß; und die Schwierigkeit wird ungleich größer, wenn vier oder fünf Gebirge uns fast zugleich in die Augen fallen müssen. Wir merkten demnach, daß es uns in allem Betracht vortheilhaft seyn würde die Triangel unserer Mittagslinie nicht so hoch laufen zu lassen, und daß wir uns insgemein begnügen müsten unsere Zeichen auf den Hügeln an dem Fuße felsichter Pyramiden aufzustellen. Ungeachtet der so nöthigen Vorsicht, die wir gebrauchten, hat uns doch nichts bey unserer Arbeit mehrere Beschwerlichkeit verursachet, als die plötzliche Abwechselung der Hitze und der Kälte, die wir von einem Augenblicke zum andern empfanden, so oft wir nur eine beträchtliche Weite entweder aufwärts oder unterwärts stiegen.

Der Herr de la Condamine und ich waren schon einmahl auf den Gipfel eben desselben Berges hinan geklettert; wir thaten es aber damahls nur um den Posten zu untersuchen und stiegen sogleich wieder herunter. Uns überfiel oben ein Sturm. Der Wind nahm keinen gewissen Strich, und stieß fast auf einmahl von unterschiedenen Seiten auf uns. Der Donner trieb die Schlossen mit Macht gerade auf uns zu, er ließ sich aber nicht stärker hören,

hören, als etwa wenn das Zündpulver an einem Rohre abbrennet; dies bewegte uns zu glauben, daß sein Knall auf den höchsten Gebirgen niemahls stärker sey. Weil wir uns drey Wochen daselbst aufhielten, hatten wir Zeit genung dieses erste Urtheil zu verbessern; und wir haben uns seitdem gar oft auf andern Bergen befunden, allwo wir verschiedentlich ein erschrecklich rollendes Getöse, welches zu weilen über unserem Kopfe, zuweilen auch unter uns war, vernahmen. Man darf nicht zweifeln, daß es Donnerschläge gebe, die überaus schwach sind: von dieser Art sind vielleicht die meisten derjenigen Blitze, auf welche kein Knall erfolget. Von unten aus vernimmt man sie nicht: es sind zum Glück leere Schläge; dieses kann seine verschiedene Ursachen haben, und rühret auch oft daher, daß man gar zu weit davon entfernet ist. Bey dem Vorfall, davon ich rede, fanden wir uns gleichsam mitten in dem Feuer des Gewitters; allein dem Ansehen nach war der daselbst versammelte Vorrath von Feuer fangendem Stoffe gar zu geringe.

Die höchsten Standplätze bey unsern Beschäfftigungen mit der Mittagslinie sind allemahl die beschwerlichsten für uns gewesen. Der höchste Posten, nach welchem wir uns bey unsern Triangeln wirklich richteten, ist 2334 Klaftern höher als das Meer. Er heißt Sinazahuan; er formiret eine von den Spitzen des Gebirges Asouay, welches zwischen den Gebieten Riobamba und Cuenca die Grenze ausmachet. Man wird sich verwundern, wenn man höret, daß die Incas da einen Weg gemacht haben,

auf welchem noch täglich reisende anzutreffen sind; allein man pflegt die Zeit dabey wohl wahrzunehmen. Denn hat man das Unglück daselbst von einem mit grobem Reife oder mit Schnee vermischten Wetter überfallen zu werden, so läuft man Gefahr nie von da zurück zu kommen. Wir ließen zu gutem Glück etliche Zelte im Vorrath dahin bringen; und wir musten auch wirklich innerhalb zehen oder zwölf Tagen, die wir uns daselbst verweilten, dreymahl nach einander neue Zelte nehmen. Man war unserntwegen zu Atun-Cagnar, welches ein drey bis vier Meilen davon entlegener Flecken ist, in so großer Unruhe, daß man öffentliche Gebeter für uns anstellte.

Wir haben bey Durchstreichung der Gebirge alle Gelegenheit gehabt einzusehen, wie sehr sich einige Naturkündiger betriegen, welche dafür halten, daß die Wolken und der Nebel der Art nach unterschieden seyn. Oft reichten die Wolken nicht an uns; sie waren fünf- oder sechshundert Klaftern niedriger, und verursachten, daß wir die Erde nicht sahen, da sie inzwischen denen die auf dem flachen Lande waren, den Himmel verdeckten: zuweilen waren diese Wolken nicht so schwer und stiegen höher, da sie uns dann nicht anders als ein bloßer Nebel vorkamen, in welchem wir uns befanden. Wenn ich sie in einer ziemlichen Weite unter mir betrachtet habe, schienen sie allezeit sehr weiß: ich kann sie sowohl in Ansehung der Farbe als der Gestalt, die sie dazumahl hatten, nicht besser vergleichen, als mit tlichen Haufen Baumwolle, die an einander stoßen und

eine

eine gewässerte Fläche formiren mögten. So viel die Farbe anbelangt, trifft bey dem Wasser eben das genau ein, was man bey dem Glase anmerkt. Man weiß, das Glas verlieret seine Durchsichtigkeit, wenn man es zu Pulver stößt, und es siehet so weiß aus als der Schnee, wenn man es von der Seite betrachtet, da es sehr helle ist. Eben die Bewandtniß hat es mit dem Wasser, wenn es in den Wolken oder im Nebel in kleine Stückchen oder in kaum zu bemerkende Tröpflein verwandelt worden ist. Wann diese sehr kleine Tropfen nichts anders sind als kleine hohle Kügelchen, so muß vermöge der darin enthaltenen Luft, nachdem diese sich nämlich mehr oder weniger ausdehnet, das Wasser, woraus die Blase bestehet, eine veränderte Dicke annehmen; und wie die kleine Kugel ihre Größe verändert, so muß die Wolke entweder steigen oder fallen, bis daß sie sich in einem Gleichgewichte mit der Lage der Luft befindet, darin sie schwimmet. Heute haben die Wolken eine gewisse Schwere, sie erhalten sich in einer bestimmten Höhe, man siehet sie auf allen Bergen nur bis zu einem gewissen Punkte steigen; aber ein andermahl werden sie, nachdem der Durchmesser der kleinen Blasen größer oder kleiner ist, leichter oder schwerer werden, und man wird sehen, daß sie sich in einer höhern oder niedrigern Luftgegend aufhalten werden. Bey dem Aufgange der Sonnen nimmt man bey ihnen vornehmlich eine merkliche Bewegung wahr; sie steigen auf eine gleichförmige Weise und zuweilen mit einer ziemlich großen Geschwindigkeit herauf.

 Allein,

Allein, damit ich wieder zu ihrer Durchsichtigkeit zurück komme, so muß ich anmerken, daß, gleichwie die kleinen Blasen, woraus sie bestehen, einen gar zu großen Haufen kleiner Flächen dem Gesichte darstellen; also dieselben dunkel scheinen, wenn man sie von unten ansiehet; da hingegen, wenn der Zuschauer über ihnen ist, als wir es auf dem Pichincha und andern hohen Gebirgen waren, alle zurückfallende und in einander vermischte Strahlen, nachdem sie verschiedene mahle gebrochen worden, das Weiße bilden, so viel wir von den Eigenschaften des Lichts wissen.

Man siehet fast alle Tage auf dem Gipfel eben dieser Berge eine außerordentliche Lufterscheinung, welche so alt als die Welt seyn muß, und von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach doch niemand vor uns Zeuge gewesen ist. Das erste mahl als wir dieselbige beobachteten, waren wir alle mit einander auf einem nicht so gar hohen Berge, namens Pambamarca. Eine Wolke, von welcher wir umgeben waren, und welche sich zertrennete, ließ uns die aufgehende Sonne, die sehr hell glänzete, sehen. Die Wolke gieng nach der andern Seite; sie war nicht dreyßig Schritte und also noch nicht weit genug entfernt, um die weiße Farbe zu bekommen, von der ich oben geredet habe, als ein jeder unter uns seinen Schatten auf derselben sahe und zwar nur seinen eigenen allein, weil die Wolke nicht eine an einander hangende Fläche ausmachte. Weil dieselbe so wenig entfernet war, so konnte man alle Theile des

Schattens

Schattens unterscheiden; man sahe die Arme, die Beine, den Kopf; allein was uns in Verwunderung setzte, war dieses, daß dieser letztere mit einem Strahlenkranze geschmückt war, der aus drey oder vier kleinen concentrischen Kronen von einer sehr lebhaften Farbe bestund, von denen eine jede eben dieselben verschiedenen Farben hatte, als der erste Regenbogen, indem das rothe daran auswendig war.

Der Raum zwischen diesen Kreisen war gleich, und der letzte der schwächste. Endlich sahen wir in einer großen Weite einen großen weißen Kreis, welcher alles einfassete. Dies ist gleichsam eine Vergötterung für jeden Zuschauer, und ich kann nicht umhin hiebey anzumerken, daß ein jeder das empfindliche Vergnügen ruhig genoß sich mit allen diesen Kronen geziert zu sehen, ohne etwas von seiner Nachbaren ihren wahrzunehmen. Es ist wahr, mit dem gewöhnlichen Regenbogen verhält es sich fast eben so, ob man gleich nicht allezeit darauf Acht hat. Ein jeder siehet seinen besondern Regenbogen, weil derselbe für jede Person einen andern Mittelpunkt hat. Aber da die Kronen, die man auf den Peruanischen Gebirgen erblicket, sehr klein sind, und dem Schatten des Zuschauers zuzugehören scheinen, so hat ein jeder das Recht sich diejenigen, welche er siehet, zuzueignen. Die erste umgiebt unmittelbar den Kopf des Schattens, und die andern folgen darauf. Der Zuschauer, welcher allein ein Zeuge von dem ist, was seine eigene Person betrifft, muthmaßet nur, daß die andern sich in eben den Umständen, als er, befinden.

Ich habe oft die Durchmesser dieser Bögen betrachtet. Selbst das erste mahl, da wir sie wahrnahmen, ermangelte ich nicht solches zu thun; ich verfertigte in der Eile eine Art von Jacobsstabe von den ersten Linealen, die ich fand, weil ich befürchtete, dieses wunderbare Schauspiel mögte sich nur selten zeigen. Ich habe seitdem bemerket, daß die Durchmesser von einem Augenblicke zum andern ihre Größe veränderten, doch so, daß der Zwischenraum unter ihnen allezeit gleich blieb, ob sie gleich größer oder kleiner wurden. Außerdem läßt sich diese Lufterscheinung nur auf den Wolken sehen, ja nur auf denen, deren Theilchen gefroren sind, nicht aber auf den Regentropfen, wie der Regenbogen. Es darf sich nur ein Gewölke, das die Sonne verdeckte, zurück ziehen, und dieses Gestirne stärker wirken; so müssen sich gleich die kleinen Blasen der gegenüber stehenden Wolke ausdehnen. Da ihre Fläche größer wird, muß die geringe Dicke des Wassers abnehmen; und indem dieselbe solchergestalt dünner geworden, so kann nur eine größere Schiefe oder Blasen, die von dem Mittelpunkte des Schattens weiter entfernet sind, eben diese Farben hervorbringen, wie solches aus anderen Erfahrungen, die wir in dieser Sache haben, bekannt ist. Gemeiniglich war der Durchmesser des ersten Bogens ohngefähr $5\frac{2}{3}$ Grade, des folgenden ohngefähr 11 Grade, und des dritten 17 Grade und so ferner; der Durchmesser des weißen Kreises war ohngefähr 67 Grade. Die eigentliche Zeit dieser Erscheinung, welche erfordert, daß der Schatten auf eine Wolke falle, entschul-

diget die Peruaner wegen des ihnen zu machenden Vorwurfs, daß sie solche nicht gesehen haben. Zu einer so ungewöhnlichen Zeit hat keiner außer einem Naturkündiger auf dem Gipfel eines hohen Berges etwas zu verrichten. Man würde diese Erscheinung vermuthlich zuweilen auf unsern Thürmen, die sehr hoch sind, wahrnehmen können. Ein jeder von uns hat manche sich nicht gar sehr ausbreitende Nebel gesehen, die nur einige Schritte von uns entfernet waren. Es fehlte weiter nichts, als der andre Umstand, nämlich die an dem Horizont gerade gegenüber stehende Sonne. Selbst in dem Falle, wo dieser letztere Umstand nicht völlig statt findet, kann man doch noch oft einen Theil des weißen Kreises erkennen, gleichwie ich solches nachher, da ich darauf Acht gegeben, verschiedene mahle bemerket habe.

Die Höhe der felsichten Spitze des Pichincha macht beynahe die beständige untere Grenze des Schnees in allen Gebirgen des heißen Erdstrichs aus. Ich habe befunden, daß dieser felsichte Gipfel über der Horizontallinie der Südsee 2434 Klaftern erhaben ist. Der Schnee fällt viel weiter herunter. Man hat denselben zuweilen so gar, obgleich sehr selten zu Quito fallen sehen, welches über 900 Klaftern niedriger liegt; allein dieser Schnee pflegt denselben Tag zu schmelzen; da hingegen derselbe in allen Theilen der Cordilleras, wo ich gewesen bin, liegen bleibet. Einige Berge reichen nicht an diese Grenze; etliche berühren dieselbe, als der Pichincha; sehr viele andere sind

höher

höher und ihre Spitze ist allezeit beschneyet und folglich unzugänglich, weil der Schnee sich daselbst in Eis verwandelt. Dessen Oberfläche muß den Tag hindurch nothwendig ein wenig schmelzen, wenn der Berg nicht in den Wolken verborgen ist. Allein, wenn die Sonne aufhöret zu wirken, so entstehet gleichsam ein Glatteis; das Wasser gehet in den Zwischenraum der untersten Lagen und frieret daselbst, wodurch der Schnee überaus dicht und ein durchaus fester Körper wird. Dessen Oberfläche verhärtet sich zugleich und wird so glatt als ein Spiegel, daher es gleichsam unmöglich wird höher hinauf zu steigen. Diese Grenze hänget von allzu vielen unterschiedenen Umständen ab, und daher läßt sich davon nichts nach einer gewissen Regel bestimmen. Verschiedene Berge in Peru sind von der Art, daß sie sich leicht entzünden; denn sie sind fast alle Volcanen gewesen, oder sind es auch noch wirklich ohngeachtet alles ihres Schnees, welcher dieselben unkenntlich zu machen vermögend ist. Ueberdem ist es gewiß, daß je einen grössern Raum der Klumpen einnimmt, der ihnen zur Grundlage dienet, er ihnen eine desto größere Hitze mittheilen und die Grenze des Frostes entfernen müsse, weil man diese Klumpen fast als ein anders Erdreich, welches alle Tage von der Sonne erwärmet wird, zu betrachten hat. Dahingegen bringt der beschneyete Theil, wenn derselbe größer ist, eine ganz wiedrige Wirkung hervor; er verursacht rund herum eine größere Kälte, daraus ein wenig weiter unten Frost oder Eis entstehen kann. Indessen ist der Unterscheid

nicht

nicht groß, so viel ich davon habe bemerken können, und die untere Grenze des Schnees macht auf allen Peruanischen Gebirgen gleichsam eine Horizontallinie, so daß man durch einen bloßen Blick ihre Höhe zu beurtheilen im Stande ist.

Die Volcane, wie ich eben gesagt habe, machen die stärkste Ausnahme von dieser Regel; allein die Ausnahme ist zuweilen von der Art, daß es schwer fallen würde sie vorauszusehen. Ich habe dieses bey dem Cotopaxi, nach welchem wir uns bey Ziehung unsrer Mittagslinie gerichtet hatten, und welcher in der östlichen Reihe lieget, angemerket. Der Ort unsers Standplatzes war ungefähr 150 oder 180 Klaftern unterhalb der unteren Grenze des Schnees: wie aber im Jahr 1742 dieser Berg sich von neuem entzündete, so fieng der Schnee oben an zu schmelzen. Unten sahe man, wie dessen Dicke bisweilen zunahm; allein die untere Grenze oder der Anfang der Gefrierung erniedrigte sich zugleich und war nachgehends unterhalb des Postens, auf welchem wir uns während der Zeit, da wir an unsern Triangeln arbeiteten, gelagert hatten. Ich nahm mir die Mühe und besuchte den Berg zu Anfange des 1743sten Jahres noch einmahl, um so wohl von diesem Umstande als von verschiedenen andern eine rechte Gewißheit zu erlangen, und ich konnte darin nicht fehlen. Es schien diese besondere Begebenheit mit den bekannten Erfahrungen, da man die Gefrierung durch Hülfe des Feuers beschleuniget, etwas ähnliches zu haben. Allein die genaue Untersuchung

der Sache ließ mich bald wahrnehmen, daß solche von einer ganz unterschiedenen Ursache herrührete. Ich erkannte, daß dasjenige, was ich von weitem für Schnee angesehen hatte, in der That keiner, sondern Wasser war, welches, da es von oben herab fiel und um den ganzen Berg floß, während seines Falles gefroren war. Es ist gewiß, die geringste Hitze ist schon zureichend dergleichen zarte Theile, als diejenigen, woraus der Schnee besteht, zu schmelzen, wenn selbige auf einen Boden fallen, der innerlich erhitzet ist. Aber wenn eine Lage Wasser von einer gewissen Dicke über eben denselben Boden fließet, kann die untere Hitze so schwach seyn, daß sie sich der höheren Oberfläche nicht mittheilet; und wann diese Oberfläche eben einer großen Kälte blos gestellet ist, so kann nichts verhindern, daß solche nicht zu Eis werden sollte. Der oben befindliche Schnee, indem er wegen der Nähe des Feuers über den Cotopaxi zerfloß, gab demnach beständig neues Wasser; und wenn dieses Wasser unten fror, nachdem es sich in unendliche Menge kleiner Bäche zertheilet hatte, so bedeckte es den Berg mit Eise, gleich als mit Haaren, wenn man denselben von einer gewissen Weite erblickete; in einer größern Entfernung aber schien es ein Ganzes, welches völlig zusammen hieng, zu seyn. Eben dieselbe Wirkung würde auf allen andern Gebirgen statt haben. Der Schnee bleibt daselbst nur bis zu einer gewissen Grenze, herunterwärts zu rechnen, liegen. Dahingegen eine Lage Wasser, wenn sie nur ein wenig dick wäre, noch etwas weiter herun-

ter auf ihrer Oberfläche frieren würde. Solchergestalt erkannte ich die Ursachen dieser Naturbegebenheit, da ich mich auf die Stelle begab. Wenn man die Ausnahme, welche dieselbe macht, und einige andere, die nicht beträchtlich sind, in Betrachtung zieht, so macht der unterste Schnee, ich wiederhole es noch einmahl, eine ziemlich richtige Horizontallinie in allen um die Mittellinie liegenden Ländern.

Allein wenn wir die Sache auf eine allgemeinere Weise untersuchen; wenn wir unsere Gedanken auf die ganze Erdkugel richten; so läuft diese Linie mit der Fläche der Erden nicht völlig parallel, und es ist offenbar, daß sie stuffenweise niedriger werden muß, so wie man sich von dem heißen Erdstriche entfernet und den Polen näher kommt. Diese Linie ist 2234 Klaftern über der Horizontallinie des Meers in der Mitte des heißen Erdstrichs; bey dem Anfange der gemäßigten Erdstriche wird sie nur 2100 Klaftern hoch seyn und über den Gipfel des Berges Theyde oder Pico in der Insel Teneriffa, der beynahe diese Höhe hat, weggehen *. In Frankreich und Chili gehet sie 15 bis 1600

* Der P. Feuillee, welchem wir eine große Anzahl wichtiger Beobachtungen zu danken haben, giebt dem Berge Pico eine Höhe von 2213 Klaftern in einer geschriebenen Nachricht, welche er bey der Zurückkunft von seinen 1724 in die Canarischen Inseln gethanen Reise der Academie überreichte. Allein wir glauben aus Gründen, die wir gleich anführen werden, daß man zum wenigsten 140 bis

1600 Klaftern hoch, und indem sie sich, je weiter man von der

bis 150 Klaftern von dieser Höhe abrechnen müsse. Der Beobachter bediente sich einer Grundlinie, welche, weil sie nur 210 Klaftern in der Länge hatte, viel zu kurz war, wenn man die Entlegenheit des Pico, von welchem er über 10000 Klaftern entfernet war, betrachtet. Diese Grundlinie war wegen ihrer übelen Lage nur einer andern viel kleinern gleich. Denn zufolge einer Methode, die fast niemahls, als in der Theorie gut ist, war sie auf den Berg gerichtet, anstatt daß sie eine fast gerade Richtung haben sollte. Es kamen also wirklich nicht mehr als 40 Klaftern auf die Grundlinie, welche vertical oder in einer beynahe senkrechten Lage an die zwo nach dem Gipfel des Berges geführten Gesichtslinien zu stehen gekommen wäre. Endlich hatte der P. Feuillee die Schiefe seiner Grundlinie nicht geachtet, weil ihm gesagt worden, daß die See ehemahls den Boden derselben bedeckt hätte. Inzwischen wenn die Sache wahr wäre, so hatte das Erdreich sich nachgehends erhoben und es hatte sich gegen den Fuß des Berges, wo der andere Standplatz war, noch mehr erheben müssen. Nun aber, wenn die Abhängigkeit des Erdreichs auf 210 Klaftern nur 3 betragen hat, welches nicht sehr beträchtlich ist, so sind die beyden Gesichtslinien wegen der Höhe des andern Stanplatzes in der Luft in einer geringern Weite und einer geringern Höhe zusammen gelaufen. Und wenn man die kleine Länge der verminderten Grundlinie, welche nur 40 Klaftern beträgt, in Betrachtung zieht, so muß man von der gefundenen Höhe des P. Feuillee ohngefähr den dreyzehenden oder vierzehenden Theil abziehen. Ich habe

der Mittellinie kommt, immer mehr heruntersenket, so wird sie jenseit der zween Polarzirkel die Erde berühren, ob wir gleich dieselbe nur allezeit im Sommer betrachten.

Diese Linie kann man die beständige untere Grenze des Schnees nennen; denn es muß noch eine andere, nämlich die Linie der obern Grenze seyn, an welche aber allem Ansehen nach die höchsten Berge in der Welt nicht reichen. Wenn einige so hoch wären, daß sie ihre Gipfel über alle Wolken erhöben, so würden diese höchsten Spitzen auf ihren öberſten Theilen von Schnee befreyet seyn und man würde oben, wenn man dahin kommen könnte, einen vollkommenen und beständigen heitern Himmel haben, wie man oft mit Unrecht von dem Olympus, dem Ararat und dem Theyde oder Pico auf Teneriffa vorgegeben hat, obgleich dieser letzte nicht einmahl die untere Grenze des Frostes völlig erreicht. Um dasjenige, was ich selbst wahr befunden habe, nur bloß anzuführen, so sind einige Berge, die uns zu Errichtung unserer Triangel gedienet haben, als der Cotopaxi 6 bis 700 senkrechter Klaftern hoch beschneyt. Es würde unnütz seyn vieler andern zu gedenken, die sich längst unserer Mittagslinie befinden, gleichwie noch anderer,

be dafür gehalten, daß die Leser diese Anmerkung nicht als was fremdes in einem solchen Werke, wie dieses, wo so oft von Bergen gehandelt wird, ansehen werden.

anderer, die man auf beyden Seiten des Magdalenenflusses antrifft, wenn man gegen die Nordsee bis nach St. Martha kommt. Chimborasso, welcher der höchste von allen denen ist, die ich betrachtet und selbst gesehen habe, erstreckt sich 3217 Klaftern hoch über das Meer, und der beschneyete Theil desselben beträgt 800 Klaftern. Allein wenn zuweilen die Wolken einen weit niedrigern Strich nehmen, in welchem Falle man die Spitze des Gebirges über denselben sehen kann, so gehen sie auch öfters weit, und zuweilen 3 bis 400 Klaftern höher, so viel ich davon in der Ferne habe urtheilen können, indem ich nämlich ihre Höhe und die Größe des Berges, den ich schon ausgemessen hatte, gegen einander hielte. Kurz, der senkrechte Zwischenraum zwischen der zweyfachen Grenze des Schnees, nämlich der obern und untern, beträgt in dem heißen Erdstriche wenigstens 11 bis 1200 Klaftern; ja man muß diese Höhe noch beträchtlich vermehren, wenn es erlaubt ist mit den andern Wolken diejenigen zu vermengen, welche zuweilen durch den Dampf der Volcane entstehen; denn ich habe solchen noch 7 bis 800 Klaftern höher steigen sehen. Wenn man also diese letztere Höhe zum Grunde setzte, und es genugsam hohe Berge gäbe, so würde man um dieselben einen Eisgürtel wahrnehmen, der 2240 Klaftern über der Horizontallinie des Meers anfienge, und sich ohngefähr 4300 oder 4400 Klaftern über derselben endigte, nicht etwa darum, daß die Kälte aufhöret, weil es im Gegentheil gewiß ist, daß dieselbe zunimmt, je mehr man

sich

sich von der Erde entfernet; sondern, weil die Wolken oder Dünste nicht höher steigen können.

Es ist leicht einzusehen, wenn man nur einige Aufmerksamkeit darauf bezeiget, daß die Kälte sich vermehren müsse, je höher man sich in die Luft erhebt. Dies ist nicht allein die erste Hinderniß, welche uns nicht gestattet höher zu steigen, sondern auch eine solche, die uns nicht gestatten würde in einer sehr großen Höhe zu leben, wenn es uns gleich möglich wäre da hinauf zu gelangen. Und dieses bedachten eben diejenigen nicht allemahl genug, die von einem anmuthigen Aufenthalte, welchen sie sich über dem Wolkenhimmel einbildeten, geschwatzet haben. Um die Kälte, die man auf der Spitze der Berge empfindet, begreiflich zu machen, hat man sich nicht ohne Grund auf die kurze Dauer der Wirksamkeit der Sonne bezogen, welche nicht länger als nur wenige Stunden eine jede ihrer Seiten bestrahlet; und oft geschiehet auch das nicht einmahl. Eine Horizontalfläche ist bey klarem Wetter mitten am Tage der senkrechten Wirkung der Sonnenstrahlen, welche durch nichts geschwächet werden, bloß gestellet: da hingegen ein sehr abhängiger Boden, und die Seiten einer hohen Spitze steiler Felsen von ihnen nur schräge getroffen werden. Allein wir wollen uns nur auf einen Augenblick in der mittlern Höhe der Luft einen freyen und abgesonderten Punkt gedenken und uns dabey einbilden, als wenn weder Berge noch in der Luft schwebende Wolken vorhanden wären.

Je mehr eine Mitte durchscheinend ist, desto weniger Wärme erhält sie durch die unmittelbare Wirkung der Sonne. Weil ein sehr durchsichtiger Körper die Strahlen leicht durchlässet, so kann man daraus schließen, daß kaum seine kleinen Theile davon berühret werden. In der That, was für einen Eindruck könnten sie wohl in denselben machen, da sie ihn fast ungehindert durchstreichen? Nach den Betrachtungen, die ich schon vorhin angestellet habe, verlieret das Licht, wenn es aus senkrechten Strahlen bestehet, auf der Erde nicht den 100000sten Theil seiner Kraft, indem es einen Schuh in der freyen Luft durchläuft. Hieraus läßt sich urtheilen, wie sehr wenige Strahlen gedämpft werden, oder in diesen flüßigen Körper wirken können, indem sie durch eine Lage gehen, die nicht die Dicke, ich sage nicht eines Zolles oder einer Linie, sondern des bloßen Durchmessers des allerkleinsten Theilchens hat, das man sich einbilden kan. Inzwischen ist die Dünne und Durchsichtigkeit oben noch weit größer; dies lehrete zuweilen der bloße Augenschein auf den Cordilleras, wenn man entfernte Gegenstände betrachtete. Endlich erhitzet sich unten die grobe Luft durch die Berührung oder durch die Nähe solcher Körper, die dichter sind, als sie, und welche sie umgiebet und gleichsam bekriecht; und die Hitze kann sich allmählig bis zu einer gewissen Weite mittheilen. In dem niedrigen Theile der Luft sammlet sich auf diese Weise alle Tage eine sehr beträchtliche Hitze, und er ist vermögend eine um so viel größere zu fassen, je dichter und gröber derselbe ist. Aber man siehet wohl, daß es anderts

anderthalb oder zwo Meilen über der Erdfläche nicht eben die Bewandtniß habe, obgleich das Licht, wenn es da hindurch schießet, ein wenig lebhafter ist. Die Luft und der Wind müssen also daselbst allezeit überaus kalt seyn, und je höhere Gegenden man sich in dem Luftkreise vorstellen wird, je durchdringender wird daselbst die Kälte seyn.

Uberdem bekommen wir die Wärme, deren wir zu unserm Leben nöthig haben, nicht in jedem Augenblicke unmittelbar von der Sonne. Der während demselben anhaltende Grad dieser Wärme ist nur einem sehr kleinen Theile derjenigen gleich, welche alle Körper, die uns berühren, angenommen haben, und nach welcher die unsrige sich beynahe richtet. Die Wirkung der Sonne unterhält fast nur die ganze Hitze in eben demselben Zustande, indem sie am Tage die Verminderungen ersetzt, welche dieselbe während der Nacht erlitten hat, oder welche sie beständig leidet. Wenn die hinzugekommenen Grade größer sind, als die verlohrnen, so nimmt die ganze Hitze zu, gleichwie es hier im Sommer geschieht, und sie wird immer mehr und mehr bis zu einer gewissen Größe wachsen. Allein zufolge dessen, was wir eben beobachtet haben, kann dieser Zusatz, oder um so zu sagen, diese Summe der gehäuften Grade nicht weit über den Gipfel eines hohen Berges gehen, dessen sehr erhabene Spitze nur allezeit einen kleinen Raum einnimmt. Aus dieser Ursache waren die Abwechselungen des Thermometers auf dem Pichincha so groß; dahingegen

sie zu Quito geringer und an dem Ufer des Meeres noch kleiner waren. Der niedrigste Stand des Thermometers an jedem Orte hat allezeit eine Verhältniß zu der Größe der Wärme, die derselbe von dem Erdreiche bekommt; und da diese Größe auf dem Gipfel des Berges sehr geringe ist, so muß der von der Sonne während dem Tage dazu gefügte Theil nach Verhältniß größer seyn.

Es ist gewiß, daß man die Hitze, welche die Erde durch die anhaltende Wirkung der Sonne bekommet, mit den meisten andern Wirkungen der Natur vergleichen könne, welche sich allmählig vermehren, und welche in gewisse Grenzen, die sie nicht überschreiten, eingeschlossen sind. Die Grade der Vergrößerung, welche man aus der Zusammensetzung des Ganzen herausbringt, sind niemahls beständig gleich. Diese Grade, insonderheit, wenn man sie gegen die Mitte ihrer fortlaufenden Verhältniß betrachtet, vermindern sich, bis sie in nichts verwandelt werden, oder bis daß die Wirkung, welche aufhöret zu wachsen, das letzte Ziel ihrer Vergrößerung erreichet. Nun aber folget daraus, daß je kleiner die vermehrte oder ganze Wärme ist, oder je weiter sie von ihrem höchsten Grade entfernet ist, sie auch um desto mehr in einer gleichen Zeit durch die Wirkung der wirkenden Ursache, wenn sie gleich eben dieselbe ist, vergrößert werden müsse.

Man findet noch eine Merkwürdigkeit in allen hohen Oertern der Cordilleras, welche eben die Ursache hat. Die-

Dieselbe bestehet darin, daß, wenn man aus dem Schatten in die Sonne gehet, man einen größern Unterscheid in der Wärme und Kälte der Luft, als hier in unsern schönen Tagen empfindet. Alles hilft zuweilen in Quito die Sonne ungemein heftig machen; allein man braucht so dann nur einen Schritt zu thun und in den Schatten zu gehen, so empfindet man fast schon die Kälte. Dieses würde nicht geschehen, wenn die ganze von dem Erdreiche herrührende Hitze weit beträchtlicher wäre. Wir sehen nunmehr auch, warum eben dasselbe Thermometer, wann man es in den Schatten und hernach an die Sonne stellet, weder zu aller Zeit noch an allen Oertern sich in der gewöhnlichen Verhältniß verändert. Dieses Werkzeug weiset insgemein des Morgens auf dem Pichincha einige Grade unter der Kälte, und dieses muß man als eine dem Orte eigene Witterung ansehen. Allein wenn man dasselbe während dem Tage an die Sonne stellet, so ist leicht zu erachten, daß die Wirkung sehr groß und weit mehr als noch einmahl so stark seyn werde, man mag sie auch messen, wie man wolle. Ich muß hier noch eine Betrachtung über diese Sache beyfügen, damit ich einen Grund angeben könne, warum wir zuweilen eine so strenge Kälte ausstunden, da doch das Thermometer nur eine mittelmäßige anzeigte. Es scheinet, daß drey oder vier Grade, welche dasselbe unter der Kälte zeigte, keine Verhältnisse zu allen Beschwerlichkeiten oder vielmehr Krankheiten hatten, die wir ausstunden. Aber man muß sich erinnern, daß wir aus einem

sehr gemäßigten Erdstriche herkamen, welcher uns gleichsam ein neues Vaterland geworden war, und daß unsere Reise in andere Gegenden allezeit mit großer Eilfertigkeit geschahe. Man kann in diesen Ländern alle Tage die Probe haben, daß die Hitze und Kälte nur in gewisser Verhältniß groß sind, und daß unser gegenwärtiger Zustand vornehmlich von dem Orte, wo wir herkommen, herrühret. Wenn man auf die Cordilleras steiget oder davon herunter kommt, und durch die 6 oder 700 Klaftern über der Horizontallinie des Meers erhabene Stellen gehet, so empfindet man Kälte oder Hitze an eben demselben Orte, nachdem man entweder von unten oder oben kommt. Man frieret, wenn man von unten kommt, und man schwitzet hingegen durch und durch, wenn man von oben, wo es frieret, herunter gehet.

Wir haben schon etwas dergleichen beobachtet, als wir in den Französischen Inseln auf die höchsten Berge stiegen, die wir antrafen. Nachdem wir fünf oder sechs Stunden gegangen waren, kamen wir auf Martinique zu dem Gipfel des so genannten kahlen Gebirges um 1 Uhr nachmittags und zitterten vor Frost, obgleich das Thermometer $17\frac{1}{2}$ Grad über der Kälte stund. Man muß sich sogar an einem jeden Orte ziemlich lange aufhalten, damit man sich schlechterdings dazu gewöhne. Dieses beweiset, daß unsere Schweißlöcher nicht leicht ihre Größe verändern, oder daß wir nicht alsbald eine Leibesbeschaffenheit bekommen,

men, welche sich in einen jeden Himmelsstrich schicket. Dieses ist sonder Zweifel die Ursache aller betrübten Zufälle, welche sich von einer Zeit zur andern zutragen, wenn man genöthigt ist über einen sehr hohen Gipfel oder durch einen erhabenen Paß zu gehen, indem man aus den Cordilleras kommt oder sich in dieselben begiebt. Gleichwie man während der Reise herauf gewisser maßen einen Schutz findet, weil der Wind von den ihm im Wege liegenden Gebirgen unterbrochen wird; also empfindet man unterwegens eine gemäßigte Luft. Allein so bald man auf die Spitze gekommen ist, wird man auf einmahl von der Kälte überfallen, und der ungestüme Wind, welcher sich erhebt, macht dieselbe durch die kleinen Eisstückchen, die er mit sich führet, noch ungemein heftiger. Wenn man erwegt, wie sehr die Geschwindigkeit dieser Veränderung von der Langsamkeit unterschieden sey, mit welcher unsre verschiedene Jahrszeiten auf einander folgen, so wird man sich die Gefahr besser vorstellen, welcher man in dem Falle, davon hier die Rede ist, sich bloß gestellet findet. Ich habe Gelegenheit gehabt mehr als einmahl anzumerken, daß ein sehr kleiner Unterscheid in der Höhe sehr erhabener Oerter einen sehr großen in der Witterung verursachte. Zuweilen war das Wetter an dem Orte, wo ich mich befand, nur mittelmäßig böse, und ich sahe gantz deutlich, daß es sich 30 oder 40 Klaftern über mir ganz anders an dem Orte verhielte, wo der Sturm den Theil des Berges traf, welcher mit Schnee bedecket war. Einige Reisenden haben sich,

wenn das Wetter nur kurze Zeit daurete, nicht anders retten können, als daß sie ihren Pferden den Bauch aufschnitten und sich darin legten.

Ich habe schon etwas von dem Wege gedacht, den man am Fuße des Guayaquils oder Caracol nehmen kann; allein es findet sich noch ein anderer Paß, der unendlich fürchterlicher und im ganzen mittäglichen America beschrien ist. Man nennet selbigen den Paß Guanacas: er liegt unter 2 Gr. 34 Min. nordlicher Breite zwischen Popayan und der kleinen Stadt la Plata. Man nimmt diesen Weg, um über die östlichen Cordilleras zu kommen, welche, ohne von ihrer Höhe etwas zu verlieren, indem von einer Weite zur andern immerfort beschneyete Spitzen angetroffen werden, in ihrer ersten Richtung fortlaufen und sich ohngefähr 100 Meilen weiter nordwärts in der Gegend endigen, wo sich der Cauca- und Magdalenenfluß vereinigen, zwischen denen sie von Popayan fortgehen. Man unternimmt die Reise über selbige zu Guanacas nicht anders als mit Furcht und Zittern, besonders wenn man von der Außenseite kommt. Man sucht sein Lager so hoch aufzuschlagen als es nur immer möglich ist, oder vielmehr, man lieget in dem Dorfe gleiches Namens, welches an der östlichen oder äußern Seite befindlich ist, stille. Daselbst muß man unumgänglich warten, wenn man aus den schwarzen Wolken, welche sich auf der Höhe gesetzt haben, abnimmt, daß einem das Wetter zuwieder sey. Die Maulesel,

esel, deren man sich allemahl bedienet, weil sie sicher auf den Beinen und auch stärker sind, haben nicht nur ihren Antheil an den Gefährlichkeiten, sondern sind noch weit größern unterworfen. Außerdem daß sie gleich den Menschen mit einer durchdringenden Kälte zu streiten haben, werden sie müde und kraftlos. Es ist der ganze Weg mehr als zwo Meilen lang mit Gebeinen von dergleichen daselbst umgefallenen Thieren dergestalt angefüllet, daß es nicht möglich ist nur einmahl seinen Fuß ruhen zu lassen ohne selbige zu berühren. Ich bin genöthigt worden durch diesen engen Paß meinen Weg zu nehmen, da ich bey meiner Rückreise nach Europa mich auf dem Magdalenenflusse zu Schiffe und nach Carthagena begeben wollte. Da ich mitten aus den Cordilleras heraus kam, muste ich geschickter seyn die Beschwerlichkeit dieses Weges zu überstehen, der 4 biß 5 Meilen südwärts einen beschneyeten sehr hohen Berg, namens Cocunucu, der ehemahls ein Volcan war, jetzo aber wirklich verloschen ist, und nordwärts einen andern ebenfalls mit Schnee bedeckten Berg, nämlich den Huila zur Seite hat. Oben in dem Thale zwischen den Bergen ist ein kleiner Teich, dessen Wasser nicht gefroren war; und nicht völlige hundert Klaftern davon an jeder Seite befindet sich auf der einen die Quelle des Cauca, und auf der andern die Quelle des Magdalenenflusses. Ich erblickte einige Ballen Waaren, die man längst dem Wege hatte liegen lassen; man wollte sie lieber ein andermahl nachholen, als vier und

zwanzig

zwanzig Stunden später aus diesem gefährlichen Passe kommen. Meiner Meynung nach hat man von Popayan bis la Plata 19 bis 20 Meilen; und insgemein rechnet man auch 20 oder 22 Tage auf diese Reise.

Obgleich der Schnee Ursache ist, daß man die Berge nicht über die untere Grenze des Frostes ersteigen kam, so kletterten doch der Herr de la Condamine und ich im Brachmonat 1742. auf den Volcan Pichincha; dieser ist ein anderer Gipfel, der sich weit höher erstreckt, als der erste, hinter welchem er in Ansehung der Stadt Quito lieget. Wir sahen uns mit Schnee umgeben, welcher uns etliche Tage hindurch alle Wege versperrete, so daß niemand zu uns kommen konnte, und zuweilen wurden wir genöthiget insgesammt Hand anzulegen, um zu verhüten, daß er das Zelt unter welchem wir unser Lager hatten, nicht einreißen mögte. Weil dieser Schnee noch frisch war und sich etwas eintreten ließ; weil auch die abhängige Lage nicht so steil war, und wir nicht gar weit mehr zu steigen hatten; so waren wir im Stande ganz bis zu dem Rande des Volcans hinauf zu klettern, durch dessen verschiedene Entzündungen Quito mehr als zu viel gelitten hat. Die gar zu durchdringende Kälte erlaubte uns nicht über eine halbe Viertelstunde oben zu bleiben. Aus den in Augenschein genommenen Oertern erkannten wir, daß zwo Hindernisse die starke Wirkung des Volcans auf die Stadt gehemmet hätten; nemlich der da-

zwischen

zwischen liegende felsichte Gipfel, auf welchem wir uns so lange und mit so vieler Beschwerlichkeit aufhielten, und ausserdem die Mündung des Volcans selbst, welche nach Quito zu eine aus Felsen bestehende halbe Krone vorstellet, die dem ausgeworfenen Brennzeuge im Wege gestanden und ihn genöthiget hat insgemein seine Richtung zu verändern. Es war etwas merkwürdiges, daß sich mittlerweile, da wir mit dieser Untersuchung beschäfftiget waren, ein anderer Volcan in der östlichen Reihe und gleichsam vor unsern Augen entzündete. Dieß war der Cotopaxi, der seinen Schnee schmelzte und das Andenken seiner vormahls angerichteten Verheerungen, die einen sehr merkwürdigen Zeitpunkt in der Geschichte dieser Länder ausmachen, erneuerte.

Der Herr de la Condamine und ich sind noch einmahl über die beständige und untere Grenze des Schnees den Choussalong oder Corasson de Barionuevo hinauf geklettert, welches ein anderer Berg ist, von dessen Hügeln einer uns einen festen Punkt zu unsern Triangeln gegeben hat. Sein felsichter Theil stellet gleichsam ein Dach von einem Hause vor; und da er eben an dem nordlichen Ende fast ganz von Schnee entblößet war, machten wir uns solches, obwohl mit vieler Beschwerlichkeit zu Nutze; wie wir oben hinauf kamen, fanden wir uns ganz mit Eise bedeckt. Dieser Berg ist nach der von mir geschehenen geometrischen Ausrechnung 2476. Klaftern hoch. Das Quecksilber hält sich daselbst in dem Barometer auf 15 Zoll 9 Linien,

nien, etwas mehr als 12 Zolle 3 Linien niedriger als am Seestrande. Man hatte nie ein Barometer auf einen so hohen Ort gebracht, und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß niemand jemahls dahin gekommen war; denn es muß ein Bewegungsgrund da seyn, um dergleichen Reisen vorzunehmen. Die Begierde nach Reichthümern, welche so viele Leute in Peru, gleich wie sonsten überall beschäfftiget, führet sie gar nicht auf so hohe Felsen, sondern treibt dieselben vielmehr an die unten befindlichen Graben durchzu suchen.

Es ist genug, daß die erste Lage Schnee, die auf einen Berg gefallen ist, nicht zergehe, damit die andre und dritte um so viel weniger schmelzen möge. Solchergestalt scheinet es, daß der Schnee allezeit in der Dicke zunehmen müsse, bis er zuletzt seine Abdachung verlieret und sich losreißet, welches auch überdem durch die Erdbeben geschicht. Man siehet dergleichen Klumpen, die größer als ein Haus sind, herunter rollen, wo sie sich erhalten, ob es gleich weit unterhalb der Horizontallinie ist, davon wir geredet haben; weil sie sich in der Höhlung eines tiefen Grabens im Schatten befinden. Der Wind bewirft sie mit Sande, der sich daran hänget; sie verlieren ihre Weiße und man betriegt sich, wenn man sie vor wirkliche Felsen hält, mit denen sie fast einerley härte Haben. Als sich eine dieser Klumpen im Jahr 1739 von dem Cotopaxi losgerissen hatte, bestimmete ich etliche Monate nachher einen Theil der

Dicke,

Dicke, die der Schnee auf dem Berge hatte. Ich maß sie vermittelst eines Micrometers aus, indem ich sie an verschiedenen Orten untersuchte; und ich befand sie von ungefähr 54 Schuh, ob gleich dieses nicht mehr als ein Theil der ganzen Dicke seyn sollte. Zu Anfange des 1743sten Jahres hatte ich Gelegenheit eine andere Dicke, die doch auch nur getheilet war, auszumessen; und ich fand sie 76 Schuhe stark, selbst zu einer Zeit, da sich Ströme von Rauche und Flammen aus dem Berge ergossen.

Das dritte Capitel.

Anmerkungen oder besondere Betrachtungen über die Beschaffenheit des Erdreichs, über die Erdbeben, die Volcane u. s. w.

In den Gebirgen um Quito scheinet wenig Erz zu seyn, ob man gleich ehemahls daselbst Goldkörner gefunden hat und sie zuweilen noch findet. Die Oerter, daraus man wirklich einen ansehnlichen Vorrath dieses schätzbaren Metalls und wenigstens Goldstaub bekommt, sind gemeiniglich weit niedriger. Die Cordilleras haben nordwärts zween Grade von der Mittellinie, beynahe ihre ganze Höhe verloren; sie sind daselbst kaum den vierten Theil so hoch als in der Gegend von Quito. Hernach erheben sie sich auf einmahl bey Popayan, welches

ches 8 bis 9 hundert Klaftern höher als die See lieget,* aber sie erniedrigen sich von neuem, wiewohl nicht in der östlichen, sondern in der andern an der Südsee liegenden Reihe, welche sich westwärts wendet, und nachdem ein Strich derselben sich nach der Ostseite des Meerbusens von Darien gezogen hat, ihren Lauf nach der Meerenge von Panama nimmt, da sie Choco von dem übrigen südlichen America absondert und hierauf weiter in die Provinz Mexico gehet.

In diesen westlichen Cordilleras giebt es viel Gold, so wie in dem östlichen und untersten Theile der einer andern sehr langen Reihe, die sich davon ein wenig südwärts von Popayan absondert, und nachdem sie durch Santa Fe de Bogota und Merida gegangen, sich unweit Caracas an der Nordsee endiget. Da die Goldkörner allezeit in ziemlich niedrigen Oertern in Ansehung des übrigen Theils der Cordilleras gefunden werden, so ist man überdem auch nicht eher im Stande dieselben zu entdecken, als bis fast allemahl zwo Schichten unterschiedener Arten von Erde, darunter sie verborgen liegen, weggeräumet sind. Die erste, welche aus einer gemeinen Erde bestehet, ist drey bis vier, zuweilen auch zehen bis zwölf Schuhe dick. Man trifft darunter oft eine etwas dünnere und gelbliche Schicht an, und noch tiefer findet sich die dritte von violblauer Farbe,

* Der Mercurius stund in dem Barometer zu Popayan auf 22 Zoll $10\frac{2}{3}$ Linien, und seine Veränderung muß daselbst gleichwie in allen andern erhabenen Gegenden des heißen Erdstriches nicht über anderthalb Linien austragen.

de, welche oft drey oder vier Schuhe, bisweilen aber auch nur einen Zoll dick ist; und eben in dieser dritten ist das Gold damit vermischet. Weiter hinunter verändert die Erde abermahl ihre Farbe, sie wird so schwarz wie auf der Oberfläche des Bodens und enthält gar kein Erz. Uebrigens gräbt man nicht allenthalben ohne Unterscheid. Man siehet auf solche Oerter, wo das Erdreich abhängig ist und sucht vielmehr in diesen als in andern Oertern nach. Man verfährt, gleich als ob das Gold, ehe es von den beyden öbern Schichten bedeckt worden, durch fließendes Gewässer dahin geführet wäre. Man weiß auch gewiß, daß die Erde, wenn sie einmahl gewaschen oder ihrer Reichthümer beraubet ist, keine andere wieder hervorbringe; woraus denn fließet, daß das Gold daselbst gleichsam verwahrt gewesen sey. Dieses läßet sich vielleicht nicht von den andern Erzgruben sagen, in welchen das Metall in einer felsichten Substanz stecket. Man behauptet, daß in diesen letzteren und eigentlich so genannten Erzgruben täglich ein neuer Zuwachs erfolge. Es finden sich dergleichen inwendig in den Gebirgen; doch habe ich keine gesehen, und sie sind nur jenseit der Mittellinie oder auf der Südseite anzutreffen.

In der Gegend von Popayan, als zu Quina-major, zu Barbacoa und selbst in Choco, von dessen Lage ich schon geredet habe, führt man die Erde nicht weg, um dieselbe zu waschen, wie sie in Chili thun. Solches würde fast allezeit zu schwer, wo nicht gar unmöglich fallen,

um so viel mehr, da die Lastthiere auf den dortigen Wegen nicht fortkommen können. Die Absonderung des Goldes von der Erde wird auf der Stelle selbst verrichtet. Man machet einen Graben, der nachdem das Erdreich abhängig ist, etwa vierzig Schuhe in der Länge, und fünf bis sechs in der Breite hat. Man wirft die beyden ersten Schichten der Erde aus, und führt hiernächst Wasser in diese Grube, welches man an dem andern Ende wieder ablaufen lässet. Immittelst arbeiten fünf oder sechs Leute, die sich in das Wasser begeben, den Grund mit Schaufeln und Stangen von Eisen durch, und zerstoßen die Erde, worin die metallischen Theile enthalten sind. Diese Arbeit währet vierzehen Tage oder drey Wochen, bis nämlich der ganze Theil der dritten Schicht, der in dem Raume eingeschlossen ist, nicht nur mit dem Wasser vermischet sondern auch fortgeführet worden ist und unten nichts mehr als der Goldstaub mit dem schweresten Sande zurücke bleibet. Man siehet, daß man genug gegraben habe, wenn die mit den Werkzeugen losgearbeitete Erde schwarz wird. Dem Ansehen nach sollte in einem Lande, wo es fast beständig regnet, kein Mangel an Wasser seyn. Allein da es wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht lange stehen bleibt, ist man oft genöthigt dasselbe sehr weit her zu holen. Sie zanken sich in den Wäldern darum: man muß es oft sehr theuer bezahlen und wirklich mit Golde aufwägen, wenn man es haben will. Außerdem aber wird es nicht anders als mit großen Kosten zur Stelle gebracht, ob man

sich

sich gleich dazu gewisser Wasserleitungen bedienet, die in der Eile von Brettern oder dem dicken Rohre, dessen ich gedacht habe, verfertiget sind. Diese Schwierigkeit nebst dem Mangel der Lebensmittel, welcher daher entsteht, entweder diese Gegenden keine hervorbringen, oder es auch an der Zeit zum Feldbau fehlet, verursachet oft, daß die Arbeit in unterschiedenen Oertern, deren Reichthum ausnehmend ist, gar liegen bleibet.

Wenn man erstlich den Goldstaub und den Sand, womit er untermenget ist, beysammen hat, so wird hernach nicht mehr so viel Zeit dazu erfordert. Man darf es sodann nur noch einige mahle waschen; und man bedienet sich dazu einer Schüssel oder eines Beckens, worin es zusammen herum geschüttelt, und das Gefäß selbst von Zeit zu Zeit auf die Seite gekehret wird. Zuweilen kann man es noch geschwinder verrichten, wenn man den kleberichten Saft gewisser Pflanzen, der sich an den Sand, nicht aber so leicht an das Gold hänget, dazu gebrauchet. Man bedienet sich auch des Magnetsteins, wenn derselbe den Sand, wie oft geschicht, an sich zieht. Zuweilen nimmt man auch wohl zu einem ganz entgegen gesetzten Mittel seine Zuflucht, nämlich zu dem Quecksilber, wie man denn in Choco hiezu oft genöthigt ist, wo das Erz mit der Platine einer in diesem Lande besonders eigenen Gattung Kieß vermenget ist. Die Scheidekunst muß nur allezeit ganz ungekünstelte Processe denenjenigen in die Hände geben, welche in den Americanischen Wüsteneyen mit den Metal-

len zu thun haben. Wenn man das Quecksilber ohne etwas davon zu verlieren, herausbringen will, so nimmt man nur eine hölzerne Schüssel oder Becken und gießt darin ein gewisses Maaß von Wasser. In die Mitte werden ein oder zween Ziegelsteine gelegt, und darüber ein anderer, welcher glüend und bestimmt ist das Metall zu halten, damit es nicht durchschwitzen möge. Alles zusammen bedeckt man mit einem andern nicht so großen Becken, damit das Quecksilber, welches in der Ausdämpfung auf dasselbe stößt, in das unterste herunter fallen möge. Das Gold um Popayan hält 21 bis 22 Karate. Eine von den Gruben, deren Größe ich bereits angemerkt habe, giebt zuweilen nur eine einzige Mark, aber öfters auch fünf bis sechse ja 18 bis 20, wenn man durch ein ungemeines Glück eine vollkommen gute Stelle angetroffen hat. Man findet daselbst auch zuweilen sehr große Körner.

Quito kann sich nicht rühmen, daß es diese Reichthümer, wornach die Menschen so begierig sind, besitze, welche man in Choco findet; allein diese Hauptstadt hat in ihrem fruchtbaren Erdreiche andere, welche wesentlicher sind. Ich will zu dem, was ich davon schon gesagt habe, noch dieses hinzufügen, daß man daselbst oft das Vergnügen hat die Bäume zu gleicher Zeit voller Blumen, Knospen und Früchte zu sehen. Man darf nicht zweifeln, daß die vollkommene Gleichheit der Jahrszeiten denenjenigen Bäumen, die insgemein in den warmen Ländern wachsen, zuträglich sey; allein in Ansehung der dahin gebrachten Europäi-

ropäischen scheinet sie eine etwas wiedrige Wirkung zu haben. Diese letztern können auf den Cordilleras einen solchen Grad der gemäßigten Luft, als ihnen nöthig thut, leichtlich finden; aber weil dort die Wärme nicht so wie hier durch die Jahrszeiten vertheilet ist, so fehlet es ihnen allemahl an etwas. Sie können sich so zu sagen nicht eine gewisse Zeitlang ausruhen, und zu einer andern durch Vereinigung ihrer ganzen Kraft wieder zu treiben anfangen. Dies ist vielleicht Ursache, daß unsere Früchte daselbst niemahls eben den Grad der Güte, den sie in Europa haben, erreichen. Es mögten sich auch unter den dortigen Landesgewächsen selbst wohl einige finden, die ebenmäßig einer Abwechselung in denen Jahrszeiten bedürften; denn so gar der Baum, der die niedlichsten Früchte trägt, die ich dort gesehen habe, wirft alle Jahre seine Blätter ab.

Diese Frucht, die ich mit keiner von unsern Früchten zu vergleichen weiß, der ich aber den Vorzug vor diesen allen geben mögte, heißet Chirimoya. Sie ist zuweilen größer als unsre größesten Aepfel. Ihre Schale ist fast nicht stärker wie auf unsern Feigen, wiewohl sie etwas dicker seyn mögte; ihre Farbe aber ist ein wenig dunkler. Sie ist gleichsam ausgeschnitzt und als mit Schuppen bedeckt, die ohne große Kunst gebildet, oder blos mit einem Grabstichel gemachet zu seyn scheinen. Ihr Fleisch ist weiß und zäsericht, aber von einem überaus lieblichen Geschmacke. Die Anana wenn sie wohl ausgesucht und

recht reif ist, schmeckt ebenfalls sehr köstlich und hat den vortrefflichsten Geruch. Allein die meisten andern Früchte, die nicht zugleich einen angenehmen säuerlichen Nachschmack geben, haben in dem heißen Erdstriche einen Geschmack wie die Caßienrinde oder sonst etwas, das denen zuwieder ist, die nicht dazu gewöhnet sind.

Übrigens weiß man nicht, ob es nicht durch neue Bemühungen dahin zu bringen wäre, daß die Früchte zu einer größern Vollkommenheit gedeyen und die Felder reichlicher tragen mögten. Der Ackerbau wird in dem Spanischen America, ungeachtet der Boden von guter Art zu seyn scheinet, so wie alle andern Künste, über die Maaße verabsäumet, und man lässet daselbst, ohne es zu merken, mancherley Vortheile fahren, die ohne Kosten zu erhalten stünden. Man wird sich dieses gewiß kaum einbilden können, wenn man bedenkt, wie viele Leute von einem Jahre zum andern in diese Gegenden ziehen, die doch in der Gartenarbeit nicht ganz und gar unerfahren seyn sollten. Inzwischen hat die Sache ihre Richtigkeit. Die Bäume in Peru sind alle wild: sie verstehen daselbst nicht einen zubereiteten Nahrungssaft zu entlehnen und von einem Stamme auf den andern zu bringen. Eben so wenig wissen sie, was es für Nutzen haben würde, wenn man hin und wieder, wo es sich schicket, Zweige wegschnitte. Also sehen sie auch nicht ein, wie groß der wahre Ertrag aller dieser schon von Natur so fruchtbaren Ländereyen seyn würde. Wir können nur so viel urtheilen, daß es nicht schwer seyn würde

 solchen

solchen höher zu treiben, da das Erdreich selbst seinen Schooß öffnet, und die von ihm zu erwartende Früchte ungezwungen und gegen eine so geringe Bemühung den Einwohnern zufließen lässet.

Vielleicht trägt die von den Volcanen ausgeworfene Asche viel zu Vermehrung der Fruchtbarkeit bey, nachdem sie der Erden völlig einverleibet worden. Das Land ist überall voll Salz. Es zeigt sich fast alle morgen der Salpeter wie ein kleiner Anschuß an verschiedenen Orten auf den Straßen und Wegen. Ich sahe bey diesen verschiedenen Umständen nur auf die Aehnlichkeit, die unter ihnen statt finden muß und berichte sie bloß darum, weil sie mir merkwürdig scheinen. Der Herr von Tournefort hat angemerket, daß die Wassermelonen in dem sälzigten Boden Armeniens, insonderheit um das Kloster Dreykirchen * vollkommen wohl gerathen. Dieser Ort muß überaus hoch liegen, wie man wahrnimmt, wenn man seine Augen auf die Karten und den darin bezeichneten Lauf der Flüsse richtet. Ich erstaunte, da ich eine Gegend, die vollkommen so wie die an der Südseite des Flusses Mira beschaffen war, 15 oder 16 Meilen nordwärts von Quito antraf. Der Boden ist daselbst vornehmlich in dem Dorfe St. Catharina des Salines so voll Salz, daß von hieraus fast die ganze Landschaft damit versehen wird. An eben diesem Orte

* Es hat den Namen von drey alten Kirchen, von welchen die Türken es vitch klisse nennten, und woraus die Franzosen *trois eglises* gemacht haben. Die Armenier nennen es Itchmiadzin, welches die Herniederkunft des einzigen Sohnes bedeutet,

Orte giebt es vortreffliche Wassermelonen; und die ganze hiesige Gegend ist die fruchbarste in den Cordilleras.

In Peru kann man die Erde inwendig bis zu einer ziemlich großen Tiefe besehen, weil da alles mit Graben durchschnitten ist. Man trifft oft einige an, die zweyhundert Klaftern breit und sechzig bis achtzig tief sind; ja etliche sind zweymahl so groß. Verschiedene von ihnen mögen wohl durch das Erdbeben entstanden seyn; die meisten aber hat der schnelle Schuß des Wassers gemacht, welches während den Ungewittern auf den Gebirgen alles mit sich fortreißen kann, zu andern Zeiten hingegen sich dermaßen verlieret, daß man oft trockenes Fußes dadurch zu gehen im Stande ist. Zuweilen sind die Seiten dieser Graben ganz senkrecht, und wenn man sich die Mühe nimmt bis zu ihrem Ursprunge hinauf zu steigen, so siehet man, daß sie ebenfalls mit einem scheitelrechten Falle sich anfangen, welches zuweilen aus der Höhe des Erdreichs nicht zu vermuthen war. Oft gehet man auf einem grün bewachsenen nur gar wenig abhängigen Boden; und ehe sich es einer versiehet, ist er an dem Rande einer gähen Tiefe.

Man darf sich nur einen Ort aussuchen, um in dergleichen große Flußbetten, darin immer nur wenig Wasser befindlich ist, hinabzusteigen, so kann man alle Eigenschaften der verschiedenen Schichten der Erde untersuchen. Es zeigen sich darin gar keine Spuren von den großen Ueberschwemmungen, die in allen andern Weltgegenden so häufige Merkmahle hinterlassen haben. Ich habe mir die größeste Mühe gegeben, um nur etwan eine Muschelschale zu ent-

entdecken, aber allezeit vergebens. Vermuthlich sind die Peruanischen Gebirge gar zu hoch. Der schwarze Sand, welchen der Magnet an sich ziehet, findet sich hier in großer Menge; und man kann wahrnehmen, daß die Schichten welche man darin siehet, und bey denen die Mischung der Farben sehr unterschieden ist, keinesweges von einem oftmahligen Anflusse herrühren, sondern vielmehr durch die Ausbreitung des von den Volcanen ausgeworfenen Brennzeuges entstanden sind; fast alles ist daselbst dem Ansehen nach ein Werk des Feuers. Einige dieser Berge bestehen bis zu einer ziemlichen Tiefe aus nichts anders, als Schlacken, Bimssteinen und Stücken verbrannter Steine von verschiedener Größe; und alles dieses liegt zuweilen unter einer Lage gemeiner Erde verdeckt, die Gras und wohl gar Bäume träget. Diesen Stoff findet man in Schichten über einander, deren Dicke nicht allemahl gleich ist und immer abnimmt, so wie man sich von dem Berge weiter entfernet. Bald sind sie einen Schuh, bald einen halben Zoll dick, und vier oder fünf Meilen weit verlieret man sie nicht aus dem Gesichte, außer wenn man öfters in die Nähe eines andern Volcans kommt, bey welchem man fast eben solche Wirkungen, wie bey dem ersten, zu entdecken anfänget.

Alle diese Anmerkungen machte ich vornehmlich am Fuße des Cotopaxi, welcher völlig die Gestalt eines abgekürzten Kegels bekommen hat, weil sein Gipfel fortgerissen ist. Der untere Theil dieses Volcans ist ganz rund geworden und hat eine regelmäßige Gestalt von allem dem ausgewor-

geworfenen Stoffe bekommen, der nicht mit genugsamer Macht fortgetrieben worden oder zu leicht gewesen ist, als daß er in eine große Bewegung hätte gesetzet werden können. Ich habe oben gesagt, daß die felsichten Pyramiden, die sich oben fast auf allen Bergen befinden, vielleicht nicht anders als durch die plötzliche Einstürzung der Erde oder deren unvermerkten Fall zum Vorschein gekommen sind. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß es mit verschiedenen und vielleicht mit dem Pichincha selbst, von dem damahls die Rede war, ganz anders zugegangen sey. Es ist gar wohl möglich, daß der durchgebrannte und schwarze Fels, darin viele solche Theile, die das mit dem Magnet bestrichene Eisen an sich ziehet, enthalten sind, durch die Kraft eines unterirdischen Feuers in die Höhe gehoben worden. Dies Feuer ist hernach an andern Orten ausgebrochen und zu ohnmächtig gewesen den ganzen Fels aufwärts zu treiben.

Daß ich wieder auf den Cotopaxi komme, so siehet man am Fuße desselben ganze Schichten ausgebrannter und in sehr kleine Stücken verwandelter Steine, welche fünf bis sechs Mannslängen dicke sind. Die dickeste von diesen Lagen ist die oberste, und ich bin versichert, daß sich dieselbe sehr weit erstrecket und unter dem guten Lande, welches vielleicht seinem Ursprunge nach nichts anders als Asche war, verbirget. Ich sollte fast glauben, daß man die aus calcinirten Steinen bestehende obere Lage der entsetzlichen Entzündung, deren alle Geschichtschreiber gedenken,

denken, und die sich um den Anfang des 1533sten Jahres, nach dem Tode des Atahualpa, Königs von Quito, begeben hat, zuschreiben müsse. Wir alle haben davon mit größestem Erstaunen andere eben so außerordentliche Spuren wahrgenommen und Steine gesehen, die über acht bis neun Schuhe im Durchmesser hatten und weiter als drey Meilen fortgetrieben waren. Viele unter denselben zeigen durch die Striche, auf welchen sie auf der Erde fortgeschleifet sind, noch den Volcan an, der sie ausgeworfen hat. Diese großen Steine sind gar nicht so wie diejenigen verbrannt, womit der Fuß des Berges bedecket ist, und sie können nicht anders als durch die erste Gewalt der Entzündung so weit getrieben seyn. Man wird also, wie es scheinet, keine dergleichen Wirkung zu befürchten haben, so lange der Volcan seine jetzige dem Ansehen nach 5 bis 600 Klaftern breite Mündung behält.

Die Indianer meyneten, dieser Zufall wäre ihnen vorher verkündigt worden, und sahen ihn als den unglücklichen Augenblick an, da es ihnen nichts mehr helfen konnte sich gegen Ausländer zu wehren, welche sie unter das Joch bringen sollten, und welche in ihrer Eroberung schon sehr weit gekommen waren. Pedro Cieſſa de Leon, Garcilaſſo Herrera u. alle andere Geschichtschreiber thun davon Erwehnung. Sie schreiben diese Weißagungen zum Theil dem Huayana Capac, dem zwölften und letzten Kayser, des Atahualpa Vater zu, und nennen den Berg den Volcan von Laracunga, welcher 5 bis 6 Meilen davon liegt.

Wenn

Wenn man die Anzahl seiner verschiedenen Entzündungen nach der Menge der verschiedenen am Fuße desselben befindlichen Schichten ausgebrannter Steine bestimmen wollte, ohne einmahl die untersten Schichten, welche zerstreuet und durch einander geworfen sind, mit zu rechnen, so würde diese Entzündung wenigstens die zwanzigste seyn. Allein dem Ansehen nach ist der bey einem jeden Ausbruche herausgekommene Stoff nicht von einerley Art und Farbe gewesen und die verschiedenen Gattungen desselben sind nach und nach, so wie sie in dem Schooße des Berges in einer verschiedenen Ordnung lagen, ausgeworfen worden Indessen darf man nicht zweifeln, daß sich der Berg zu mehrern mahlen entzündet habe, und es ist gewiß, daß die im Jahr 1533. geschehene Entzündung nicht allein allen Stoff, den man am Fuße des Volcans siehet, hat hervorbringen können. Wären die unterschiedenen Lagen alle zu gleicher Zeit herausgeworfen, so hätten die Wohnplätze, welche die Indianer in den umliegenden Gegenden hin und wieder hatten, und deren einige noch wirklich stehen, ganz und gar verstöret werden müssen. Aber was für einen Zeitpunkt soll man den unter den andern liegenden zerstreueten Schichten bestimmen? Diese haben vormahls eben so als diejenigen, welche noch jetzo in ihrem ersten Zustande sind, parallel gelegen; allein die Natur, welche, daß ich so reden mag, ihre Gewohnheit langsam zu wirken vergaß, setzte diesen ganzen Theil der Cordilleras auf einmahl in die heftigste Bewe-

gung.

gung. Ich habe diese zerrissene Lagen in der Gegend eines Ortes namens Tiupulu über vier Meilen vom Volcan bemerket, und man findet sie zuweilen über 40 Schuhe tief: es hat gewiß eine erstaunliche Erschütterung dazu gehöret, dieselben zu zerreißen und über einander zu werfen, folglich sie in den Zustand zu setzen, worin sie sich jetzo befinden.

Vermuthlich ist in eben so alten Zeiten oder vielleicht noch vor der Bewohnung des Landes der Klumpen von Bimssteinen ohngefähr sieben Meilen südwärts vom Cotopaxi entstanden. Man findet sonst die Bimssteine auf den Bergen nur in einer gewissen Größe und bloß in zerbrochenen Stücken. Aber in dieser Gegend der Cordilleras, auf welchen unser zehnter Triangel stoßt, giebt es in einem Raume, der mehr als eine Meile im Gevierte austrägt, und dessen Tiefe man nicht weiß, ganze Felsen von der Art, und parallel laufende Lagen Steine, die fünf bis sechs Schuhe dicke sind. Man stelle sich vor, was für ein Feuer nöthig gewesen sey diesen gewaltigen Klumpen in den Fluß zu bringen, und zwar auf einmahl und an dem Orte selbst worin er sich befindet. Denn es ist leicht zu ersehen, daß er nicht aus seiner Ordnung gebracht worden, und daß er an eben dem Orte, wo er zerflossen war, auch wieder kalt geworden sey. Man hat sich in den umliegenden Gegenden die Nähe dieses so überaus großen Steinbruches zu Nutze gemacht. Denn die kleine Stadt Latacunga, welche artige Häuser hat, ist seit dem Erdbeben, dadurch

dadurch sie im Jahr 1698 zerstöret ward, ganz von Steinen, die man von hier geholet hat, wieder aufgebauet worden.

Die letzte Entzündung des Cotopaxi, die sich 1742. und in unserer Gegenwart begab, hat sonst keinen Schaden als durch den geschmolzenen Schnee verursachet. Ob sie gleich an der Seite gegen die Mitte des allezeit beschneyeten Theils eine neue Oeffnung machte, so schlug doch indessen die Flamme beständig oben zu dem abgekürzten Kegel heraus Es waren in demselben Jahre zwo plötzliche Ueberschwemmungen: die eine den 24sten des Brachmonats, und die andere den 9ten des Christmonats; diese aber war ungleich größer. Man muß gleich anfangs anmerken, daß das Wasser wenigstens 7 bis 8 hundert Klaftern hoch herunter schoß. In seiner ersten Wut warf es den Posten, der uns bey unserm sechsten und siebenten Triangel zum Standplatze gedienet hatte, gänzlich nieder. Seine Wellen erhoben sich auf den Feldern über 60 Schuhe, und an einigen Orten stieg es über 120. Daß ich der unendlichen Menge Vieh nicht gedenke, die es mit sich wegführete, so riß es 5 bis 600 Häuser nieder und 8 bis 900 Menschen kamen dadurch ums Leben. Alles dieses Wasser muste 17 oder 18 Meilen nach der Südseite der Cordilleras laufen oder vielmehr wüten, ehe es an dem Fuße des Tonguragua abfließen konnte; und es brauchte nicht mehr als drey Stunden um so weit zu kommen. Hieraus kann man sich einen Begriff von seiner mittlern Geschwindigkeit machen,

chen, d. i. von derjenigen, welche zwischen der erstaunlichen Geschwindigkeit, die es anfangs hatte, und seinem nachmahligen nicht so schnellen Laufe gleichsam die Mittelstrasse hält. Aber wenn man davon nach den verschiedenen Wirkungen, die es drey oder vier Meilen von dem Berge hervorgebracht hat, urtheilet, so muste es daselbst noch in einer Secunde 40 oder 50 Schuhe durchlaufen. Es hatte daselbst sehr schwere Steine, die 10 bis 12 Schuhe im Durchmesser hatten, von der Stelle gerückt und sie 14 bis 15 Klaftern weit auf einem fast horizontalen Erdreiche fortgeführet.

Zu Quito bildete sich jedermann ein, daß das Wasser von innen aus dem Berge käme; und man war um so vielmehr geneigt dieses zu glauben, da fast durchgehends in diesen Ländern das Wort Volcan in sehr weitläuftigem Verstande genommen wird. Man meynet es gebe zweyerley einander ganz entgegen gesetzte Arten desselben, nämlich Feuer- und Wasser-Volcane. In der That ist es nichts unmögliches, daß sich in den Höhlungen, die zuweilen oben in den Bergen sind eine große Menge Wasser sammle. Dieses Wasser kann durch die Ausdünstungen des weiter unten befindlichen Gewässers unterhalten werden, wie es beynahe auf diese Art der Herr Descartes erklärete. Thut es die Sonnenhitze nicht, so wird doch die Nähe des unterirdischen Feuers die Ausdünstung sehr stark machen; und wann sich das Wasser oben in genugsamer Menge gesammlet hat, so wird man sich so sehr nicht wundern, daß dasselbe zu-

weilen

weilen diese Mauren oder Wände, darin es eingeschlossen war, umreißet und sich auf einmahl über das Land ergießet. Aber einen solchen Begriff machte man sich davon in Ansehung des Cotopaxi nicht. Zum Beweise, daß das Wasser in dem von dem Gipfel des Berges gebildeten Becken kochte und durch die allzu heftige Aufwallung übergelaufen wäre, führte man das Exempel der unten ertrunkenen Leichname an, die fast alle die Wirkung des siedenden Wassers empfunden zu haben schienen.

Dadurch, daß ich mich selbst auf die Stelle verfügte, erhielt ich in vielen Stücken ein nöthiges Licht. Einige glaubwürdige Zeugen, die sich zu ihrem Glücke nur an dem Ufer der Wasserfluth befunden hatten, versicherten mich, daß das Wasser gar nicht heiß gewesen wäre. Sie hatten ein entzündetes ölichtes Wesen auf dem Wasser schwimmen und immer voran treiben gesehen, welches die bey den Leichnamen angemerkte Wirkung verursachet haben sollte. Man erzählte es mir auch als eine Gewißheit, daß, da man das große Getöse, welches vermuthlich der erste Fall verursachte, vernommen hätte, der Gipfel des Berges in den Wolken verhüllet gewesen sey. Hiedurch wurden die Nachrichten derjenigen völlig wiederlegt, welche sagten, daß sie gleichsam einen Strom sich über den Rand des Volkans stürzen gesehen hätten, fast eben so wie man etwas flüßiges aus einem auf die Seite geneigten Gefäße laufen siehet. Es schien mir endlich, da ich die Größe des unter Wasser gesetzten Raums

und

und alle andere Umstände betrachtete, daß eine kleine Menge Wasser alles dieses Unglück hätte verursachen können. Die Ueberschwemmung daurete an vielen Oertern nicht eine Viertelminute. Sie ward durch ein betäubendes Geräusche angekündiget, und die Leute warneten sich wechselsweise einander vor der Gefahr; aber viele giengen derselben entgegen, anstatt daß sie auf die in der Nähe liegenden Höhen hätten fliehen sollen. Das Wasser verschwand in einem Augenblicke, und ohne die traurigen Merkmahle, welche es von seinem Durchflusse zurücke ließ, würde man die Begebenheit für einen Traum gehalten haben. Ich muthmaße, daß der Schnee um die Höhe des Volcans schon lange zu schmelzen angefangen hatte. Der unten befindliche hingegen, welcher viel weiter vom Feuer entfernet war, behielte seine Härte, und machte nebst dem flach abhängenden Theile des Berges gleichsam einen Kessel, worin sich das Schneewasser sammlete. Aber da die Zerschmelzung immer stärker ward, vermehrte sich das Gewicht gar zu beträchtlich; das Wasser muste herunter schießen, und man sahe zugleich große noch rauchende Klumpen Schnee, die es mit sich fortriß und die, ohngeachtet sie in Stücken zerfallen waren, noch über 15 oder 20 Schuhe im Durchmesser hatten.

Die Umstände waren fast eben so, als die kleine Stadt Latacunga und verschiedene Flecken oder Dörfer bis Ambato, die gegen den dritten Theil unserer Mittagslinie liegen, durch ein erschreckliches Erdbeben über den

Haufen geworfen wurden. Ein sehr hoher fast an den Chimborasso stoßender Berg stürzte um, gleichwie auch noch andere nicht so hohe thaten, die in derselben Linie lagen, und deren Schutt uns zu Errichtung unserer Triangel gedienet hat. Das Wasser kam daraus in so großer Menge hervor, daß dadurch in den umliegenden Gegenden eine heftige Ueberschwemmung entstand, wenn man anders die herabgeschossene Erde also nennen kann, welche durchwässert und zu Schlamme geworden war, jedoch zu einem Schlamme, der flüßig genug war, um in Gestalt ordentlicher Bäche und Flüsse, davon man noch verschiedentliche Spuren wahrnimmt, fortzulaufen. Cargavirasso, der höchste unter allen diesen Bergen, hat jetzo nur eine mäßige Höhe. Andere stürzten zum Theil ein, so daß eine Hälfte herunter fiel, und die andere mit einer Abdachung stehen blieb, wodurch der Berg auf der Seite, wo er eingefallen ist, unzugänglich wird. Ich stieg aus Neugierigkeit auf einen von diesen Bergen, namens Pugnalic, an dessen Fuße wir ein Zeichen hatten. Ich fand daselbst unendlich viele und verschiedene Risse, welche mich nöthigten mit großer Vorsicht zu gehen, und es schien mir, daß die Erde daselbst überaus leicht wäre. Nachdem der Cargavirasso seine Höhe verlohren, so hat er die Gestalt eines sehr platten Afterkegels angenommen, und er muß sehr viele Salze in sich haben, welche den Frost befördern. Ob er gleich die Horizontallinie, welche durch die untere Grenze des Schnees auf den andern Gebirgen gehet, noch bey weitem nicht erreichet,

reichet, so ist doch sein Gipfel beständig beschneyet. Er allein macht eine merkwürdige Ausnahme hierin. Man sahe ganze Felder, die mit Bäumen bepflanzt waren, sich losreißen und einige Meilen weiter gehen. Das Unglück der Stadt **Latacunga** war vornehmlich überaus groß. Ganze Familien wnrden unter einem Dache begraben, und man fand nirgends ein Haus, wo man nicht den Tod eines Menschen beklagte. Diese erschreckliche Begebenheit ereignete sich den 20sten des Brachmonats 1698. um 1 Uhr nach Mitternacht, und fast aller Schade geschahe durch die erste Erschütterung.

Man wird sich nicht verwundern, daß die Sterndeuterkunst sich in **Peru** unterstanden hat die Erdbeben und die Entzündungen der feuerspeyenden Berge vorherzusehen. Man behält eine Neigung zu dieser eiteln Wissenschaft in allen den Ländern, wo die wahren Wissenschaften erst zu einer geringen Vollkommenheit gelanget sind. Ein Liebhaber derselben, welcher die Anwartschaft auf die Stelle eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften auf der Universität zu **Lima** hatte, stellte im Jahr 1729. ein Werk, unter dem Titel einer **astronomischen Uhr der Erdbeben** an das Licht. Er begnügte sich damahls nur die unglücklichen Stunden anzuzeigen, in welchen man dieselben zu befürchten hätte. Im Jahr 1734 gab er ein anderes Buch heraus, und theilte darin der Welt den traurigen **Zeitlauf** mit, aus welchem man die solchen Unglücksfällen unterworfene Jahre erkennen sollte. Er trug kein Beden-

ken darin vorzugeben, daß, wenn im Jahr 1729. seine astronomische Uhr schon durch hundert drey und vierzig Beobachtungen bekräftiget wäre, er 1734 noch siebenzig andere gesammlet hätte, welche damit gleichfalls zuträfen. Man hat schon vorlängst angemerkt, daß die an der See liegende Plätze diesen erschrecklichen Naturbegebenheiten weit mehr ausgesetzt sind, als diejenigen, welche weit in das Land hinein liegen. Man werfe nur die Augen auf alle Oerter der alten Welt, wo feuerspeyende Berge sind; so wird man fast allezeit sehen, daß dieselben auf Inseln oder an dem Ufer des Meeres liegen. Die Alpen z. E. sind den Erdbeben nicht unterworfen, sondern nur die Theile von Italien, die sich am weitesten in das mittelländische Meer erstrecken, befinden sich in den Umständen. In America hat es damit eben die Bewandtniß. Es kann zuweilen geschehen, daß die Menge des Brennzeuges, der in der Erde verborgen ist, weiter nichts braucht, als daß sich das Wasser damit vermische, um Feuer zu fangen. Nun aber wenn das Meer sich höher aufschwellet, es sey durch die Wirkung der Ebbe und Flut, oder weil es bloß von den Winden getrieben wird; so kann das Wasser in verschiedene unterirdische Canäle über die Dämme, die es aufhielten, laufen und an vielen Oertern eindringen, wohin es sonst nicht gekommen seyn würde.

Es folgt daraus augenscheinlich, daß alle Umstände der Bewegung des Monds, welche merkliche Wirkungen in Ansehung der Ebbe und Flut hervorbringen, solche

auch im Betracht der Erdbeben, ja gar der Entzündung der feuerspeyenden Berge verursachen können. Also würde ein Sterndeuter, indem er beständig von dem Drachenkopf und Drachenschwanze des Mondes, von dem Abstande dieses Planeten von der Sonne, von seiner Lage in Verhältniß zu dem weitesten oder nächsten Punkte seiner Entfernung von der Erde redet, und alles dieses auf eine ganz unbestimmte Weise, gleichwie er allezeit gewohnt ist, vorträgt, von ungefähr viele Sachen erwehnen, welche in diesen besondern Umständen nicht schlechterdings ungereimt seyn dürften. Allein dem sey wie ihm wolle, so habe ich geglaubt, daß die Sache eine Erörterung verdiente. Ich will mit wenigen Worten Rechenschaft von den aus meinen Anmerkungen fließenden Folgen geben, welche ganz natürlicher Weise in diesen Nachrichten eine Stelle behaupten können.

Die große Anzahl besonderer Ursachen, die zu diesen erschrecklichen Begebenheiten etwas beytragen, machet vielleicht, daß die Vereinigung verschiedener von denenselben oft dasjenige ersetzet, was auf Seiten der andern mangelt; aber dadurch muß der bestimmte Augenblick und die eigentliche Zeit der Wirkung nur noch ungewisser werden. Vielleicht hat die Sonnenhitze auch einigen Theil daran: wir sehen wenigstens, daß sie die Entzündung des Stoffes befördert, den man in der Schmelzkunst zuweilen unter einander wirft; und man kann sich darin die Entzündung der Volcane vorstellen. Die Stadt Lima ist dreymahl verwüstet worden: das erste mahl im Jahr 1586, und die beyden

den andern im Jahr 1687 und 1746. Das erste mahl ereignete sich das Unglück den 9ten des Heumonats, und die beyden andern den 19ten und 28sten des Weinmonats, nachdem die Fluten zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche in die unterirdischen Höhlungen eine große Menge Wassers hatten führen können, und da die Sonne bey ihrer Fortrückung in die südliche Halbkugel dasselbe schon heißer zu machen anfieng. Es sind noch drey andere Erdbeben sehr stark gewesen: das vom 17ten des Brachmonats im Jahr 1678, welches bey unserer Anmerkung nicht zum Exempel angeführt werden kann; aber die beyden andern, nämlich das von 1630 und ein anderes von 1655 fielen am 27sten und 13ten des Wintermonats ein.

Also sind unter den sechs stärksten Erdbeben, die Lima seit seiner Erbauung ausgestanden hat, viere, die anstatt sich in alle Theile des Jahres ohne Unterscheid zu vertheilen, in den Wein- und Wintermonaten vorgefallen sind. Man wird vielleicht diesen besondern Umstand als einen ohngefähren Zufall ansehen. Aber sollte es wohl unmöglich seyn, daß die Wiederkunft der Hitze und die großen Fluten im Herbst- und Weinmonate dazu etwas beygetragen hätten? An der Peruanischen Küste um Lima muß der große Zufluß des Meers in dem neuen und vollen Monde noch später als sonst irgendwo, in Ansehung der im Herbstmonate einfallenden Tag- und Nachtgleiche kommen, zumahl diese Gegenden sehr weit nach Süden, obgleich in dem heißen Erdstriche liegen. Die Gemeinschaft, welche die unter-

unterirdischen Klüfte mit einander haben, kann auch eine Ursache seyn, daß die Wirkung der Ebbe und Flut sich sehr weit erstrecket. Unter den verschiedenen Erdbeben, die ich empfunden habe, war eins der heftigsten, welches in der Gegend um Latacunga einige Häuser umstürzte und viele Leute tödtete. Man sahe zu gleicher Zeit, wiewohl nicht in einer Stunde, auf einem nahe gelegenen Berge, von unten aus einem See mittem durch das Wasser eine Flamme hervorkommen. Dies geschahe zu Ende des 1736sten Jahres und zu Anfange des Christmonats. Ich habe noch andere dergleichen Anmerkungen: und wenn man alles erweget, so kommt mir es vor, indem ich die Sache nur so wie sie sich zugetragen hat, ansehe, daß, wenn man in Peru zu allen Zeiten diesen traurigen Naturbegebenheiten ausgesetzet ist, man ihnen doch noch etwas mehr in den letzten Monaten des Jahres unterworfen sey.

Der Schriftsteller, dessen wir gedacht haben, versichert, daß es schlechterdings keine andere gefährliche Zeit gäbe, als die sechs Stunden und etliche Minuten, die der Mond gebraucht aus dem 3ten Stundenkreise in den 9ten zu laufen. Und dies ist gerade die Zeit der Ebbe: denn es ist fast an allen Küsten des südlichen America in der Südsee hohes Wasser, wenn der Mond durch den 3ten Stundenkreis gehet. Aber man untersuche nur, wie viele verschiedene Umstände nicht nothwendig zusammen treffen müsten, wenn die Regel unsers Schriftstellers richtig befunden werden sollte. Es müste nämlich die Entzündung immer

auf einer Stelle geschehen; das Wasser müste allezeit einen Lauf nehmen und beständig mit gleicher Geschwindigkeit durchbrechen; es müste endlich der vermischte Brennzeug immer gleich viele Zeit zu seiner Entzündung erfordern. Wenn nun alle diese Umstände nicht allemahl zugleich statt finden sollen, so muß man noch weniger eine genaue Ersezung ihres Abganges vermuthen können. Also begab sich auch das Erdbeben im Jahr 1746, wodurch Lima gänzlich zerstöret wurde, wie der Mond, anstatt aus dem 3ten Stundenkreise in den 9ten zu laufen, vielmehr seinen Lauf aus dem 9ten in den 3ten nahm. Der traurige Zeitpunkt ist nicht weniger unrichtig befunden worden. Der Schriftsteller behauptete, man hätte sich sonst nicht zu fürchten, als wenn die Knoten des Mondes sich in den schädlichen Zeichen des Scorpions oder des Wassermanns befänden; da sie doch damahls in den Zeichen der Jungfrau und der Fische waren.

Es gehet fast keine Woche hin, da man in Peru nicht einige leichte Stöße von dem Erdbeben verspüret; ist es nicht an dem einen Orte, so ist es an dem andern. Die wenigste Zeit hat man darauf Acht; keiner giebt sich die Mühe dieselben in einem ordentlichen Tageregister anzumerken. Ein Sterndeuter hat demnach völlige Freyheit sich groß damit zu machen, daß seine Muthmaßungen allemahl mit den Beobachtungen eingetroffen sind. Er hat sich vor nichts als allein vor denenjenigen Erdbeben zu fürchten, die schlimme Folgen haben. Aber zu gutem Glücke sind dieselben etwas seltenes; und überhaupt

haupt können sie sich so wohl zu der einen als zu der andern Zeit begeben. Man gebraucht, wie leicht zu erachten ist, immer die kluge Vorsicht seine Prophezeyungen nicht in gar zu enge Schranken einzuschließen; und außerdem muß die vermeynte Regel sich wenigstens zu einigen vorhergegangenen Fällen, als worauf man sie gebauet hat, reimen.

Endlich aber wenn man ordentlich hätte verfahren und entdecken wollen, ob wirklich ein so genannter trauriger Zeitlauf vorhanden sey, so hätte man einen andern Weg erwählen müssen. Man hätte mit der Untersuchung der gemeinsten Fälle anfangen und, wie mich dauchte, die Entzündungen der Volcane zum ersten Gegenstande der Beobachtungen machen müssen. Die Erdbeben zeigen uns in der That, wenn von ihrer Wiederkunft die Rede ist, Begebenheiten, worin mancherley Umstände unter einander vermenget sind. Sie können bloß deswegen, weil die Erde zusammen hängt, durch dieselbe dringen, ob man gleich von dem Punkte, der gerade über dem Orte der Entzündung liegt, weit entfernet ist. Man spüret an einem jeden Orte alle die Erschütterungen, die rund herum in einer gewissen Weite geschehen, und man weiß nicht, welchen Ort sie ins besondere angehen; dahingegen geben die Volcane mehr bestimmtere Punkte in jedem Lande, und folglich Beobachtungen an die Hand, die nicht so sehr zweifelhaft sind. Man nimmt in der Wiederkunft der Entzündung nichts ordentliches wahr. Es muß also eine glei-

che Bewandtniß mit den Erdbeben haben, welche aus der eben angeführten Ursache noch weniger einer gewissen Regel unterworfen seyn können, weil überhaupt zu reden es dabey in Betracht eines jeden Orts auf eine große Anzahl zufälliger Umstände ankommt. Das Regenwasser bringt ohne Zweifel sehr oft eben die Wirkungen als das Seewasser hervor, und man muß auch in Erwegung ziehen, daß es in den letzten Monaten des Jahres in allen Ländern, wovon ich hier handle, am meisten regnet. Zuweilen erstreckt sich ein sehr starkes Erdbeben in den Cordilleras nur durch einen sehr kleinen Raum. Man hat alle Ursache zu schließen, daß der Brennzeug sodann nicht tief liege, und daß die See an der Begebenheit, zum wenigsten nicht unmittelbar einen Antheil habe. Sie trägt das ihrige zu vielen Erdbeben bey, eben so wie der Regen es bey vielen andern thut, und es ist also eine doppelte Ursache da, warum sie so häufig sind.

Die Vergleichung der Entzündungen der Volcane und der Erdbeben giebt verschiedenen Umständen bey diesen letzten Naturbegebenheiten einiges Licht. Wann die Volcane sehr entzündet sind, so wirken sie zu wiederholten mahlen; man siehet die Flamme oder den Rauch fast allezeit stoßweise herausgehen. Als ich mich auf unserm Standplatze zu Senegualap befand, ward ich in der Nacht durch das Geheule des Volcans Sangai in der Landschaft Macas beständig im Schlafe gestöret. Ich war etwas über 18000 Klaftern davon entfernet, und dennoch

noch war das Getöse erschrecklich und weckte mich jeden Augenblick auf. Dieser Berg hat die Gestalt eines Kegels, dessen Seiten vollkommen gerade sind, und welchem nichts als die Spitze fehlet. Jedermann in dem Lande versicherte mich, daß der Klumpen dieses Berges immer kleiner wird; seine gegenwärtige Höhe erstreckt sich auf 2664 Klaftern über die Horizontallinie der See. Die Flamme gieng oben heraus, und zuweilen lief ein Bach von entzündetem Stoffe auf einer Seite herunter. Ein Graben an dem Fuße des Berges hat den Namen des Schwefelbaches bekommen. Zuweilen war das Toben des Volcans einem lauten Donnerschlage gleich; aber es bekam bald seine ordentliche Abwechselung wieder, und machte ein schwächeres Getöse, welches mir dem ohngeachtet wegen seiner Wiederholung sehr beschwerlich fiel. Ich habe gleichfalls angemerket, daß der Rauch stoßweise mit gleicher Abwechselung aus dem Cotopaxi stieg und bey Tage gleichsam Feuergarben bildete. Alle 42 oder 43 Secunden kam ein Stoß, als ich diese Entzündung beobachtete. Der in der Mitte des Volcans entzündete Stoff dehnete sich sonder Zweifel jedesmahl weiter aus; allein da er durch diese Ausdehnung zum Theil erschöpfet ward, so verminderte sich die Entzündung ein wenig; daher konnte die äußere Luft entweder durch die oben oder an einem anderen Orte befindliche Oeffnung wieder herein treten. Vielleicht kam auch in dieser Zwischenzeit ein anderer Brennzeug dazu, welcher damahls einen leichtern Eingang fand. Sogleich empfieng der Brand

auch

auch eine neue Stärke und brachte entweder einen neuen Stoß von Rauch oder ein Geheule hervor.

Der Stoff, welcher inwendig in der Erde Feuer fängt und die Erschütterung verursachet, muß eben den Abwechselungen unterworfen seyn. Wenn das Feuer in einem hohlen Orte entstehet, so muß die Ausdehnung des entzündeten Stoffes und der Luft sich weit erstrecken und bis in die andern unterirdischen Stellen wirken, welche mit dem ersteren eine Gemeinschaft haben. Der obere Theil des Gewölbes wird mit Gewalt in die Höhe getrieben, und dieses kann auch gleich als von der Seite geschehen, obgleich der Brennzeug gerade unten ist. Die Richtung der Kraft kommt alsdenn auf die wassergleiche oder schiefe Lage des Gewölbes an, und dieses ist die Ursache, daß zuweilen die Mauren der Gebäude verschonet oder getroffen werden, so wie dieselben nach einer gewissen Himmelsgegend aufgeführet sind. Der obere Theil des Gewölbes kommt zu seiner ersten Stelle wieder, indem er nothwendig einige Bebungen macht, welche nicht von der Wirkung des Feuers herrühren. Ihre Geschwindigkeit muß in dem Umfange des Gewölbes, in seiner Dicke und der Beschaffenheit des Stoffes, woraus es bestehet, ihren Grund haben. Allein wenn die Kraft des Stoßes zu eben der Zeit, da die Luft in allen nahen hohlen Stellen gar zu sehr zusammen gedruckt ist, ein wenig aufhöret, so entstehet ein heftiger Zurückfluß nach dem Orte der Entzündung, welches zu einem andern Ausbruch und einer neuen noch stärkern

fern Erschütterung Gelegenheit giebt. Dieselbe muß demnach auf eine merkliche Weise mit einer heftigern Bewegung zu verschiedenen mahlen wiederkommen, und die Zeit zwischen denenselben sehr gleich seyn, bis daß sich eine beträchtliche Veränderung entweder in dem entzündeten Stoffe oder in der Beschaffenheit der unterirdischen Oerter ereignet. Die schwächsten Erschütterungen geschehen in einem schon einmahl zuvor erschütterten Erdreiche; die stärksten sind diejenigen, welche die Entzündung unmittelbar verursacht. Diese sind dem Geheule der Volcane gleichmäßig, und müssen wenigere oder mehrere mahle wieder kommen, so wie der Stoff sich leicht entzündet, und nach der Verhältniß, welche seine Größe mit dem Umfange des Raums hat worin derselbe eingeschlossen ist.

Ein Land, welches mit so vielem Brennzeuge angefüllet ist, muß in der Naturgeschichte zu vielen andern Anmerkungen Anlaß geben. Die Natur hat daselbst so zu reden, beständig allen nöthigen Vorrath und die Werkzeuge, wodurch außerordentliche Begebenheiten hervorgebracht werden können, in den Händen. Die Ausdünstungen müssen in verschiedenen Gegenden eben solche Zufälle, als in der berufenen Hundshöhle, wirken. Die mit mineralischem Stoffe angefüllten Wasser müssen warme Bäder hervorbringen, da man indessen an andern Orten sehen wird, daß sie die Körper mit glänzendem Steinwerke überziehen und in Cristall verwandeln. Ich verspare diese ganze Ausführung auf eine andere Zeit, um von demjenigen Theile von

America, durch den ich bey meiner Rückreise gekommen bin, ein Wort reden zu können.

Das vierte Capitel.

Des Verfassers Zurückreise von Quito bis zur Nordsee auf dem Magdalenenflusse; Betrachtungen über den Magnet etc.

Als ich meine Zurückreise nach Europa antrat, konnte ich, anstatt mich von Popayan nach Osten zu wenden und aus den Cordilleras über Guanacas zu gehen, meinen Weg nordwärts zwischen den beyden Reihen der Gebirge nehmen und denselben hernach über die östliche, ungefähr wo sie sich endiget, fortsetzen. Man hat verschiedene Wege durch diese östlichen Cordilleras. Einer von ihnen, welcher ungefähr 45 Meilen weiter nordwärts ist, gehet von Carthago nach Ibague; man kann aber auf demselben nicht anders fortkommen, als wenn man statt der Maulthiere Ochsen gebraucht. Diesen Thieren ist ein Ring in die Nase geleget, worin man Riemen bindet, um sie damit zu regieren. Sie sind stärker um die Beschwerlichkeiten eines so mühsamen Weges auszustehen: Bey ihren Bewegungen, die weit langsamer sind, hat der Reisende weniger zu befürchten und darf sich auch nicht so sehr abmatten; und überdem ist der Ochse wegen der besondern Bildung seiner Füße geschickter sich aus dem Moraste heraus zu arbeiten, worin kein Stein noch sonst ein fester Körper anzu-

anzutreffen ist, darauf man ohne zu versinken treten könnte. Ich hatte viele Ursachen den Paß von Guanacas vorzuziehen; aber was mich vornehmlich bewegte denselben zu wählen, war dieses, daß, da ich die Absicht hatte den Lauf des Magdalenenflusses zu untersuchen, ich dessen Ufer je eher je lieber erreichen mögte. Ich verfertigte eine Karte von den Landschaften, durch die ich reisete, und nahm mir vor mit dem von diesem Flusse beströmten Lande ein gleiches zu thun.

Es fällt einem Beobachter in diesem ganzen Theile von America überaus leicht die Lage, welche alle Oerter, durch die er reiset, gegen einander haben, zu bestimmen. Man darf nur die Richtung der Berge, welche man sehr weit erblicket, mit dem Compasse aufnehmen. Nach einigen Tagereisen langet man am Fuße dieser Berge an, und wird wieder andere gewahr, die in der Ferne hervorzukommen beginnen. Eben so leicht fand ich es auch die Weite des Weges anzumerken. Ich hielte fast allezeit den geraden Strich nach Norden, und that nur sehr kleine Tagereisen, welches nichts ungewöhnliches ist, wann man sein Bette und seinen Proviant mit sich schleppen muß; und zudem lagen wir oft stille. Zuweilen wurden wir durch den plötzlichen Anwachs eines Flusses aufgehalten; ein andermahl verirreten sich einige von unsern Maulthieren, nach denen man einen halben Tag zu suchen hatte. Es ist daselbst nicht gebräuchlich sie an einander zu binden, sondern man lässet sie frey gehen, damit sie desto leichter und mit

wenigerer Gefahr in dem Gehölze und an dem Rande der steilen Höhen ihre Nahrung suchen können. Das beste Mittel, welches man weiß, um sie nicht zu verlieren ist dieses, daß man sie an die Gesellschaft eines Pferdes gewöhnet, welches ihnen zum Führer dienet, und von dem sie sich gemeiniglich nicht entfernen. Da ich das Land nunmehro besser kennen lernte, suchte ich mir allemahl die Zeit eines solchen gezwungenen Aufenthalts, der mir zuweilen nicht ungelegen fiel, auf das beste zn Nutze zu machen. So oft es mir nur möglich war, beobachtete ich die Breite. Ich hatte eine Platte von Eisenblech, worin ein kleines Loch war: derselben bediente ich mich, um einen Sonnenzeiger zu machen, dem ich oft eine Höhe von acht bis neun Schuhen gab, indem ich ihn an den Stamm eines Baums oder auch an meine Zeltstangen stellete. Wenn ich, anstatt im freyen Felde zu liegen, etwa eine Hütte oder ein Haus antraf, so ward mir die Arbeit noch mehr erleichtert. Ich durfte nur aus dem Dache etwas Stroh heraus reißen und die Platte von Eisenblech da hineinstellen. Um alle Unrichtigkeit in Ansehung der Fläche des Erdreichs, welches insgemein nicht recht horizontal war, zu vermeiden, fieng ich den Sonnenstrahl auf einem Dachziegel oder einem Stücke von einem Brette auf; aus dem kleinen Loche ließ ich eine Bleyschnur fallen; ich maß mit den gleichen Theilen eines Proportionalzirkels und mittelst Rohrstangen, die ich statt der Lineale gebrauchte, zwo Seiten des Triangels, nämlich die Länge des Lichtstrahls, welcher die längste Seite vorstellete und die

die geringste Weite von dem Punkte, dahin der Strahl fiel, bis zu der Bleyschnur; hiernächst verrichtete ich die Auflösung des Triangels durch die Rechnung, indem ich mit selbigem als mit einem rechtwinklichten, wie er auch in der That war, verfuhr.

Diese wiederholten Beobachtungen brachten mich in der Art den Grad der Weite zu beurtheilen wieder auf den rechten Weg. Die übelen Pässe, die sich in den Cordilleras finden, und der Lauf der Bäche und Ströme, auf die man öfters stößet, wenn man außerhalb der Cordilleras kommt und sich immer unten an der Reihe Gebirge hält, können einen ohne Unterlaß zum Irrthum verleiten, so viel Erfahrung man auch sonst haben mag. Die wiederhohlten Beobachtungen der Breite kamen mir zu Hülfe, und indem ich dieselben mit denen durch den Compaß gefundenen Richtungen vereinigte, konnte ich alles so genau bestimmen, als es zum gewöhnlichen Gebrauche der Erdbeschreibung verlanget werden kann. Man reiset fast von la Plata bis Honda beständig an dem westlichen Ufer des Magdalenenflusses. Honda ist eine kleine sehr angenehme Stadt; dies ist der erste Hafen, den man an dem obern Theile des Stromes antrifft, wiewohl er noch viel weiter hinauf schiffbar ist. Während meiner Schifffahrt konnte ich mich der Höhen der Gebirge nicht mit solchem Vortheile bedienen. Aber ich maß von Zeit zu Zeit die Geschwindigkeit des Flusses aus und bemerkte beständig alle seine Richtungen. Ich fuhr in 14 Tagen auf demselben herunter, indem ich mich

durch seinen Strom forttreiben ließ, und das Nachtlager nahm ich allemahl auf dem Lande. Die Zeit, die ich mich zu Mompox aufhielte, welches ein sehr artiger Hafen ohngefähr 7 Meilen oberhalb des Zusammenflusses des Magdalenen- und Caucastroms ist, begreife ich nicht mit in diesen vierzehen Tagen. Ich füge hier wie Anmerkungen den Hauptinhalt aller meiner Bestimmungen bey, welche auch bestättiget wurden, wie ich den 30sten des Herbstmonats 1743. nicht weit von Carthagena und St. Martha, deren Lage mir bereits in Ansehung der Stadt Quito bekannt war, den untersten Theil des Flusses erreichet hatte.* Ich

* Oerter, die in den Cordilleras liegen.	Nordliche Breite		Oestliche Länge von dem Mittagszirkel zu Quito zu rechnen.	
Combal, ein Flecken, der an dem Fuße eines beständig mit Schnee bedeckten Volcans lieget.	0ᵈ	49′	0ᵈ	42′
Ypiales.	0	45	0	54
Pasto, eine kleine Stadt am Fuße eines fast beständig entzündeten Volcans.	1	$13\frac{1}{2}$	1	13
Mercaderes, ein Dorf drey Meilen nordwärts von dem Flusse Mayo, welcher zwischen den beyden Bißthümern von Quito und Popayan die Grenze macht und bis dahin Guayana-Capac der letzte Inca mit seinen Eroberungen auf der Nordseite gekommen ist.	1	45	1	19

Popayan

Ich muste, um meine Karte richtig genug zu machen, oft die Abweichung der Magnetnadel beobachten; und ich hatte

Popayan, eine Bischöfliche Stadt . .	2	27	1	54
Oerter, die außer den Cordilleras liegen.				
La Plata.	2	23	2	51
Bacche, ein kleines Dorf, eine halbe Meile westwärts von dem Magdalenenflusse.	3	16	3	25
Neyva, eine kleine Stadt, welche auf der andern Seite des Magdalenenflusses ungefähr viertehalb Meilen in Süd-Süd-Osten von Bacche entfernet liegt				
La Villa-Vieja, welche auch an dem östlichen Ufer eben desselben Flusses und von eben dem kleinen Dorfe drey Meilen nordostwärts lieget.				
Honda, der erste Hafen oben au dem Magdalenenflusse	5	16	4	9
Mariquita, eine kleine Stadt, vier Meilen in West $\frac{1}{4}$ Südwesten von Honda. Der Gualifluß kommt von Mariquita und läuft mitten durch Honda.				
Ibague, eine kleine 18 Meilen südwärts von Honda und 11 westwärts gelegene Stadt. Dahin gehet der Weg, der bey Carthago anfängt, und den man auf Ochsen verrichtet. Ibague ist 5 bis 6 Meilen westwärts von dem Magdalenenflusse.				

hatte noch verschiedene andere Bewegunsgründe dies zu thun, da mir nicht unbekannt war, was dergleichen Untersuchungen für einen grossen Einfluß in die Naturlehre haben. Im Wintermonat 1742 hatte ich zu Quito befunden, daß die Magnetnadel sich unterhalb des Horizonts ohngefähr 10 Grad nordwärts neigete. Ich sage ohngefähr; denn da ich drey Nadeln von unterschiedener Länge hatte schmieden lassen, konnte ich es doch nicht dahin bringen, daß dieselben ganz genau einerley Neigung hätten. Zu gleicher Zeit befand sich die Abweichung $8\frac{1}{2}$ Grad gegen Nordosten. Eben so groß war sie das folgende Jahr im Heumonat zu la Plata; und vier Monate drauf fand ich sie zu St. Martha 6 Gr. 35 Min. allezeit gegen Nordosten. Es war nöthig sie unterwegens zu beobachten, weil dieselbe verschiedenen Unrichtigkeiten unterworfen war. Oft traf ich große Stücke Felsen an, die auf der Erde zerstreuet lagen. Diese Felsen waren auswendig schwarz; sie schienen

Mompox, ein Hafen, wo ein starker Handel getrieben wird, an dem westlichen Ufer des Magdalenenflusses.	9	19	4	15
Tamalameque, eine kleine Stadt an dem östlichen Ufer des Flusses ungefähr $8\frac{1}{2}$ Meile südwärts von Mompox und 13 Meilen ostwärts.				
Laporquera, ein Flecken an dem Westlichen Ufer des Magdalenenflusses, 3 Meilen von dessen Ausflusse.	10	59	3	58

schienen die Wirkung des Feuers empfunden zu haben, und ich sollte fast glauben, daß sie durch die Entzündung einiger Volcane hieher geworfen wären. Ich kann sie nicht besser vergleichen, als mit großen Klumpen Thon, die in der Sonne geborsten und Ritzen bekommen haben und nachher zu Steine geworden sind. In diesen Gegenden hatte der Magnet ganz unterschiedene Abweichungen; man durfte nur fünf oder sechs Schritte thun, so sahe man schon, wie die Magnetnadel ihre Richtung, und zuweilen über 30 Grade veränderte. Man findet dergleichen Steine an verschiedenen Orten. Es giebt aber einige um den dritten Theil des Weges von la Plata nach Honda, ungefähr 3 Meilen unterhalb eines kleinen Dorfes namens Bacche, die sehr merkwürdig sind. Es sind ihrer zween, und die äußere Seite des grösten ist ohngefähr 20 Fuß lang und 11 hoch. Er ist sehr eben; er hat gar keinen Riß bekommen; und man siehet allerhand Zeichen und viele Figuren darin gegraben. Es finden sich in weiter entlegenen, höheren und den Cordilleras näheren Gegenden noch mehr solche Steine, worin gleichfalls etwas gegraben ist. Allein ich habe sie nicht gesehen; da ich hingegen den andern abgezeichnet habe. Man nennet sie dort zu Lande, wiewohl ganz unrecht, gemahlte Steine (piedras pintadas.) Vielleicht sollen alle diese Figuren und Zeichen eine Inschrift vorstellen, und durch Bilderschriften die Zeit und die Umstände von der Entzündung der Volcane oder von einer andern Begebenheit, als etwa von einem außerordentlichen

Aufschwellen des Flusses anzeigen. Mir scheinen diese Steine wenigstens ein Werk zu seyn, das mit Fleiß unternommen und mit vieler Geduld vollführet worden ist. Die Figuren sind aufs mindeste $2\frac{1}{2}$ Zoll tief hinein gegraben. Die Eigenschaft, welche alle diese große Stücken Felsen haben so stark auf den Compaß zu wirken, zeigen, daß darin einige Eisentheilchen enthalten sind. Diese Theilchen sind aber sehr versteckt: das inwendige der Steine ist weiß von Farbe und bestehet überdem aus sehr feinem Grieß.

Ich will mich, da von dem Magnet die Rede ist, dieser Gelegenheit bedienen einige hieher einschlagende Erfahrungen, womit ich mich auf meiner Rückreise sehr beschäfftiget habe, mitzutheilen. Es war die Frage von einer Naturbegebenheit, welche nur einmahl zu untersuchen ich nicht für genug hielte, sondern welche viele nach einander an verschiedenen bald mehr bald weniger von der Mittellinie entfernten Oertern angestellte Beobachtungen erforderte. Es war mir nicht um eine Untersuchung zn thun, ob in dem Magnete die der Nadel die Richtung gebende und die anziehende Kraft unterschiedene oder trennbare Eigenschaften sind. Aus vielen Erfahrungen weiß man gewiß, daß unsere Magnetnadeln sich nur darum nach den magnetischen Polen der Erde richten, weil ihre beyden Enden davon angezogen werden. Mir war aber bekannt, daß verschiedene behaupteten, es wäre einer von den Erdpolen weit stärker als der andre; und ich konnte keinen bessern Ort auf der Welt als Quito wählen, um an der Entscheidung dieser

ser Frage zu arbeiten. Ich ließ mir zu dem Ende eine lange Nadel von Kupfer machen, welche wie eine Magnetnadel schwebete. An dem einen Ende ließ ich eine kleine in die Höhe stehende Spitze anlöten. Ich stellete diese Nadel wasserrecht auf einen Zapfen, und setzte auf die kleine Spitze, von der ich eben geredet habe und welche vertical war, eine gemeine Magnetnadel; ich richtete es auch durch ein kleines Gegengewicht so ein, daß alles genau im Gleichgewichte stund und sich frey herum drehen konnte. Es ist augenscheinlich, daß wenn einer von den magnetischen Erdpolen mehr Kraft wie der andre, und daß, wenn z. E. der Nordpol eine größere hat, nothwendig eine zweyfache Wirkung erfolgen müsse. Die Magnetnadel muß nicht nur ihre gewöhnliche Richtung annehmen, sondern, da sie durch den Nordpol der Erde weit stärker angezogen wird, so wird sie auch der küpfernen Nadel nach und nach eine Bewegung mittheilen; und es wird alles, indem es nach Norden fortrücket, sich auf der magnetischen Mittagslinie setzen; so daß beyde Nadeln eine gerade Linie machen werden.

Wie nun alles veranstaltet war, so machte ich zu Quito nicht ein- sondern zwanzig bis dreyßig mahl damit einen Versuch, und ich brauchte hierbey eine um so viel größere Vorsicht, da ich von der Meynung eingenommen war, die ich mir vorsetzte zu erweisen oder zu bestättigen. Aber ich mogte es auch anfangen wie ich wollte, so kam die küpferne Nadel durch die andre in keine Bewegung, und blieb alle-

zeit in der Stellung, worin ich sie ließ. Ich konnte sonst auch den Grund ihrer Unbeweglichkeit nicht darin suchen, daß sich die kupferne Nadel an dem Zapfen riebe; denn da ich beyde Nadeln an einander befestigte, nahmen sie ganz geschwinde diejenige Richtung, welche ihnen der Magnet gab. Zuweilen setzte ich die kupferne auch durch einen Ruck in Bewegung, da inzwischen die andre vollkommen frey war; allein die erstere blieb immer ohne Unterscheid in jeder Richtung stehen. Ich muste also nothwendig schließen, daß die beyden magnetischen Erdpole, welche vermuthlich selbst aus der Vermischung verschiedener anderer entspringen, auf eine merkliche Weise einerley Kraft haben. Unsere gemeinen Magnetnadeln werden, wenn sie eine gewisse Richtung annehmen, durch diese Kraft gelenket; und in der Länge können sie nicht weiter vorwärts rücken, weil sie in ihrem Mittelpunkte zurück gehalten werden. Weil aber diejenige, deren ich mich bey meinen Versuchen bediente, sich auf alle Weise bewegen konnte und dem ohngeachtet weder nord- noch südwärts rückte, so war es ein unumstößlicher Beweis, daß das eine Ende derselben keine größere Neigung nach dem einen Pole, als das andere Ende nach dem entgegen gesetzten Pole hatte.

Nachdem die Gleichheit zwischen der überhaupt betrachteten Kraft, obwohl wieder mein Vermuthen fest gestellet war, so muste ich noch die sich nach einer gewissen Verhältniß richtende Kraft untersuchen, nämlich diejenige, welche man von dem Pole empfindet, davon man sich entfernet, und die von dem andern Pole herrührende, welche

zunehmen muß, so wie man sich demselben nähert. Dieses konnte ich mit leichter Mühe auf meiner Zurückreise wahrnehmen, indem ich die Beobachtung an solchen Oertern wiederholete, die in einer ungleichen Weite von der Mittellinie entfernet waren. Ich stellete längst des Weges drey Versuche damit an, und der letzte geschahe zu Porquera, einem unten an dem Magdalenenflusse drey Meilen von seiner Mündung liegenden Flecken; aber der Erfolg dieser Erfahrungen war allezeit recht so beschaffen als zu Quito. Der Mittelpunkt der Schwere bey der Magnetnadel, wiewohl derselbe beweglich war, blieb allezeit in Ruhe, da sie sich auf die magnetische Mittagslinie setzte. Ich konnte damahls nicht anders denken, als daß ich noch nicht genug gegen Norden gekommen war, ob ich mich gleich schon ungefähr 11 Grade von der Mittellinie entfernet hatte, welches einen Unterscheid von mehr als 20 Graden in meiner Entfernung von den beyden einander entgegen gesetzten Polen ausmachte. Endlich habe ich nach meiner Ankunft in Franckreich die Beobachtung nochmahls wiederholet und sie ist allezeit eben so ausgefallen. Gleichwie ich dafür hielte, daß ich die Vorsicht nicht zu weit treiben könnte; also begnügte ich mich nicht eben so wie vorhin zu verfahren, sondern stellte einen andern Versuch an, durch welchen ich die geringste Unähnlichkeit gewahr werden muste. Ich hieng eine Magnetnadel mittelst verschiedenen zusammen geknüpften 5 bis 6 Fuß langen Haaren an dem Mittelpunkt ihrer Schwere auf. Diese neue Bleyschnur sollte nicht ganz gerade

rade herunter hängen, sondern sich ein wenig gegen Norden neigen, wenn es wahr ist, daß der magnetische Nordpol, welchem wir näher sind, mit einer größern Kraft, als der entgegen gesetzte magnetische Südpol wirket. Ich würde eine Abweichung von 5 Secunden oder einen nicht den 4000sten Theil des Gewichts der Nadel ausmachenden Unterscheid in der Kraft mit leichter Mühe wahrgenommen haben. Was für eine große Aufmerksamkeit ich auch dabey anwandte, so habe ich doch niemahls einen horizontalen Zug dabey wahrgenommen, welcher eine gewisse Stellung von der Schwere angenommen oder deren Richtung verändert hätte. Es hat mir allezeit geschienen, daß die Haare immer gerade hiengen, und daß, wenn die Nadel sich nord- oder südwärts wandte, sie nicht das geringste Bestreben hatte sich nach einem oder dem andern Pol in der Richtung ihrer Länge zu lenken.

Ich habe erst seit meiner Zurückkunft und nach einer genauern Ueberlegung der Sache den Grund dieser von mir gefundenen beständig vollkommenen Gleichheit zwischen der anziehenden Kraft der zween Pole endlich gemuthmaßet, welche mir so ungewöhnlich zu seyn schien. Man kann die Richtung des magnetischen Ausflusses mit den Lichtstrahlen vergleichen, deren Kraft sich vermehret oder vermindert, so wie diese Strahlen in einem größern oder kleinern Raume sich vereinigen. Wenn die Strahlen aus einander schießen, so vermindert sich die Stärke des Lichts, und dieses währet in einem fort, wofern man nicht durch ein Brenn-

glas

glas oder einen Hohlspiegel zuwege bringt, daß sie anstatt aus einander zu schießen zusammen kommen. Und sodann nimmt die Stärke des Lichts zu, ob es gleich dieselbe in einer größern Weite von dem leuchtenden Körper bekommen hat. Eben dieses muß auch in Ansehung der magnetischen Kraft geschehen. Die Richtungen, nach welchen diese Kraft sich äußert, sind gleichsam Mittagszirkel, und dieselben sind von einander am weitesten in den Gegenden der Mittellinie entfernet: Es muß also daselbst die Stärke der magnetischen Kraft geringer seyn. Wenn man sich aber in die eine oder die andere Halbkugel weiter hinein begiebt, muß man sich nicht einbilden, daß bloß die Wirkung desjenigen Poles, dem man sich nähert, zunehmen müsse. Die Wirkung des andern Poles wird es gleichfalls thun, weil seine Richtungen in eben den Umständen sind, als die Lichtstrahlen welche aus einander schießen und wieder zusammen laufen. Diese Richtungen, die sich um die Mittellinie weiter von einander befanden, kommen sich hernach einander immer näher, je mehr sie vorwärts rücken. Die Kraft, die wir hier zu Paris von dem magnetischen Südpole verspüren, muß diesemnach derjenigen merklich gleich seyn, die wir von eben diesem Pole wahrnehmen würden, falls wir auf der andern Seite gleich weit von der Mittellinie wären. Es kommt also, daß ich überhaupt rede und einige Betrachtungen, dabey man hier nicht nöthig hat sich aufzuhalten, bey seite setze, gar nicht darauf an, in welcher Gegend auf der Erde man seine Stellung nehme,

es liegt auch nichts daran, ob man von beyden Polen gleich weit, oder von dem einen mehr und dem andern weniger entfernet sey, man wird allemahl die Wirkung des einen so stark wie des andern befinden. Es ist wahr, die Kraft eines jeden Poles wird größer oder geringer, aber beyde Kräfte werden nichts desto weniger allezeit gleich seyn: u. dieses wird gleichfalls durch meine Beobachtungen bestättiget. Der Wiederstand der Luft würde vermuthlich zwischen beyden Wirkungen einigen Unterscheid machen, wenn der magnetische Stoff über die Erdfläche hin schliche und in der dicken Luft, die wir schöpfen, einen sehr weiten Zug zu thun hätte. Allein die Annäherungsnadeln zeigen uns den Strich, dem der magnetische Stoff folgt; dieser Strich ist hier unten fast scheitelrecht; woraus abzunehmen ist, daß der magnetische Stoff gar bald die dicke Luft durchstrichen habe, und daß beynahe sein ganzer Weg, der sich aufwärts lenken muß, oberhalb des dicken Theils der Luft verrichtet werde.

Der Leser wird es hoffentlich nicht übel deuten, daß, nachdem ich wegen der Beobachtungen, von denen ich jetzo Bericht abgestattet, ihn von Peru bis nach Europa geführet habe, ich mit ihm fast auf einmahl wieder zu der Mitte des heißen Erdstrichs zurücke gehe. Wie ich aus den Cordilleras kam, durfte ich nicht zweifeln, ich würde, wenn sonst der Boden niedrig genug wäre, ein Land antreffen, das mit demjenigen, welches an der andern Seite der gedoppelten Reihe von Bergen liegt, beynahe gleiche Eigenschaften hätte. Inzwischen nahm ich schon

bey

bey dem ersten Anblick einen mannigfaltigen Unterscheid wahr. Der Boden von la Plata liegt gar nicht hoch; der Mercurius im Barometer stund daselbst gerade auf 25 Zoll; und zu Honda auf 27 Zoll 5 $\frac{3}{4}$ Linien. Das Erdreich ist durchgängig, wenigstens gegen die Höhe zu, steinigt, und es sind keine Bäume darin. Das Land um la Plata vier oder fünf Meilen westwärts von dem Magdalenenflusse ist ziemlich bevölkert. In den übrigen Gegenden sind wenig Einwohner, und man findet bis gegen die See keine nur einigermaßen merkwürdige Plätze oder Städte, außer Honda und Mompox. Dieser letztere Ort ist mit einem sehr schönen steinernen Damme gezieret, welchem man wegen der öftern Aufschwellung des Stroms eine ansehnliche Höhe hat geben müssen. Ob er schon daselbst sehr breit ist, so steiget er doch gewöhnlicher Weise alle Jahr gegen den Anfang des Christmonats auf 12 bis 13 Fuß. Er nimmt seinen Lauf zwischen Felsen und auf dem Sande bis auf den halben Weg von Honda nach Mompox; weiter unterwärts aber leidet er mit dem inneren Theile der Cordilleras beynahe eine gleiche Veränderung. Sein Grund ist Schlamm; die schönen Gegenden an demselben verwandeln sich unterwärts fast alle in Moräste, von denen einige sich sehr weit erstrecken.

Ein besonderer Umstand hat in diesen Ländern öfters meine Aufmerksamkeit erreget, und dieser bestehet darin, daß alle Gebirge, welche ich vorbey gieng, und welche am Fuße der Cordilleras und außerhalb denenselben liegen, einen

einen ganz andern Ursprung zu haben scheinen, als diejenigen, die ich zuvor gesehen hatte. Die mancherley Schichten der Erde und öfters auch der Felsen, woraus sie bestehen, lagen an verschiedenen Seiten nicht so schief, als in den andern; sie waren vollkommen wassergleich, und ich beobachtete, daß sie zuweilen in den verschiedenen weit von einander liegenden Bergen übereintrafen. Die meisten von diesen haben zwey oder dreyhundert Klaftern in der Höhe, und sind fast alle unersteiglich. Oefters sind sie so steil, als Mauren, und daher kann man ihre wassergleiche Schichten, deren äußerstes Ende sie den Augen darstellen, desto besser sehen. Ihr Anblick ist zwar nicht angenehm, aber doch selten und sonderbar. Wenn einer unter denselben von ungefehr rund und von den andern ganz abgesondert ist; so ist eine jede seiner Schichten gleichsam ein sehr platter Cylinder oder ein abgekürzter Kegel von einer sehr geringen Höhe, und die manche über einander gehäuften Schichten, die durch ihre Farben und die verschiedene Abdachung ihres Umfanges unterschieden sind, geben dem ganzen Berge die Gestalt eines nach der Kunst und mit der größesten Regelmäßigkeit aufgeführten Werks. Einer von diesen Bergen ungefähr eine Meile von Honda an dem Ufer des Flusses Guali auf dem Wege nach Mariquita liegt allen Reisenden im Gesichte. Allein, wenn ich hier davon eine Abbildung geben sollte, so müßte ich versichert seyn, daß man mir solchen Glauben beymessen würde, als die Nachrichten eines Mannes natürlicher Weise haben

sollen,

sollen, welcher kein eigennütziges Anliegen hat die Wahrheit zu verändern, und welcher seine ganze Lebenszeit den größesten Abscheu vor den Lügen gehabt hat. Man siehet in diesen Ländern, daß die Berge daselbst beständig das Ansehen alter und prächtiger Gebäude, Capellen, runder erhabener Dächer, Schlösser annehmen; zuweilen sind es Festungswerke, die aus langen Cortinen mit Bollwerken bestehen. Wenn man alle diese Gegenstände und die Art und Weise, mit welcher die Schichten übereintreffen, betrachtet, so läßt sich schwerlich zweifeln, daß das Erdreich rund herum niedriger geworden sey. Es scheinet, daß diese Berge, die eine festere und stärkere Grundlage gehabt haben, gleichsam als Zeugen oder Denkmahle übrig geblieben sind, welche die vormahlige Höhe des Erdreichs anzeigen.

Ich kenne die Gegenden an dem Orenok nur aus Beschreibungen; allein ich weiß, daß die dortigen Berge an verschiedenen Orren gleichfalls aus wassergleichen Schichten bestehen, und daß sie oben öfters so eben als ein Altan sind. Man findet, wie ich glaube, nichts dergleichen in Peru, ungeachtet die Natur daselbst mit so unendlicher Verschiedenheit gewirket hat. Alle Schichten gehen schräge um jede Spitze und richten sich nach der Abhängigkeit der Berge. Wenn dieser Theil der Erdfläche, wie es das Ansehen hat, auf beyden Seiten der Reihe Gebirge, welche südwärts von Popayan herkommt, und zwischen dem Magdalenenflusse und dem Orenok fortläuft, niedriger geworden ist, so wird die Ueberschwemmung der Insel Atlantis,

lantis, von welcher Plato redet, eine weit größere Wahrscheinlichkeit bekommen. Unsere Einbildungskraft wiedersetzt sich, wenn wir uns so große Veränderungen in der äußern Gestalt unserer Erdkugel vorstellen wollen, deren gegenwärtiger Zustand uns so dauerhaft scheinet. Aber wir müssen hierin von den entferntesten Zeiten nicht so schlechterdings aus der gegenwärtigen urtheilen. Die großen Veränderungen haben ihre Schranken. Es folget auf dieselben allezeit ein Zustand des Gleichgewichts oder einer Ruhe, die von ihnen herrühret, und welche eine gewisse Dauer haben muß.

Der Weg von la Plata bis nach Honda ist ziemlich eben. Er gehet durch verschiedene kleine Ströme, welche sich in den Magdalenenfluß ergießen. Dieser nimmt auch auf der andern Seite verschiedene Flüsse zu sich, insonderheit den Bogota, welcher durch Santa-Fe fließt, und sich in denselben der Stadt Ibague gegen über stürzet, deren Lage ich bereits angemerkt habe. Der Bogota ist schon zu Santa-Fe ansehnlich. Man würde vielleicht auf der ganzen Erde einen höhern Wasserfall vergebens suchen, als derjenige ist, welchen er 15 oder 16 Meilen unterhalb dieser Stadt und ungefehr 8 Meilen von dem Magdalenenflusse in einem Orte namens Tequendama formiret. Ich bin versichert, daß man vieles von den Nachrichten einiger Reisebeschreiber abkürzen müsse, welchen es unbekannt gewesen ist, daß man das Wort Meilen in Berechnung der Höhen nicht so leicht gebrauchen müsse,

und

und daß Santa Fe kaum vierzehnhundert Klaftern über die Horizontallinie des Meers erhaben war. Dieser Wasserfall, wenn man davon aus den Höhen urtheilet, mit welchen man denselben in der Nachbarschaft vergleichet, muß zwey bis dreyhundert Klaftern hoch seyn, und das Wasser fällt gerade herunter.

Man hat besondere Brücken oder andere Mittel erdacht, um über alle diese Flüsse so wohl als über die zwischen den Cordilleras befindlichen zu gehen, wenn man keine Fuhrten findet. Außer den steinernen Brücken, welche die Spanier an verschiedenen Orten gebauet haben, giebt es noch viele andere, welche bloß aus großen von einem Ufer des Flusses zum andern ausgespannten Tauen bestehen. Diese sind aus Baumwurzeln gemacht und fast so dicke als ein Schenkel. Es sind allezeit zum wenigsten zwey, welche parallel, vier oder fünf Schuhe weit von einander liegen. Sie gehen über zween hölzerne Böcke, die man an jedem Ufer errichtet hat, und unten an dem einen dieser Böcke siehet man eine horizontal liegende Spille oder Winde, um sie damit stramm anzuziehen. Man legt auf dieselbe Querhölzer und Faschinen und spannet zur Seite etwas höher zwey andre Taue auf, welche statt eines Geländers dienen. Es lässet sich ohne Gefahr über diese Art von Brücken gehen; wenn sie aber beträchtlich lang sind, wie ich dann dergleichen gefunden habe, so machen sie durch ihre Schwere einen großen Bogen, und man kommt sodann nicht ohne Beschwerlichkeit darüber, weil sie sich beständig auf und

nieder bewegen. An andern Orten hat man die Sache mit weit geringern Kosten verrichtet. Man hat nämlich von dem einen Ufer des Flusses bis zum andern drey oder vier lederne Seile gezogen, die durch ihre Zusammenfügung nur eines vorstellen. Diesen giebt man eine schiefe Neigung von 15 oder 16 Graden gegen das andere Ufer, und diejenigen, welche über den Strom setzen wollen, hängen sich an eine Art von Rolle, die auf den ausgespannten Riemen schnell fortglitschet. Die Geschwindigkeit der Bewegung wird zuweilen so stark, daß die Rolle anfängt zu brennen, welche nur bloß aus einem Stücke Holz bestehet, das durch Abschneidung zweener Aeste die Gestalt einer Gabel bekommen hat. Der Reisende muß sich vor dem entzündeten Dampfe, der daraus gehet, wohl in Acht nehmen und sein Gesicht davon entfernen. Wenn die Bewegung gar zu schnell wird, so stehet jemand am Ufer, der dieselbe vermittelst eines langen an die Rolle befestigten Seiles mäßiget. Will man von der andern Seite herüber, so suchet man weiter auf- oder unterwärts am Flusse eine Stelle, da das Ufer höher, als an der andern Seite ist, und wo man eben eine solche Maschine von Seilen, welche Tarabite genannt wird, errichtet hat.

Die Brücke, welche mir unter allen die sonderbarste zu seyn scheinet, ist die über den Fluß de la Plata. Es war nicht möglich sie aus einem zerbrechlichern Stoffe zu bauen und ihr dem ohngeachtet eine größere Festigkeit zu geben. Der Fluß de la Plata ergießt sich in den Paes

und

und hernach in den Magdalenenfluß; er ist so schnell, daß er große Steine mit sich führt. Er ist 110 bis 120 Fuß breit, und seine beyden Ufer sind sehr hoch. Dieses ist Ursache, daß man fast keine andere Art von Brücken darüber bauen konnte. Man hat sich demnach des großen Schilfs bedienet, dessen ich schon zu verschiedenen mahlen erwehnet habe, um diesem Mangel abzuhelfen. Man hat verschiedene derselben an den Enden zusammen gebunden, und aus zwo Reihen auf diese Weise verknüpfter Rohrstangen, welche parallel vier oder fünf Schuhe von einander liegen, hat man einen großen Bogen gemacht, welcher von einem Ufer des Flusses zum andern gehet. Quer über diesen Bogen hat man die Stämme von dem Schilfe gelegt, welche statt der Stuffen dienen; denn man muß über 30 Schuh herauf steigen, um auf die Höhe des Schwibbogens zu kommen, und man gehet hernach auf der andern Seite wieder herunter. Zwo andere Reihen von Rohrstangen machen ein Geländer aus; und da das Werk von dem Winde leicht umgeworfen werden, und durch seine eigene Stärke sich nicht erhalten kann, so hat man es mit einer Gattung von Seilen befestiget, welche von der Höhe des Bogens nach verschiedenen Stellen des Ufers herunter gehen; und diese Seile sind ebenfalls etwas kleinere Rohrstangen, die man an ihren Enden zusammen gebunden hat.

Der Marmor ist an den Ufern vieler von diesen Flüssen sehr gemein. Man siehet daselbst auch Felsen von

Schieferstein, und ich habe öfters Gelegenheit gehabt die große Verwandtschaft zwischen diesen beyden Arten von Steinen zu beobachten. Diese Anmerkungen hatte ich schon in den Cordilleras insonderheit um Atapu und Sula unterhalb unserer zu Senagoualap und Sachattian aufgesteckten Zeichen gemacht. Die Marmor- und Schieferstеinfelsen stoßen daselbst oft zusammen, und ich habe einige gesehen, die an einem Ende aus Schieferstein und an dem andern aus vollkommenem Marmor bestunden. So oft ein neuer mit dem Schieferstein eine Verwandtschaft habender Steinsaft dazu kommt, welcher die Blätter desselben verbindet, so macht er den ganzen Felsen dichter und härter; er wird also aus einem Schiefer- ein Marmorfels. Ein anderer Stein, der sich gleichfalls in Blätter zertheilet und Schite genannt wird, ist dieser Verwandelung ebenfalls unterworfen. Zuweilen schließen sich nicht nur bloß die Blätter an einander, sondern es vereinigen sich auch ganze Stücke von diesem Steine zufälliger Weise. Wenn hernach an den ganzen Klumpen der grobe Sand und die Kieselsteine von einem Flußwasser getrieben werden, und derselbe dadurch eine gewisse Runde bekommt, die ihm beynahe die Gestalt eines Cylinders giebt, so nimmt er völlig die Form des Stammes von einem Baume an, und zuweilen ist es so gar schwer ihn davon zu unterscheiden. Es that mir sehr leid, daß ich einen von dergleichen Stämmen, welchen ich in einem Graben zwischen Guanacas und la Plata an dem Fuße eines Berges, namens Subida del

Fray-

Frayle, fand, nicht mit mir nehmen konnte. Dies war ein Stück Marmor, welches 20 Zolle in der Länge und 17 bis 18 im Durchschnitt hatte. Man erkannte daran gleichsam Holzfäserchen; auf der Fläche sahe man Knorren von verschiedenen Gestalten, und die auswendige Beschaffenheit des Stammes war ebenfalls geschickt jemanden einen irrigen Begriff beyzubringen. Auf einer Seite war eine Vertiefung, welche einen hohlen Winkel machte, und auf der andern wieder heraus gieng. Ich wuste eben so wenig als die übrigen Personen der Gesellschaft, was ich davon denken sollte. Ich konnte nicht eher etwas bestimmen, als bis ich meine Augen auf andere Stücken Schite richtete, welche nahe dabey waren und anfiengen eben ein solches Ansehen zu bekommen, jedoch so, daß sie einen noch nicht zum Irrthum verleiten konnten; denn sie gaben mir im Gegentheil ein Licht von der Beschaffenheit dieses Stückes Marmor. Man sagt, daß unter verschiedenen Arten Holz sich der Baum Gayac am leichtesten versteinere. Man versicherte mich, daß ich oberhalb Mompox in einem Flecken oder Dorfe Pueblo del Rey genannt ein Kreuz zu sehen bekommen würde, an welchem der ganze obere Theil des Stammes noch von Holz, der untere aber wirklich aus Feuerstein wäre, und viele Leute erzählten mir, daß sie Feuer daraus geschlagen hätten. Als ich an diesen Ort kam, ward mir eben dieses als eine gewisse Wahrheit gesagt; allein man fügte hinzu, daß das Kreuz vor 6 oder 7 Jahren bey einem ungewöhnlichen Anwachse des Wassers in den Fluß gefallen wäre. Ich

Ich will nur etwas weniges von den Thieren und Ungeziefern erwehnen, welche man in den hieſigen Ländern antrifft, und welche beynahe faſt eben diejenigen ſind, die ſich auf der andern Seite der Cordilleras befinden. Es giebt in dem Fluſſe Crocodillen von 18 bis 20 Fuß in der Länge, welche die Menſchen eben nicht angreifen, außer wenn ſie von ungefähr ſchon Menſchenfleiſch gefreſſen haben. Ich ſahe, daß ſie allezeit die Flucht nahmen, wenn ſie an dem Ufer lagen, und ich mich demſelben näherte. Was einem in dieſem Lande am ſonderbarſten ſcheinet, iſt eine Art von Spinnen, welche man in den Wegen findet, und davor man ſich ungemein zu fürchten hätte, wenn alles, was man davon erzählet, wahr wäre. Alle Leute ſtimmen indeſſen in den Erzählungen von denſelben überein, eben ſo wie die Reiſebeſchreiber, die ihrer Erwehnung thun. Dieſe Spinnen, welche ſo groß als die unſrigen ſind, liegen insgemein unter Steinen verſteckt. Sie ſpinnen ein weißes und ſehr feines Gewebe, und durch daſſelbe werden ſie gemeiniglich entdeckt. Sie haben eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe; allein auf dem Bauche ſehen ſie anders aus, und derſelbe iſt ganz roth bis auf ungefähr fünf ſchwarze Flecken, welche man auf dem oberſten Theile wahrnimmt. Das Gift dieſes Ungeziefers, welches man Coya nennet, iſt tödtlich und deſſen Wirkung ſo heftig, daß es durch die Schweißlöcher der Haut dringet. So gar Pferde und Ochſen ſterben, wenn man eine dergleichen Spinne auf ihnen zerdrücket. Jedoch ſind unſre Fußſohlen und Hände inwendig ſo dicke,

daß

daß das Gift nicht dadurch dringen kann. In dem ganzen Lande, wo die Coyas gemein sind, lebt man in beständiger Furcht: man hat weder bey Tage noch bey Nacht das Herz ein Ungeziefer, das einem etwa auf das Gesicht kommt, wegzujagen, weil man sich immer vor der gefährlichen Spinne fürchtet, und weil man weiß, daß man dieselbe sehr leicht zerdrücken kann. Das Gegengift, wenn man es so nennen kann, ist übrigens eben so erschrecklich, ja vielleicht noch mehr, als das Gifte selbst. Der Kranke muß sich nackend auf die Erde legen; man bedeckt ihn sodann mit einem Haufen Stroh und zündet dasselbe an. Einige sind weder von dem Gifte der Coya noch von dem Gebrauche der Arzney gestorben; andere aber, die davon gekommen, sind im Kopfe verrücket worden.

Man kann leicht denken, daß ich aus Neugierigkeit diejenigen von diesen Umständen werde untersuchet haben, womit man am leichtesten die Probe machen konnte. Da ich in der Nachbarschaft eines kleinen Dorfes, namens Bacche, mich etwas aufzuhalten genöthiget ward, so ließ ich, wiewohl dieses mir sehr große Mühe kostete, einige von diesen Ungeziefern suchen, und man brachte mir zehen oder zwölfe derselben. Ich ließ ein Huhn unter der Brust abrupfen, und einer jungen Ziege anf dem Rücken das Haar abscheren. Das ganze Dorf lief zusammen, und mehr als zwanzig Personen wollten die Erfahrung mit ansehen. Es befand sich auch darunter einer von den reichsten Einwohnern zu Popayan, namens Don Joseph Tenorio,

welcher nach Carthagena reisete und Statthalter der Provinz Choco gewesen war. Man wuste nicht, ob das Huhn davon sterben würde, weil die Hüßner öfters die Coyas verschlucken, ohne das geringste Ungemach darnach zu empfinden; Aber was die junge Ziege betrifft, so sollte sie in weniger als einer Stunde und vielleicht auf der Stelle nach einigen Convulsionen sterben. Die beyden Versuche wurden um 3 Uhr nachmittags angestellet. Dem ohngeachtet sahe ich den folgenden Morgen um 10 Uhr, als ich abreisete, daß das Huhn und die Ziege, die beyde an einen Pfahl gebunden waren, mit großer Begierde fraßen. Ich ersuchte den Don Joseph Tenorio, mit dem ich zu Honda wieder zusammen kommen sollte, andere Versuche anzustellen. Er gab mir beynahe einen Monat hernach auch wirklich Nachricht davon; allein ich hatte schon eine andere Probe mit einer mir zugehörigen Mauleselin gemacht, die eben denselben Erfolg hatte. Man zerdrückte viele Coyas an verschiedenen Stellen ihres Halses und Rückens, nachdem man zuvor das Haar davon abgeschoren hatte; man zerquetschte so gar eine auf einer Wunde, und alles dieses that ihr keinen Schaden.

Ich kann nicht eine gleiche Gewährleistung von der besondern Begebenheit thun, welche ich erzählen werde, und es thut mir leid, daß ich die Wahrheit derselben nicht habe untersuchen können. Der Pater Gumilla, ein frommer und eifriger Missionarius aus dem Jesuiterorden, redet davon in der Beschreibung, die er von dem Orenok herausgegeben

gegeben hat. Man findet in den untersten Gegenden des Magdalenenflusses und noch mehr gegen den Orenok eine sehr gefährliche Schlange, die zu der Gattung der Blindschleichen gehöret. Man nannte sie zu Mompox Tatacua. Die Gelenke in ihrem Rückgrade sind auf eine besondere Art zusammen gefüget, die mir von der ganz unterschieden zu seyn schiene, welche man an dem Aale wahrnimmt. Diese Schlange kriecht auch ganz anders als die andern. Sie gehet von der Seite und hilft sich dabey immer mit dem Kopfe und Schwanze fort. Wenn man sie an den Ast eines Baums bindet und sie trocknen lässet, oder auch, wenn mar sie in einen Schorstein hänget, so kann man zehen bis zwölf Jahre hernach sie, wenn man will, wieder zum Leben bringen. Man darf sie nur in ein schlammigtes Wasser, worauf die Sonne scheinet, werfen und sie etliche Tage darin liegen lassen. Die Sache ist mir von vielen Leuten bezeuget worden, welche, wie sie sagten, Augenzeugen dabey gewesen waren, insonderheit von einem **Französischen** Wundarzte, namens **Granchamp**, der zu **Mompox** wohnhaft war. Unterdessen will ich sie nicht als eine Gewißheit ausgeben; alle diese Personen haben sich betrügen können. Allein wenn die Sache wahr wäre, so würde des Herrn Descartes Meynung von der Seele der Thiere dadurch erwiesen werden können. Die Thiere würden gewiß Maschinen seyn, weil wir in gewissen Fällen das Mittel hätten dieselben, um so zu reden, wieder aufzuziehen oder ihnen eine neue le-

 bendige

bendige Bewegung zu geben, nachdem der Tod dieselbe gänzlich aufgehoben hatte.

Das fünfte Capitel.

Von den Einwohnern in Peru und ihren Sitten.

Wenn man in dem Lande so viele natürliche Merkwürdigkeiten antrifft, so sind die Sitten und Gewohnheiten der dortigen Völker unserer Aufmerksamkeit nicht weniger würdig, und könnten mir Stoff zu einer sehr langen Beschreibung geben. Man weiß, daß dieses Land von den Spaniern, welche es erobert haben, und von den Indianern, welche die alten Einwohner desselben sind, bewohnet wird. Diese sind von den andern Leuten nicht unterschieden, die man unter dem Namen der Wilden oder der Caraiben kennet. Weil der heiße und die kalten Erdstriche in Peru gleichsam vermischet sind, so daß man nur in die Gebirge oder wieder aus denselben gehen darf, wenn man Länder finden will, die weit mehr von einander unterschieden sind, als wenn man ganz Europa durchreisete; so muß dieser ungemein große Unterscheid auch unfehlbar eine Verschiedenheit in ihren Gebräuchen und sogar in ihren natürlichen Neigungen zuwege bringen. Der große Zwischenraum, welcher die beyden Welten von einander scheidet und die Gemeinschaft schwer macht, muß auch merkliche Wirkungen hervorbringen. Es ist leicht zu urtheilen, daß,

wenn

wenn die Liebe zu seiner Nation in dem Spanischen America, so wie sonst allenthalben, sehr weit getrieben wird, und daß, wenn sie, wie es billig ist, so gar gute Bürger machet, man daselbst dennoch, insonderheit in den entferntesten Ländern einsamer und abgesonderter ist. Man siehet daselbst in einer gar zu großen Entfernung alle die verschiedenen Angelegenheiten Europens, als daß diese Liebe ihre rechtmäßige Grenzen überschreiten und bis zu einer Ausschweifung gehen könne, welche daraus ein Laster macht, indem sie uns eine Feindschaft gegen alle Menschen, die nicht unsre Landsleute sind, einflößet. Dies ist der Ort, wo man die Gastfreyheit am besten ausübet. Gleichwie man dort bey der Quelle der Reichthümer ist, also siehet man sie mit mehrerer Gleichgültigkeit an, und die Armuth wird daselbst für ein geringeres Uebel gehalten. Die jungen Leute, welche aus Europa dahin reisen, werden daselbst auf das freundlichste aufgenommen; man empfängt sie als alte Freunde oder als Brüder. Man sorgt für ihr Glücke; sie finden fast allezeit Gelegenheit sich daselbst auf eine vortheilhafte Weise niederzulassen; und man frägt nicht einmahl so genau nach, woher sie kommen, und ob sie eine gute Erziehung gehabt haben. Die gröste Schande in diesem Lande bestehet darin, wenn man von vermischtem Geblüte ist: Allein es wird keine Untersuchung in Ansehung eines Menschen angestellet, welcher über das Meer gesegelt ist und nicht aus Africa kommt. Dieses macht für ihn einen genugsamen Beweis aus, daß er wirklich von

weißer Art ist, und von dem Augenblicke an ist er allenthalben wohl angesehen. Es sind also gleichsam zwo Gattungen Spanier in America. Man nennet alle diejenigen Chapetons, die in Europa gebohren sind. Die andern heissen Creolen, welche oft von denenjenigen herstammen, die vor mehr als zweyhundert Jahren zur Zeit der Eroberung in dieses Land gekommen sind. Man findet daselbst jüngere Söhne aus den besten Häusern in Spanien, und diese besitzen dort noch größere Güter, zum wenigsten in Ländereyen. Sie sind gemeiniglich in ihrer ersten Jugend wohl erzogen worden; ihre Gemüthsbeschaffenheit ist aufrichtig, und es ist mit ihnen gut umzugehen.

Was die Indianer betrifft, so muß man meiner Meynung nach in Ansehung ihrer einen Unterscheid machen. Einige leben unten einsam in ihren Wäldern, worin sie gleichsam kleine Republiken ausmachen, die von ihrem Pfarrer, der ein Spanier ist, und von ihrem Statthalter, welchem einige andre Indianer als Gehülfen und Officiere zugeordnet sind, regieret werden. Man kann bey ihnen leicht wahrnehmen, daß sie alle etwas zu wenig Lebhaftigkeit haben. Wenn man sonst oft geglaubt hat, daß die große Hitze die Einbildungskraft stärker machte, so verhält sich dieses in ihrem Betrachte ganz anders; denn sie ist bey ihnen sehr matt und träge. Wenn sie eine Arbeit vornehmen, so bestehet alles, was sie thun, in der Nachahmung. Denn ihre Geschicklichkeit erstreckt sich nicht so weit, daß sie selbst was neues hervorbringen könnten, und

eben derselbe Fehler zeiget sich in ihren Reden und in allen ihren Verrichtungen. Sie leben alle in einer so großen Einigkeit, als sie in einer vollkommenen Unschuld zu leben scheinen. Sie sind angenehme, ehrliche Leute und gar keines Mistrauens fähig; ja es fället ihnen nicht einmahl ein, daß man die Absicht haben könne sie zu hintergehen. Ihre Hausthüren stehen immer offen, ob sie gleich daselbst Baumwolle, Kürbisflaschen, Pito, welches eine Art von Aloe ist, daraus sie Garn machen, und einige andere Waaren, womit sie oft Handel treiben, liegen haben. Wegen der großen Hitze müssen sie fast nackend gehen; sie färben sich gemeiniglich mit dem Roucou roth und suchen darin einen besondern Putz; anstatt sich über uud über anzustreichen, bemahlen sie sich nur streifenweise und und sogar auch in dem Gesichte. Diesen Gebrauch scheinen sie seinem Ursprunge nach als ein Mittel angesehen zu haben, um sich wider das Stechen gewisser Arten von Mücken, Maringoinen oder Mustiken genannt, zu schützen. Eben diese Indianer wissen mit allen Handwerken, deren sie nöthig haben, selbst umzugehen; sie sind Zimmerleute und die Baumeister ihrer Häuser, sie machen ihre Pirogen, sie sind auch Weber. Wenn ganz große Gebäude aufgeführet werden sollen, so pflegen sie sich dabey gemeinschaftliche Hülfe zu leisten: Ein Indianer bittet alle andere aus der umliegenden Gegend zu sich, und thut nichts weiter, als daß er sie gut bewirthet. So groß das Haus auch immer seyn mag, (denn in gewissen Oertern wohnen drey oder vier besonde-

re Familien unter einem Dache, wo jede einen Platz von etlichen Schuhen inne hat,) so wird es doch denselben Tag, und zuweilen wohl nach einer Arbeit von einer oder zwoen Stunden fertig.

Ihr Zustand ist indessen ganz glücklich; sie leben allein, oder ohne Fremde unter sich zu haben, die sie plagen könnten. Nebst den Erdgewächsen, daran es ihnen niemahls fehlet, können sie auch durch die Jagd und Fischerey ihren Unterhalt reichlich finden. Das Wild erlegen sie entweder mit Pfeilen, die zuweilen vergiftet sind, oder mit Kugeln von Thon, die sie durch Blaseröhre schießen; und was die Fischerey betrifft, so ist ihnen dieselbe um so viel leichter, weil die Fische sich dort in großer Menge befinden, indem die Ströme hier nicht mehr einen so starken Schuß haben, als oben, allwo sie überaus schnell laufen. Obgleich die Indianer, welche noch nicht unter das Joch gebracht sind, und welche man die kriegerischen nennet, selbst in den Ländern, wohin sie von einer Zeit zur andern ihre Streifereyen treiben, fast unbekannt sind: so weiß man doch, daß sie in ihrer Lebensart denen andern sehr gleich kommen; die ähnliche Beschaffenheit der Länder hat auch eine Gleichheit in ihren Gebräuchen veranlassen müssen.

Im übrigen wissen wir nicht, ob man sich in Ansehung dieser Völker nothwendiger Weise auch die Schwierigkeit vorzustellen habe, die einem in Ansehung der Mohren so viel zu schaffen machen kann. Dieselben sind dem Ansehen nach nur dadurch von uns unterschieden, daß sie

in

in einem von dem unsrigen ganz unterschiedenen Himmelsstriche wohnen, als welches durch die Länge der Zeit sehr merkliche Wirkungen hervorgebracht hat. Wenigstens bin ich versichert, daß man ihre fast kupferrothe Farbe, die nicht von dem Anstreichen herrühret und ihnen, wie man insgemein glaubt, natürlich ist, nur als einen zufälligen Unterscheid anzusehen habe. Ich habe Gelegenheit gehabt anzumerken, daß diejenigen, welche gleich unter den Cordilleras auf der westlichen Seite oder an der Südsee wohnen, beynahe eben so weiß sind, als wir. Diese sind einer heftigen und beständigen Sonnenhitze nicht so wie die andern bloßgestellet; sie bringen vielmehr ihre Lebenszeit in einem Lande zu, wo eine so vollkommene Windstille herrschet, daß sie auch niemahls durch die geringste Bewegung der Luft unterbrochen wird: denn die Gebirge schützen sie gegen den anhaltenden Ostwind, der fast eine Meile hoch über ihren Kopf streichen muß. Wenn man sich von den Cordilleras weiter gegen die Küste wendet, so hat es schon nicht mehr die Bewandtniß; man empfindet dort den Wind, und die Indianer haben auch wieder ihre Kupferfarbe. Es ist wahr, wenn die Fleischfarbe der erstern keinen Unterscheid zwischen ihnen und uns zu machen scheinet, so unterscheiden sie sich doch dadurch, daß sie weder einen Bart noch Haare auf der Brust oder sonst an einem Theile des Leibes haben, und insonderheit daß ihr Haupthaar sehr lang ist; denn sie haben durchgehends dicke, schwarze, gerade und sehr starke Haare. Allein wenn man zugiebt,

daß

daß ihre Farbe, die überhaupt so sehr von der unsrigen unterschieden ist, von der Beschaffenheit des Himmelsstriches oder von der starken Wirkung der Luft, wozu der Mangel der Kleidung Gelegenheit giebt, herrühre; so lässet sich allenfalls muthmaßen, daß auch die andern Umstände, worin sich ein Unterscheid äußert, beynahe eben den Grund haben.

Der Zustand der Indianer, die oben in den Cordilleras wohnen, ist nicht eben so beschaffen, und sie sind auch ganz andere Leute als die vorigen. Bey ihnen sind so viele böse Eigenschaften, als gute bey den andern anzutreffen, wenn man sie als Bürger oder als Glieder der Gesellschaft betrachtet, denn außerdem sind sie nicht im Stande böses zu thun. Sie sind ungemein faul und tumm; sie können ganze Tage auf einer Stelle zubringen und auf ihren Fersen sitzen ohne sich zu regen oder ein Wort zu sprechen. In den Städten dienen sie als Hausgesinde, und auf dem Lande gebraucht man sie zur Feldarbeit. Die Kleidung, die man ihnen giebt, nebst dem Zugemüse und Getreyde, das sie auf dem Lande zu ihrem Unterhalte bekommen, wird ihnen als ein Theil des Lohns angerechnet. Wenn sie heirathen, belaufen sich die Gebühren des Pfarrers sehr hoch, so wohl als die Begräbnißkosten, wenn aus ihrer kleinen Fa milie jemand stirbt. Daher kommt es, daß sie niemah ls etwas im Vermögen haben und ihren Herrn fast immerzu schuldig sind, bey welchen Umständen ihre Faulheit merklich zunimmt. Es ist nicht auszusprechen, was sie für eine große Gleichgültigkeit in Ansehung der

Reichthümer, ja selbst aller ihrer Bequemlichkeiten von sich blicken lassen, vielleicht weil sie merken, daß es ihnen doch zu nichts helfen würde, wenn sie sich darum bemüheten. Außerdem daß sie sich gern in einer gewissen Art Bier, welches sie aus Indianischem Korne machen, voll trinken, stellen sie gleichsam eine große Secte von Stoischen oder vielmehr Cynischen Weltweisen vor. Man weiß oft nicht, wenn man von ihnen einen Dienst begehret, durch was für Bewegungsgründe man sie dazu bringen soll. Man bietet ihnen vergebens einige Stücke Geld an. Denn sie sagen, daß sie nicht hungrig sind. Es muß sich demnach keiner wundern, daß sie die Taschen in den Kleidern für was unnützes halten; und wenn man sie endlich genöthiget hat ein kleines Stück Geld zu nehmen, so wissen sie es nicht besser als in dem Munde zu verwahren.

Leinen Zeug oder Strümpfe dürfen sie nicht tragen; und ihre Kleidung siehet jetzo nicht anders aus, als diejenige, welche vor alters bey ihnen im Gebrauch gewesen ist. Sie bestehet in einem kleinen Futterhemde ohne Ermeln, von Tuche das im Lande gemacht wird und reicht ihnen bis an die Knie. Ueber dasselbe ziehen sie oft ein anderes Stück Zeug an, welches nicht so weit als lang ist, und in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf dadurch zu stecken; dieser Ueberzug siehet fast wie ein Meßgewand aus. In ihrer kleinen Hütte haben sie nicht das geringste Hausgeräthe. Sie legen sich auf die Erde auf ein Fell nieder; zuweilen essen sie ganze Jahre hindurch kein Fleisch. Es

ist wohl wahr, daß sie oft etwas Feder-oder anderes Vieh aufziehen, aber dies geschieht fast allezeit, um ihren Pfarrer damit zu beschenken; wenn sie es selbst verzehren, so geschicht es nur in ganz außerordentlichen Fällen, dahin insonderheit ein unter ihnen sich begebender Todesfall gehöret. Die Freunde und Verwandten des Verstorbenen kommen alsdenn eiligst zusammen, um sich bey ihrem Wehklagen mit allem dem, was sie der Kirche entziehen können, etwas zu gute zu thun: und dies Trauergelag währet so lange, bis daß ganz und gar nichts mehr übrig ist.

Dem Ansehen nach haben diejenigen, die außer den Cordilleras wohnen, etwas mehr von ihren alten Sitten beybehalten, dahingegen die, welche sich oben, wo das Land ungleich stärker bewohnet ist, aufhalten, mehr die Wirkungen der Unterwürfigkeit empfunden haben. Aus ihrer Vermischung mit den Spaniern entsteht eine dritte Gattung von Menschen, nämlich die Mestizen, welche jetzo den grösten Theil der Einwohner ausmachen, und gemeiniglich beyde Sprachen, nämlich die Spanische und die uralte Landessprache, welche zur Zeit der Incas geredet ward, verstehen. Diese Mestizen, die fast alle unehelich gebohren werden, sind nicht mehr Spanier, als Indianer; indessen genießen sie alle Vorrechte der erstern, und werden in manchem Betrachte wirklich für Weiße gehalten. An natürlicher Geschicklichkeit fehlet es ihnen nicht. Sie sind es eben, die in den Städten alle die Künste treiben, welche man in einem gemeinen Wesen nöthig hat, weil

die

die Spanier sich darauf ganz und gar nicht legen. Unter den Leuten von allerley Stande, die aus Europa kommen, findet sich nicht ein einziger, der ein Handwerk verstünde oder sich es zu sagen getrauete. Dieses kann zur Erläuterung desjenigen dienen, was ich oben als etwas unerhörtes von dem Zustande angemerket habe, worin sich hier zu Lande die Künste und ins besondre der Ackerbau befinden.

Diese Meztizen sind es auch, deren Gewalt die Indianer am meisten drücket; inzwischen hat die Spanische Regierung aus einer weisen Vorsicht die kräftigsten Maßregeln ergriffen, um solchem Uebel zu wehren und dem armseligen Reste dieser sich immer vermindernden Indianer ihren Schutz angedeihen zu lassen. Man hat gesucht sie mit Auflegung gar zu harter Arbeit zu verschonen; man hat in allen Städten gewisse Schutzvögte bestellet, welche sich ihrer von Amtswegen annehmen sollen; ja man hat es so gar für besser gefunden sie von der Gerichtbarkeit der Inquisition ganz frey zu erklären, als dieses Gericht zu nöthigen in Ansehung ihrer andere Regeln zu beobachten, wie diejenigen, welche ihm seine gewöhnliche Schärfe vorschreibet; sie stehen also nur unter der Zucht ihrer Bischöfe oder Pfarrer. Aber wegen der weiten Entlegenheit der Oerter haben diese weisen Anordnungen nicht allen den guten Erfolg, den sie haben könnten, und daher befinden sich die Indianer, überhaupt betrachtet, nirgends besser als in ihren Wäldern. Dieses nebst den andern Umständen

ist sonder Zweifel Ursache, daß unter denen, die in verschiedenen Landschaften wohnen, eine so geringe Aehnlichkeit wahrgenommen wird. Dem ohngeachtet muß man gestehen, daß, wenn man sie alle mit der vortrefflichen Abschilderung, die einige Geschichtschreiber von ihnen machen, in Vergleichung stellt, man seinen eigenen Augen nicht trauen sollte. Alles, was von ihrer natürlichen Geschicklichkeit, von den unterschiedenen Oertern, wo sie sich niedergelassen hatten, von ihren Gesetzen und ihrer bürgerlichen Verfassung berichtet wird, würde einem verdächtig vorkommen, wenn man das Zeugniß so vieler glaubwürdiger Schriftsteller verwerfen könnte, und wenn nicht außerdem noch so viele Denkmahle vorhanden wären, welche unwiedersprechlich beweisen, daß man von dem uralten Zustande dieser Völker nicht nach demjenigen, worin wir sie jetzo sehen, urtheilen müsse.

Es ist nicht zu begreifen, wie es ihnen möglich gewesen sey die Mauren ihres Sonnentempels, von dem man zu Cusco noch die Ueberbleibsel siehet, aufzuführen; es sind Steine dazu gebraucht, die 15 bis 16 Schuhe im Durchmesser haben, und wiewohl dieselben roh und unbearbeitet sind, so passen sie doch so dichte auf einander, daß keine Lücke dazwischen bleibet. Wir haben viele von den verfallenen Gebäuden gesehen, welche sie Tambos nannten und zu Lager- oder Vorrathshäusern gebraucht wurden, wie denn auch die Incas auf ihren Reisen darin einkehrten. Die Thore in selbigen sind nicht breit, aber sehr hoch, weil

sich

sich ihr Kayser, wenn er ausgieng, allemahl von den vornehmsten Herren seines Hofes in einer Sänfte auf ihren Schultern tragen ließ. Ihre Mauren sind zuweilen aus einer Gattung Granit gemacht, und die gehauenen Steine scheinen gegen einander gerieben zu seyn; so ungemein dicht schließen sie zusammen. In einem dieser Tambos bemerkt man noch einige zur Auszierung angebrachte Thierköpfe, in deren durchbohrten Naselöchern Ringe hängen, welche man darin herum drehen kann, ohneracht sie mit dem Kopfe aus einem Steine gemacht sind. Diese Gebäude lagen insgesamt längst dem prächtigen Wege, der in die Cordilleras von Cusco nach Quito und gar noch weiter gieng. Er erstreckte sich fast auf 400 Meilen, und wir sind seinen Spuren gefolget. In unserm 24sten Triangel liegen die Ueberbleibsel einer alten Schanze, und um dieselbe etwas abwärts einige Wachhäuser nebst verschiedenen Gebäuden, die von einander abgesondert waren, und in ziemlich guter Ordnung stunden. Ich sage nichts von unterschiedenen Festungswerken, die auf den Spitzen vieler Berge, besonders dererjenigen, worauf wir unsre ersten Triangel errichteten, nach der Kunst aufgeführet sind, und welche den ursprünglichen Einwohnern des Landes zugeschrieben werden müssen, da sie ihre Freyheit den andern von Cusco gekommenen Indianern theuer verkauften. Huayana Capac führte diese letztern an, welcher damahls den kayserlichen Thron noch nicht bestiegen hatte, aber, wie ich schon gesagt habe, kurz vor Ueberkunft der Spanier wirk-

lich der zwölfte Kayser in der Ordnung war. Aller Vermuthung nach müssen die wegen ihrer Größe und Gestalt erstaunenswürdige Gräber, welche wir an einem Orte, namens Cochesqui fanden, in eben dieselbe Zeit gesetzet werden. Es bestehen dieselben aus aufgeworfenen Erdhügeln, unter denen einige 40 Schuhe hoch, 70 Klaftern lang und 40 breit, auch mit überaus langen Gängen versehen sind, auf denen man, weil sie allmählig herunter gehen, unvermerkt zu diesen Gräbern gelanget. Es sind deren 7 oder 8, und noch über 100, die eine ganz andere Gestalt haben. Unsere Mittagslinie endiget sich gegen Norden auf einem von diesem Klumpen. Die Geschichtschreiber erwehnen eines Pallastes, den sich die Incas in eben der Gegend hätten bauen lassen; man findet aber nicht die geringsten Spuren davon, dahingegen die Gräber, deren keiner gedacht hat, noch wirklich vorhanden sind. Fast alle alten Werke der Peruaner haben gleiches Schicksal erfahren müssen: sie sind nur um so viel eher zerstöret worden, je größer die Aufmerksamkeit war, welche sie auf sich gezogen hatten. Ueberhaupt muß ich noch sagen, daß man dergleichen Denkmahle nicht ansehen könne, ohne sich von denenjenigen einen vortheilhaften Begriff zu machen, welche das Herz gehabt haben den Bau derselben zu unternehmen und auszuführen.

Die Schranken, worin ich mich nothwendig halten muß, erlauben mir nicht mich in eine weitläuftigere Beschreibung einzulassen. Ich verspare die Anmerkungen, welche ich bey

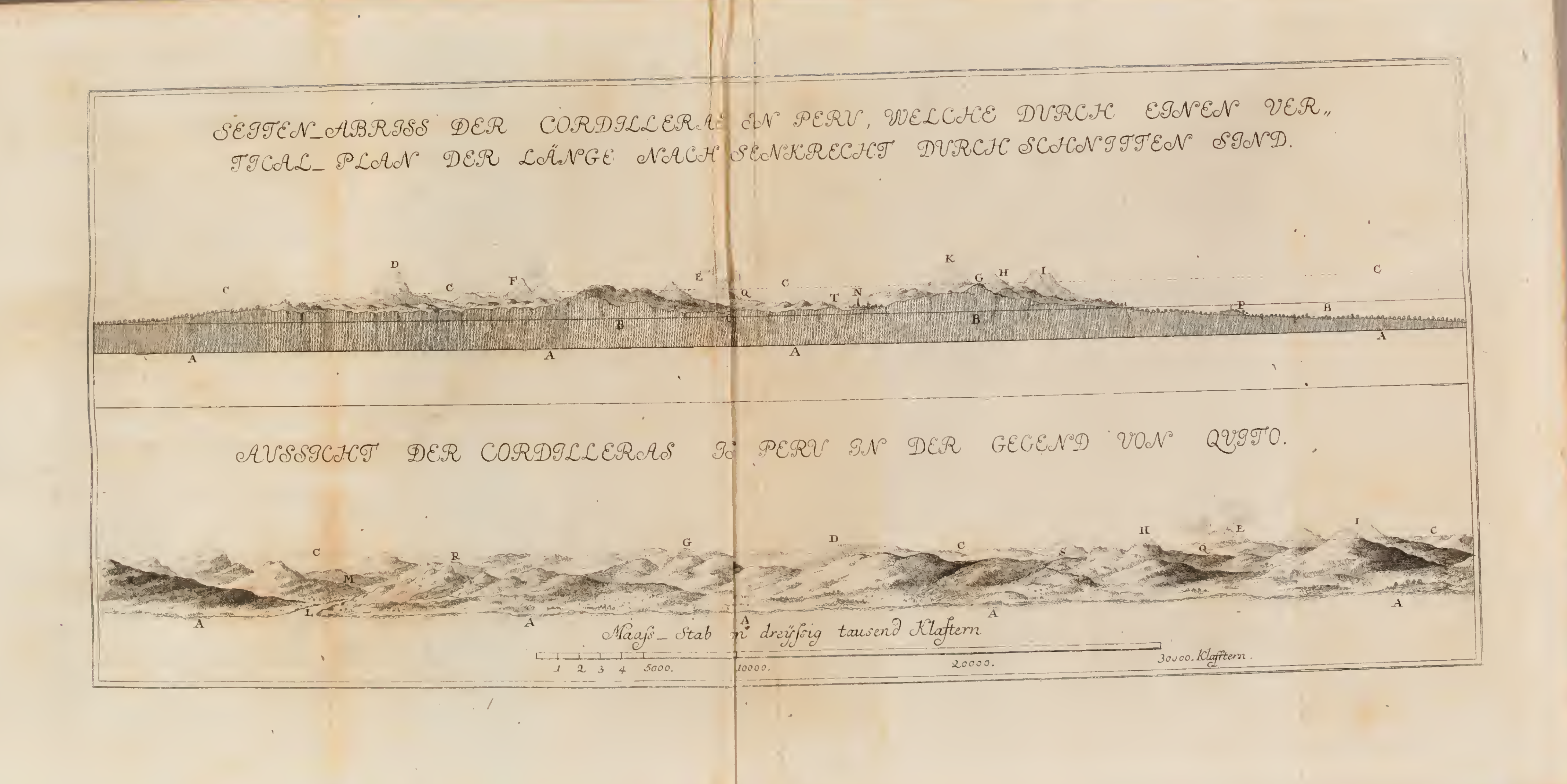
Ver=

Vergleichung der historischen Erzählungen von dem Lande mit den Oertern, wovon sie handeln, gemacht habe, bis zu einer andern Zeit; ich werde mich auch allhier nur ganz kurz über dasjenige erklären, was ich so wohl von der Göttergeschichte dieser Völker, als von ihrem Ursprunge und verschiedenen Wanderungen muthmaße. Mir kommt es sehr glaublich vor, daß außer dem älteren Wege, welchen man nicht anders als über die Insel Atlantis hat nehmen können, einige Schiffe in sehr entfernten Zeiten nothwendig durch Stürme auf diese weit entlegene Küsten geworfen seyn müssen, fast eben so als es dem Steuermann ergangen seyn soll, welcher dem Colomb die erste Kenntniß von America gegeben hat, und als wir noch andere dergleichen neue Exempel haben. Ja ich glaube zween verschiedene sehr merkliche Zeitpunkte dieser alten Ueberfahrten, die nicht anders als zufällig haben seyn können, wahrzunehmen. Es muß sehr vieles von so großen und so wenig bekannten Ländern zu sagen seyn. Wenn man sich auch nur begnügen wollte die Veränderungen allein anzumerken, welche die Verschiedenheit der Umstände bey der Spanischen Regierung in diesen Ländern verursacht hat, so könnte man gewiß versichert seyn die Neugierigkeit der Leser dadurch zu erregen. Alles, was einer Veränderung in dem äußerlichen der wahren Religion, die man daselbst bekennet, fähig ist, muste auch die Aufmerksamkeit eines Fremden rühren, welcher alles zu untersuchen bedacht war und dazu häufige Gelegenheit hatte. Aber ich muß mich erinnern, daß diese Erzählung nur bloß

ein Entwurf ist und es hier allein darauf ankommt eine richtige wiewohl mit einer groben Feder gemachte Abbildung des Landes zu geben, in welchem unsere Arbeiten verrichtet worden sind.

Erklärung des Seiten-Abrisses und der Aussicht der Cordilleras in Peru in der Gegend von Quito.

Man muß sich vorstellen, daß sich der Verticalplan, welcher die Cordilleras der Länge nach senkrecht durchschneidet, ungefähr eine Meile nordwärts von Quito erstrecke, und daß der Zuschauer sich nach Süden gekehret habe. Die Gebirge, die er zur Rechten hat, sind die westlichen oder an der Seite der Südsee gelegenen, und die östliche Reihe, welche aus dem Antisana, Chinchulagua, Cotopaxi, Tonguragua rc. bestehen, ist zur linken. Mitten zwischen diesen beyden Reihen liegt der Theil der Landschaft Quito, der am meisten bewohnet wird, wie man auf der 36sten und den folgenden Seiten gesagt hat, und wie die Karte von der Mittagslinie es bezeuget. Der Verticalplan, von dem wir reden, durchschneidet beynahe gegen die Mitte die Aussicht der zwo Reihen Gebirge, welche man unten vorgestellet hat. Es ist übrigens augenscheinlich, daß man in diesem Seitenabrisse die Berge allein sehen müsse, welche jenseit des Verticalplans oder gegen Süden liegen. Die Aussicht stellet die beyden Reihen Gebirge also vor, als wenn der Zuschauer auf der Seite des stillen Meers stünde. Also ist da die westliche Reihe am nächsten, und man entdeckt die andere oder die östliche nicht anders als über der ersteren. Man hat in diesen zwoen Abbildungen eben dieselben


SEITEN_ABRISS DER CORDILLERAS IN PERU, WELCHE DURCH EINEN VER„
TICAL_PLAN DER LÄNGE NACH SENKRECHT DURCH SCHNITTEN SIND.
AUSSICHT DER CORDILLERAS IN PERU IN DER GEGEND VON QUITO.
Maaſs_Stab von dreÿſsig tausend Klaftern
1 2 3 4 5000. 10000. 20000. 30000. Klafftern.



selben Oerter sorgfältig mit einerley Buchstaben bezeichnet. Man könnte der Mühe überhoben seyn allhier zu wiederholen, daß die Aussicht wenig mehr als den vierten Theil von der Länge der Mittagslinie in sich begreift.

Die Linie AAA. bezeichnet die Horizontallinie des Meers.

B B B. Die Horizontallinie des Caraburu, welches der niedrigste unter allen Standplätzen unserer Mittagslinie und das nordliche Ende unserer ersten Grundlinie ist.

C C C. Die untere Grenze des Schnees in den Gebirgen, welche ungefähr 2440 Klaftern über der Fläche des Meers in dem heißen Erdstriche erhaben ist.

D. Antisana, ein Volcan, welcher sich gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts entzündete, und wo eine von den Quellen des Napo ist.

E. Cotopaxi, ein wirklich entzündeter Volcan.

F. Tonguragua, ein Volcan, welcher noch dann und wann Rauch von sich giebt und in den Jahren 1640 und 45 großen Schaden that.

G. Pichincha, auf welchem wir verschiedene Zeichen hatten.

H. Der Corasson de Barionuevo oder Choussalong, der höchste Berg, auf welchem zween Academisten gestiegen sind, und wo das Barometer auf 15 Zolle $9\frac{1}{10}$ Linien stund.

I. Die zwo Spitzen des Jlinissa, dessen Höhe über der Horizontallinie des Meers man so gleich bestimmt und darnach die Höhe der andern Berge berechnet hat.

K. Chimborasso, der höchste Berg, den man beobachtet hat, und an dessen südlicher Seite man die Erfahrung mit der anziehenden Kraft angestellet hat.

L. Das Bette des Flusses Guaillabamba, wo er aus

den Cordilleras kommt und, nachdem er sich mit dem Smaragdenflusse vereiniget, in das stille Meer fließet.

M. Cochesqui, ein Beobachtungsplatz an dem nordlichen Ende der Mittagslinie.

N. Die Stadt Quito.

O. Das Zeichen zu Oyambaro, als dem südlichen Ende unserer ersten Grundlinie.

P. Flecken Mindo, der außerhalb der Cordilleras und in der Provinz de las Esmeraldas liegt.

Q. Zeichen auf dem Cotopaxi, nach dem wir uns in unserem sechsten und siebenden Triangel richteten, und wo unser Posten durch den neuen Ausbruch des Volcans 1742 wie oben gesagt, ganz über den Haufen geworfen ward.

R. Zeichen zu Tanlagua auf der westlichen Reihe. Das Zeichen zu Pambamarca ist gerade gegen über auf der andern Reihe, die dahinten liegt, und solches diente uns zur Spitze in dem dritten Winckel unsers ersten Triangels, welcher auf der Grundlinie zu Yaruqui errichtet war.

S. Zeichen, das dem Herrn Godin zu Verfertigung seiner besondern Triangel dienete.

T. Zeichen zu Guapulo, welches der Herr Godin auch nur gebraucht hat.

Wenn man den Seitenabriß dieser Gebirge betrachtet, und dasjenige lieset, was ich von der Schwierigkeit dieselben heran zu klettern gesaget habe, so wird man sonder Zweifel wahrnehmen, daß man nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dergleichen Gegenständen durch die Aussicht eines Plans bekommt, in welchem man, wie man sich hier zu thun bemühet hat, eine genaue Verhältniß zwischen allen Ausmessungen beobachtet. Ein auf dem Papiere vorgestellter abhängiger Ort scheinet nicht so steil zu seyn, als wenn man ihn in der Nähe auf der Erde siehet. Es ist unmöglich einen Berg hinauf zu klettern, dessen Seiten in

Ansehung

Ansehung des Horizonts eine schiefe Neigung von 36 bis 37 Gr. haben, wofern man sich nicht an den Gesträuchen oder Kräutern halten kann, oder wenn die Felsen, woraus der Berg bestehet, nicht gleichsam Stuffen abgeben. Ich bin von unserm Zeichen auf dem Cotopaxi zweymahl bis zu der untern beständigen Grenze des Schnees hinauf gestiegen. Er war eben so abhängig und steil; allein die Stücken von Bimsen, und calcinirten Steinen, auf welchen ich hinan stieg, gaben mir einen sichern Tritt, wiewohl sie oft nachgaben und ich zuweilen mehr zurück fiel als vorwärts kam. Ich brachte ungefähr fünf Viertelstunden oder etwas mehr zu, um die 140 bis 150 Klaftern heran zu klettern, die wir uns unter der Grenze des Schnees befanden, und ich brauchte nicht mehr als 11 Minuten, als ich wieder herunter stieg. Ich muß noch eine andere Anmerkung machen, welche zwar eigentlich zu der vorigen nicht gehöret, deren Gegenstand aber für uns weit wichtiger war, nämlich, daß wir sehr glücklich gewesen sind, daß die Cordilleras in Peru um die Mittellinie eine von dem Mittagszirkel wenig unterschiedene Richtung hatten. Denn wenn sie von demselben 40 bis 50 Gr. abgewichen wäre, so hätten wir ihr nicht weiter folgen können, und unsere Ausmessungen würden uns unten in Wälder und morastige Länder, wo niemand hätte durchkommen können, geführet haben. Unsere Reise würde allerWahrscheinlichkeit nach vergeblich gewesen seyn; oder wir hätten wenigstens unsere Triangel auf der Küste errichten müssen. Dieses brachte ich in Vorschlag, als wir zu Manta anlandeten, und vielleicht hätte es uns viele Zeit und Mühe ersparet.

ENDE.

Des Herrn Diereville Reise nach Portroyal in Acadien oder Neu-Frankreich,

worin die verschiedenen Bewegungen der See
in einer langen Schiffahrt beschrieben, und von
dem Lande, der Beschäfftigung der dort wohnen-
den Franzosen, den Sitten der wilden Völker,
ihrem Aberglauben und ihren Jagden hin-
längliche Nachrichten, unter welchen sich
auch eine richtige Abhandlung von
dem Biber befindet, gegeben
werden.

Aus dem Französischen übersetzt.

Beschreibung einer Reise
nach
Portroyal in Acadien oder Neu-Frankreich.

Ich werde die Beschreibung meiner Reise nach Portroyal in Acadien oder Neu Frankreich mit Erzählung eines Zufalls anfangen, der mir beynahe des Leben gekostet hätte, da ich in das Schiff steigen wollte, welches zu meiner Reise bestimmet war. Es lag auf der Rheede vor Rochelle, über zwo Meilen von der Stadt, in welcher ich auf guten Wind zu meiner Abreise wartete, welchen wir den 20sten August 1699 des Abends bekamen. Der Schiffshauptmann wollte sich denselben zu Nutze machen, zumahl es schon sehr spät im Jahre war, und ließ mich bey nächtlicher Flut mit einer Schalupe abholen. Ich gieng also aus Rochelle, wie die Thore geöffnet wurden, um den Damm zu erreichen, wo die Schalupe auf mich wartete und begab mich in dieselbige; sie ward zwar von sechs starken Matrosen geführet, allein weil die See allzu ungestüm war, so ward ihnen doch die Arbeit ungemein sauer. Als der Hauptmann uns zu Gesichte bekam und merkte, daß wir nur noch eine Viertel Meile vom Schiffe wären, ließ er um keine Zeit zu verlieren, die Ancker lichten. Mittlerweile daß er dieses that, kamen wir immer

näher

näher und gelangten endlich ohne viele Mühe bey dem Schiffe an. Allein wir fanden die größeste Schwierigkeit uns an dasselbe zu legen, ob es sich gleich nur hin und her bewegte. Die Wellen, die sich immerzu zwischen dem Schiffe und der Schalupe erhoben, warfen uns beständig wieder zurück, wenn wir eben im Begriff waren uns an dasselbe zu hängen; endlich erreichten wir diesen Zweck, sahen uns aber dadurch nicht sonderlich gebessert: denn die Bewegungen, welche das Schiff und die Schalupe machten, ließen uns nicht so viel Zeit, daß wir die Leiter hinauf steigen konnten. Der Hauptmann, welcher wohl einsahe, daß es mir als einem unversuchten Seemanne am schwersten fallen würde, gab allen Matrosen in der Schalupe Befehl nicht eher aus derselben zu gehen, als bis ich in das Schiff gelanget wäre. Ein jeder sanne also nur darauf, wie ich es am füglichsten anfangen mögte, und ich selbst ließ mir solches angelegen seyn, weil ich gewiß keine Lust hatte länger da zu bleiben. Der Hauptmann glaubte es am besten getroffen zu haben, indem er mir ein Seil zuwarf, welches ich sogleich ergriff und überaus fest hielt, damit es mir nicht wieder entwischen mögte. Solchergestalt stieg ich auf den Bord der Schalupe; ich hate aber kaum meine Füße darauf gestellet, als mich eine Welle wieder herunter stieß; jedoch blieb ich an dem Seile hängen, wiewohl es mir höchst beschwerlich fiel und ich die Gefahr von einer Welle fortgerissen zu werden vor Augen sahe, indem meine Füße das Wasser berühreten. Inzwischen fassete ich mich und

war

war ernstlich auf meine Errettung aus diesen gefährlichen Umständen bedacht: ich ward ein kleines Ende von einem Brette gewahr, gegen welches ich den einen Fuß stellete und hiedurch einen festen Stand bekam. Ich kletterte also mittelst meiner Arme längst dem Seile heran, und kam anderen mir zu Hülfe ausgestreckten Händen bald so nahe, daß sie mich erreichen und vollends aus der Gefahr herauf ziehen konnten.

Den in der Schalupe zurückgebliebenen Matrosen ward es nicht weniger beschwerlich als mir aus derselben zu kommen; ich war nun außer aller Furcht und sahe mit Vergnügen, daß auch die allerhurtigsten Bootsleute an den Mastleitern mit eben so vieler Mühe hinauf kletterten, als ich an einem einzelnen Seile gethan hatte. Wie ich mich auf der Decke des Schiffes und mit der Mannschaft desselben, die aus zwey und zwanzig Personen bestand, umgeben sahe, glaubte ich sicher genug zu seyn und dachte nur auf eine Beschreibung dieser überstandenen Gefahr.

Nachdem man sich ganz segelfertig gemacht hatte, lavirten wir, um die Höhe zu gewinnen. Der ganze Tag aber gieng vergebens darüber hin: denn weil uns der Wind zuwieder war, so konnten wir nicht durch die zwischen den Inseln Oleron und Re befindliche Meerenge kommen; sondern wir waren vielmehr genöthiget zurück zu gehen und an eben demselben Orte, wo wir des Morgens abgesegelt waren, des Abends wieder Anker zu werfen. Die Nacht brachte ich hier ziemlich ruhig zu; jedoch war mir das Getöse des Steuerruders

verdrießlich, und ich schlief freylich in dem Schiffe nicht so bequem, als ich es in meiner Kammer zu Rochelle gewohnt war. Mit anbrechendem Tage gieng man wieder unter Segel, weil der Wind ziemlich günstig war. Wir kamen auch in weniger denn drey Stunden weiter, als wir den ganzen vorhergehenden Tag gethan hatten, und das Land verlohr sich gar bald aus unserm Gesichte.

Der Wind ward gegen Abend besser und allmählig stärker, daher die See die ganze Nacht hindurch ziemlich tobete; die Matrosen hatten dabey das meiste auszustehen; aber ich empfand nichts davon und schlief in guter Ruhe, bis der Tag anbrach. Da vereinigte sich ein anhaltender überaus heftiger Regen mit einem gewaltigen Sturme, welche ihre Wut gleichsam um die Wette ausübeten. Wir hielten uns eine geraume Zeit, und weil wir endlich sahen, daß alle Mühe vergebens seyn würde, so machten wir Anstalt in Isle-Dieu einzulaufen, deren Name uns eine sichere Freystatt zu versprechen schien.

In diesen verwirreten Umständen ereignete sich noch ein anderer Zufall, von welchem mehr zu befürchten war: es wurde ein Schiff durch die Gewalt des Sturmes gerade auf das unsrige getrieben, und beyde waren in Gefahr gegen einander zu zerscheitern. Allein unser Hauptmann, der sein Handwerk verstund, ließ zu rechter Zeit eine so gute Wendung machen, daß er dem andern Schiffe auswich, und hielte ohngeachtet des stürmischen Wetters noch immer die See. Er that hieran auch nicht übel, weil der Wind sich

nach

nach einer Stunde zu unserm Vortheil änderte. So muß man sich durch dergleichen wiedrige Fälle nicht abschrecken lassen. Denn je größer der Sturm ist, desto eher verwandelt er sich in eine sanfte Meerstille. Wir erfuhren es in der That, und da der Wind den Tag hindurch ziemlich gut blieb, ruheten sich die Matrosen wieder von der ausgestandenen Arbeit aus. In der Nacht hatten wir nicht weniger gutes Wetter, und die Mannschaft, welche die Wache verrichtete, vertrieb sich nur die Zeit mit Tabackrauchen und scherzen, weil man nichts wiedriges besorgte. Eben dieses Wetter hielt auch den folgenden Tag an, und wir hatten wenig Wind, wobey für uns nur das allerverdrießlichste war, daß wir sehr langsam segelten. Zween bis drey Tage verliefen ohne daß der Wind stärker wehete und die Luft war ganz kühle; auf der See aber ist eine große Windstille eben so beschwerlich, als ein großer Sturm, und ein Seefahrer siehet am liebsten, wenn das Wetter die Mittelmaße hält. Man hörete kaum das Wasser rauschen; alles reizete uns zum Schlafe, welchen ich auch ungestört genoß, indem ich von den Wellen gleichsam gewieget ward. Als ich wieder erwachte, verließ ich meine Schlafstelle und begab mich oben auf das Schiff, wo ich eine Pfeife Taback rauchte und in meinen Gedanken den Ritter Bart vorstellete. Dieses that ich nur, um die Zeit hinzubringen und mich als einen rechten Seemann anzustellen, indem wohl kein Schiffjunge war, der es nicht besser verstund, als ich. So wenig ich indessen auch im Tobackrauchen geübet war,

so hatte ich doch dabey meine Einfälle, als welche der Dampf dieses Indianischen Krautes insgemein zu verursachen pfleget, und ich richtete meine Gedanken auf dasjenige, was unter den Fischen geschah: ich bemerkte, daß es bey ihnen eben so als bey den vernünftigen Erdbürgern zugieng; die großen verfolgten die kleinen; keiner aber wollte an unsere auf einem sehr hellen Wasser schwimmende Angeln beißen. Das Spiel ist für mich ein sehr schlechter Zeitvertreib. Inzwischen wuste ich selbst nicht, was ich anfangen sollte. Des Bücherlesens wird man endlich auch überdrüßig; und das Gemüthe will bey solchen Beschäfftigungen einige Ruhe, gleichwie der Leib bey seiner Arbeit haben.

Nachdem wir während einer so großen Meerstille kaum von der Stelle gekommen waren, so erhob sich der Wind ein wenig und ward uns so günstig, daß wir das versäumte bald wieder einholeten. Unser Schiff gieng gleichsam im Fluge, und man konnte kaum die Suppe auf dem Tische behalten: wir trösteten uns inzwischen damit, daß wir den Wind gerade im Rücken hatten.

Bey so günstigem Wetter ließen sich die Germonen häufig an unsern Angelschnüren fangen; dieses ist ein überaus schmackhafter Fisch, der an Güte dem Lachse fast nichts nachgiebet; er siehet ihm auch ziemlich ähnlich, außer daß er dicker und kürzer ist, auch längere Floßfedern hat. Der Lust ihn mit unsern Angeln zu fangen folgte bald das wesentliche Vergnügen ihn auf verschiedene Art zugerichtet

zu

zu essen. Er bewegte sich noch, wenn er schon in Stücken zerschnitten auf dem Roste lag. Auf dem Markte zu Paris ist ein solcher Fisch nicht zu haben, und er lässet sich auch, weil er gar zu zärtlich ist, so weit nicht führen. Man muß sich auf die See begeben, wenn man seinen Geschmack damit vergnügen und ihn recht frisch essen will.

Es ist nicht mehr als billig, daß die Schiffer auf der See, wo sie so vieles auszustehen haben, auch zuweilen eine Ergeßlichkeit genießen. Unsre Bootsleute waren damahls ganz vergnügt und aßen sich in diesem niedlichen Fische, darüber sie allerhand Brühen gemacht hatten, rechtschaffen satt. Das Schiff segelte nach Wunsche, ohne daß sie sich mit mannichfaltigen Arbeiten abmatten durften. Ich glaube, daß, wenn ihnen Neptun allezeit so gewogen wäre, sie mit dem größesten Vergnügen von der Welt bey ihm ihr Glück suchen würden; sie könnten auch auf langen Reisen ihre Weiber mit sich führen, und man würde nicht so viele von diesen letzteren nach der Zurückkunft ihrer Männer seufzen hören.

Wir musten inzwischen die Ruhe, deren wir in diesem guten Wetter genossen, theuer bezahlen: der Wind ward stürmisch, und wiewohl er uns nicht entgegen war, musten wir doch viel davon ausstehen. Die See schwellete sich auf, und ihre sich thürmende Wellen führeten unser Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe. Diese Veränderung des Wetters betraf uns zu einer sehr ungelegenen Zeit; denn es gieng eben gegen die Nacht, als das

Meer mit solcher Heftigkeit zu toben anfieng. Ich konnte nicht schlafen, vielmehr vermehrte sich meine Unruhe alle Augenblicke. Die Bewegungen, welche unser Schiff zuweilen machte, waren mir nur gar zu empfindlich, und ich wünschete mich weit außerhalb dieser ungestümen Fluten, um die Ruhe ungehindert genießen zu können. Das Geschrey der Matrosen, welches sie bey ihrer beschwerlichen Arbeit machten, schien mir alle Augenblicke einen Schiffbruch anzukündigen, den sie doch in der That nicht so sehr als ich befürchteten. Da mich vielleicht ihre Gesichtsstellung hätte veranlassen können ein Herz zu fassen, so bekam ich dieselben gar nicht zu sehen. Zuweilen hörete ich sie singen; allein ich schloß daraus nicht viel gutes, und stellete mir dabey gleichsam einen Schwanengesang vor, welcher uns den nahen Untergang verkündigte. Nach einem langen ängstlichen Verdrusse brach endlich der Tag an. Aber es ward dadurch nur schlimmer; denn anstatt daß er uns hätte gutes Wetter bringen sollen, dienete er vielmehr uns die vielfache Gefahr, die wir liefen, so viel deutlicher vorzustellen. Also wünschet man sich oft eine Wissenschaft von Dingen, die uns vielleicht nicht so quälen würden, wann sie uns unbekannt blieben.

Inzwischen daß ich schon wegen des Wetters alle mögliche Furcht ausstund, sagte man mir noch zu Verdoppelung meines Kummers, daß wir uns in den Gewässern befünden, welche von den Saletanischen Seeräubern unsicher gemachet würden, und daß wir uns vor denenselben

mehr

mehr zu fürchten hätten, als vor der heftigsten Wut des Windes und der Wellen. Ich muß meine Schwachheit offenherzig bekennen; mir war wirklich vor ihnen bange, indem wir gar nicht vermögend waren solchen Leuten Widerstand zu thun. In diesem entsetzlichen Sturme, worin ich hätte vergehen mögen, bewunderte ich den Muth der Matrosen. Sie sahen das Wasser ohne Unterlaß mit großen Wellen über die Decke des Schiffes rollen, und machten sich daraus so wenig, daß sie noch wohl gar dazu lacheten. Dies bewegte mich einst zu sagen, die Matrosen wären wie die Aerzte: jene halten ihr Schiff nicht eher in Gefahr, als in dem unglücklichen Augenblicke, da es in den Abgrund sinket; diese hoffen noch immer die Genesung ihres Kranken, wenn derselbe gleich darauf seinen Geist aufgiebet. Ich aß nnd trank den ganzen Tag nicht; ich hatte auch nicht die geringste Lust dazu. Die Germonen, welche die andern mit großer Begierde aßen, und die ich selbst vorher so gut gefunden hatte, waren mir ganz eckelhaft geworden und reizeten meinen Geschmack nicht im geringsten. Ich saß in diesen gefährlichen Umständen ohne Begierde zu essen bey der Suppe ganz still und traurig auf dem Vorderkastell des Schiffes, da der Wind von hinten in die Segel blies. Ich suchte mich vergebens so vieler Unfälle zu erwehren; die wütende See hatte mir dergestalt alles im Leibe umgekehret, daß ich mich mehr als einmahl übergeben muste. Niemahls bin ich so entkräftet gewesen. Ich wünschte, daß mir die Nacht den grausamen Anblick der

Wellen entziehen mögte; und wann die Dunckelheit derselben mich in neues Schrecken setzte, so verlangte ich wieder die Sonne zu sehen. Kaum fieng sie an mit ihren Strahlen hervorzubrechen, als man alle die Segel aufzuspannen anfieng, welche man wegen des gewaltsamen Sturms einzunehmen genöthigt gewesen war; und der Wind ward endlich so schwach, daß wir kaum mehr aus der Stelle kamen. Man hat sich aber über die so schleunige Veränderung desselben nicht gar zu sehr zu verwundern, weil dies nichts ungewöhnliches ist.

Die Germonen, welche bey dem Sturme ebenfalls das ihrige gelitten hatten, waren in dieser Meerstille so hungrig, daß sie häufig an unsere Angeln bissen: unter andern fieng man drey oder vier von einer ungemeinen Größe, und ich kann ohne Vergrößerung sagen, daß sich an einem einzigen ein ganzes Carthäuser Kloster hätte satt essen können. Bey dem Fischfange ergötzten wir uns auch mit der Jagd: denn ein sehr weit her kommendes Wasserhuhn setzte sich auf unser Schiff und ward daselbst gefangen, welches mir eine so seltsame Sache schien, daß ich glaubte, sie verdiente hier angemerkt zu werden. Ich machte bey diesem anmuthigen Wetter eine Betrachtung, die ich ebenfalls anführen muß, nämlich, daß die See nach dem grausamen Sturme, obgleich eine große Windstille erfolgte, noch lange Zeit in ihrer heftigen Bewegung blieb. Es scheinet, daß solche unvermerkt durch die Winde, welche mitten in die Fluten gedrungen sind, verursachet werde, und daß bey solcher Bewegung

wegung die Wellen eine mehr gewölbte Form annehmen und sich stärker ausdehnen. Hiezu will ich noch diese Anmerkung fügen, daß sich die Segel niemahls heftiger bewegen, als wenn der Wind am ruhigsten ist.

So war es diesen Tag hindurch beschaffen; allein gegen Abend nahm der Wind zu, und wir hatten die Nacht hindurch eine gewünschte Fahrt. Aber die Freude währete nicht lange; denn er setzte sich mit anbrechendem Tage wieder um, und weil er uns gerade entgegen war, so kamen wir auch nicht weiter vorwärts. Gegen Abend sahen wir ein Schiff in vollem segeln mit dem Winde auf uns zu kommen; es ward für ein Saletanisches gehalten, und wir waren dabey nicht wenig verlegen, weil wir den Händen dieser Barbaren nicht entgehen konnten, welche kein Quartier zu geben pflegen. Allein zu unserm Glücke war es ein Terreneuf-Fahrer, der auf der Rückreise nach Gascogne begriffen war. Er gab uns dieses mit seinem Vila! durch ein Sprachrohr zu verstehen, dessen Schall mich einigermaßen in Schrecken setzte.

Es war gut für uns, daß es nicht mehr zu bedeuten hatte; denn wir waren genöthiget gewesen die vierzehen Canonen, die unser Schiff führete, statt des Ballastes in den untersten Raum zu bringen. Weil die See ganz stille war, gedachte ich diese Nacht recht gut zu schlafen. Allein es währete nicht lange; sie fieng schon in der ersten Nachtwache wieder an zu toben und sich aufzuschwellen; und die gewaltigen Stöße, die sie uns bey dem gar zu heftigen Winde versetzte,

 ließen

ließen mir keine Ruhe. Endlich gieng die Sonne wieder auf, ohne daß ich ein Auge hätte zuthun können. Der Tag war eben so unangenehm als die Nacht; wir musten uns der Gewalt der Wellen überlassen, von denen wir bald hier bald dort hingetrieben wurden, ohne einen Ort zu finden, wo wir vor ihnen hätten sicher seyn können. Auf der Decke konnte man unmöglich bleiben, weil das Schiff beständig von einer Seite zur andern geworfen ward. Ich fassete daher den Endschluß den ganzen Tag nicht aus dem Bette aufzustehen, zumahl ich ganz kranck war und nichts als ein Stück geröstetes Brodt genießen konnte, welches ich doch auch sogleich wieder von mir geben muste.

Da ich solchergestalt von einem Seemanne nichts als den bloßen Namen hatte, so wünschte ich mir die Herzhaftigkeit der Matrosen zu besitzen. Sie sahen die größesten Wellen ohne Entsetzen an, da ich jeden Augenblick befürchtete, daß sie uns verschlingen würden; sie waren nur um so viel lustiger, je schneller eine der andern folgte. Wir hatten alle unsere Segel eingenommen und fuhren allein mit dem großen. Unser Schiff drehete sich bloß nach den verschiedenen Bewegungen, worin es durch die unruhige See gesetzet ward, und die Matrosen thaten nichts dabey; sie trieben nur ihre Possen, und einer lachte über den andern, wenn ihnen etwas begegnete: denn bald wurden etliche von den über sie her schlagenden Wellen durch und durch vom Kopfe bis zu den Füßen naß; bald wurden andere über den Haufen geworfen und wie ein Ball von einer Seite des Verdecks

decks bis zu der andern geprellet. Alles dieses bewegte sie nur zu einem lauten Gelächter, welches eben so großen Lärmen als die ungestümen Wellen machte. Gewiß diese Leute sind bey ihrem beschwerlichen Handwerke nur allzu beglückt. Das Leiden eines Menschen in den mannichfaltigen Umständen, darin er sich befindet, fängt alsdenn erstlich an, wenn er damit nicht mehr zufrieden ist. Die Matrosen scheinen bey dem ihrigen allezeit vergnügt zu seyn, und was wollen sie mehr? Sie essen und trinken sich satt und bekümmern sich nicht darum, woher sie das nöthige zu ihrem Unterhalte nehmen. Wenn sie zuweilen abgemattet und durch und durch naß geworden sind, bezeugen sie sich am muntersten, sie schütteln nur ihren Kopf, ziehen andere Kleider an, und wenn es die Zeit erlaubet, legen sie sich schlafen. Des Abends, wenn sie gut gegessen und ein kurzes Gebet verrichtet haben, begeben diejenigen sich zur Ruhe, welche in der ersten Nachtwache nichts zu thun haben, d. i. welche nicht von 8 bis 12 Uhr in der Nacht wachen müssen; und sie wissen ihre Hangmatten ohne Licht so gut, wie die Kaninichen ihre Löcher zu finden. Sie lassen sich nicht lange wiegen, sondern schlafen wie die Ratzen, und ich glaube, man könnte alle Canonen ablösen, ohne daß sie davon erwachten; kurz, wenn sie auf das Essen und Trinken gut abgerichtet sind, so sind sie es gewiß noch besser auf das Schlafen. Sollte sich nicht mancher in ihre Stelle wünschen, dem die Ruhe und die Lust zum Essen fehlet?

Was mich betrifft, so fand ich nichts anders zu beschreiben, als die verdrießlichen Tage und traurigen Nächte, welche ich auf dem Schiffe zubrachte. Hundertfältigen Gefährlichkeiten ausgesetzet zu seyn, von denen die geringste einen erschrecket und in den Abgrund zu versenken drohet; die offene Tiefen immer vor Augen zu haben; zu sehen, wie das Schiff gleich als ein Klumpen Schaum von dem Winde und den Wellen hin und her geworfen wurde, gleich als wenn es zu Trümmern gehen wollte; alles dieses sind so entsetzliche Gegenstände, bey denen einer selbst muß zugegen gewesen seyn, der sich dieselben in ihrer gehörigen Größe vorstellen will. Ich habe in diesem Stücke eine klägliche Erfahrung von fünf bis sechs Tagen, und wenig Hoffnung übrig gehabt der Gefahr zu entgehen. Meine Gestalt verfiel und meine Natur litte ungemein; ich war nie auf der See gewesen, und zu einer Probe war dieses gar zu viel, daß mir auch noch die Haut schaudert, wenn ich daran gedenke. Der erlauchte Theagenes * hatte mir nach seiner großen Einsicht wohl voraus gesaget, daß wir wiedrige und verdrießliche Winde haben würden. Ich habe die Wahrheit von seiner Prophezeyung empfunden. Allein da er über das Seewesen gesetzet ist und von mir die Beschreibung einer beschwerlichen Reise verlanget, warum gebietet er dem gar zu unruhigen Meere nicht ein wenig ruhiger zu seyn? Ich soll mich nur darum in Sturm und

Wetter

* Der Herr Begon, Intendant zu Rochefort, dem der Verfasser seine Reisebeschreibung zugeeignet hat.

Wetter, in tobender See und schäumenden Wellen befinden, daß er durch mich eine Abbildung davon erhalten möge, welche er doch vergebens erwarten würde, wenn die Gefahr aufs höchste gestiegen wäre und uns in den Fluten eine Grabstäte angewiesen hätte. Sein Verlangen hätte indessen durch einen mäßigen Sturm erfüllet werden können: ich hätte selbigen nach Art der Dichter vergrößert und aus einem geringen wiedrigen Winde einen Orkan gemacht, so wäre uns beyden ein Genügen geschehen.

Gleichwie die Winde allemahl abwechseln, so folgte auch nach diesem Ungewitter ein anderer, von dem wir aber keinen sonderlichen Vortheil hatten, als daß nur der Himmel dabey heiter und ohne Wolken und die See ziemlich stille war. Ich betrachtete den Himmel und sahe, daß die See allemahl bey dem anmuthigsten Wetter von demselben ihre größeste Schönheit erhalte. Der Himmel dienet dem Wasser gleichsam zu einem Spiegel; dieses ist schön, so bald es nur jener ist. Mögte sich doch das Frauenzimmer eines gleichen Vortheils vor einem schönen Spiegel rühmen können, so würden die Weibesbilder gar oft des Verdrusses ihre häßliche Gestalt zu erblicken überhoben seyn. Sie würden sich beständig mit einem Spiegelglase schleppen, und die ängstlichen Sorgen, die ihnen jetzt ihre Schönheit vom Morgen bis zum Abend machet, dürften sie nicht mehr beunruhigen. Aber was würden die Folgen davon seyn? Ihr Stolz würde nur in solchen Umständen bis zur höchsten Stuffe wachsen, und aus Eitelkeit würden sie sich noch mehr einbilden.

Was half es uns bey einer so sanften Meerstille das Wasser in einer so reizenden Gestalt zu sehen? Die Winde ruheten nur, um nachgehends mit desto größerer Heftigkeit loszubrechen; sie wandten gleichsam diesen anmuthigen Tag und die darauf folgende Nacht zu den Vorbereitungen eines neuen Sturms an. Sie bliesen mit solcher Gewalt, daß man alle Segel einziehen muste. Das Schiff, welches nur mit dem großen Segel gieng, war ein Spiel der Wellen. Wir gaben dabey betrübte Zuschauer ab, und musten uns zufolge der Bewegung der Ebbe und Flut wieder unsern Willen von dem bestimmten Wege entfernen. Ueberdem kam es mit mir öfters zum Erbrechen, wie es in dergleichem ungestümen Wetter zu geschehen pflegt. Dieses traurige Schauspiel währete zweymahl vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit ich nicht das geringste genoß, so daß ich auch ganz kraftlos ward: denn wenn man immer von sich giebt und nichts zu sich nimmt, woher sollen alsdenn die Kräfte kommen? Die See ward etwas ruhiger, und wir stunden nicht mehr so viel aus; unser Hauptmann fand auch, daß wir wieder auf dem rechten Wege waren; er konnte sich aber ohne günstigeren Wind nicht versprechen lange auf demselben zu bleiben. Einer von den Matrosen sagte mit einem angenommenen Ernste, der Wind, der uns fehlete, steckte irgend in einem Flaschenfutter; allein niemand wollte nach dem seinigen gehen, um denselben zu suchen. Er hatte Lust einmahl zu trinken und einem jeden von ihnen einen Schluck Brandtewein zu verschaffen.

schaffen. Allein seine Possen waren ohne Wirkung. Ein anderer, der eben so ernsthaft aussahe, suchte sich von der Nothwendigkeit seinen Kameraden aus seinem Flaschenfutter zuzutrinken dadurch los zu machen, daß er vorgab, der Wind würde nicht eher gut werden, als bis man einen Schiffjungen gepeitschet hätte. Ein jeder ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und wie gesagt so geschahe es. Ohne aber das Loos zu ziehen, wie sonst in dergleichen Fällen gebräuchlich ist, wurde einer unter diesen armseligen Schiffjungen, der einem Matrosen etwas entwendet hatte, zum Opfer ausersehen, und etwas härter gepeitschet, als vielleicht nicht geschehen wäre, wenn man nicht etwas wieder ihn gehabt hätte. Sie zogen ihm seine mit Pech beschmierte Hosen herunter und banden ihn an den Pumpenstock. Der Steuermann war sodann mit einer Geißel, die aus verschiedenen neuen Riemen mit vielen Knoten bestund, über ihn her. Alsobald schrie der Junge aus vollem Halse und bat inniglich um Gnade und Vergebung. Schreye nur immerzu, so stark als du willt, antwortete ihm der Zuchtmeister, indem er immer drauf los schlug, das ist nicht die rechte Sprache, du must schreyen, Nordost, guter Wind für unser Schiff! Er war Steuermann und muste demnach mehr als sonst jemand für den Wind besorgt seyn. Der arme Tropf rief darauf aus vollen Kräften: Nordost, vielleicht ohne daß er noch einige Kenntniß von den Winden hatte. In demselben Augenblicke ließ man ihn laufen, daß er sich nach Belieben das verwundete Fell

schmieren könnte. Allein wir wollen zur Sache schreiten; es mag es glauben wer da will; ich will mich bey dergleichen Thorheiten nicht länger aufhalten. Wir bekamen bald den Wind, den wir verlangten und wurden dadurch mehr erfreuet, als wenn er sich auf eine andere Weise eingestellet hätte.

Das Unglück des einen gereichet oft dem andern zu einer Lust; so sind wir Menschen insgemein geartet. Aber was hatten wir für Vortheil davon? Ich erkannte, daß wir einen ziemlichen Strich fortseegelten und doch wenig weiter kamen. Denn auf der See ist es eben so als auf der Erde beschaffen, sie hat gleichfalls ihre Berge und Thäler, wenn sich ihre Fluten durch die Gewalt der Winde in die Höhe thürmen. Da fähret man hohe schwimmende Gebirge hinauf und herunter, und der ungleiche Lauf der rollenden Wellen führet einen durch lauter Sprünge an den Ort, dahin man gedenket. Sollte man den Weg, den man solchergestalt auf der Meerfläche verrichtet, auf einem ebenen Lande thun, würde man denselben gar bald und mit weit geringerer Mühe vollenden. Mir kamen diese Berge wie hohe Thürme vor, die man durch allerhand Umwege ersteiget; es gehören viele Schritte dazu, ehe man bis zu der Spitze gelanget, steiget man wieder herunter, so werden nicht wenigere erfordert, und doch ist man alsdenn nicht weiter als am Fuße des Berges.

Wir segelten auf diese Weise zween Tage, indem der beste Wind, den wir wünschen konnten, uns dadurch sehr

beschwer-

beschwerlich fiel, daß er allzuheftig war; so ein hartes Schicksal musten wir ausstehen. Nachher aber nahm die Wut der See allmählig ab, so daß wir zuletzt ebenes Wasser und eine gerade Fahrt hatten. Da strich unser Schiff mit leichter Mühe und größester Geschwindigkeit durch die Wellen. Es schien, als ob sich Wind und Meer zu unserm Vortheile vereiniget hätten nnd uns nunmehro nach einem so großen Ungemache in einen sichern Hafen führen wollten. Wir waren vergnügt, daß wir die See in so lieblicher Gestalt erblickten. Alle Furcht vor einem plötzlichen und traurigen Ende war verschwunden, und unsre jetzige Zufriedenheit machte, daß wir das vergangene Uebel ganz vergaßen. Ich meines Theils schmeichelte mir bereits mit der angenehmen Hoffnung in wenig Tagen die Fischerey auf der großen Sandbank zu sehen und bald in **Neu-Frankreich** einige Unzen besseres Geblüt zu sammlen. Ein jeder Vorwurf erwecket einem in solcher Hoffnung ein Vergnügen: es kam eben damahls eine kleine Bachstelze geflogen und setzte sich auf den Bord des Schiffes; ich glaubte, dieser Vogel würde uns die glückliche und angenehme Zeitung bringen, daß wir nicht weit mehr vom Lande wären. Um davon Gewißheit zu haben, warf man, ehe zween Tage verliefen, das Senkbley aus, in der Meynung die **Jacobsbank** zu finden; allein man sahe sich betrogen, und man suchte sie umsonst. Ein solcher Irrthum ist in diesem falschen und unbeständigen Elemente nichts seltsames. Indessen kamen wir der so berufenen großen Bank,

wo der Stockfisch gefangen wird, immer näher. Nachdem wir diese drey Tage gesegelt hatten, glaubten wir um die Gegend derselben zu seyn. Es wurde demnach das Senkbley abermahl ausgeworfen, aber mit eben so schlechtem Erfolge, wie vorhin. Wir würden uns über die Mäße gefreuet haben, wenn wir aus dieser Tiefe, die mit dem Bleywurfe so wenig als mit unsern Augen zu ergründen war, etwas Sand bekommen hätten. Man muste sich diesmahl bis auf den folgenden Tag gedulden, in Hoffnung alsdenn glücklicher zu seyn; allein das Senkbley wurde wieder eben so vergebens als das erste mahl ausgeworfen, und man fand nichts als Wasser. In diesen verdrießlichen Umstände schrie der Bootsmann auf einmahl Land! indem er die Linie von dem Bleywurfe in der Hand hielte. Es erhob sich unter uns ein tausendfaches Freudengeschrey, welches sich aber alsobald in ein Wehklagen verwandelte; denn der arme Tropf hatte sich versehen. Wie nun das Senkbley das nicht bewies, was er vorgegeben hatte, und er folglich nicht mehr glauben durfte, daß wir auf der Bank von Terre-Neuve wären, so schien er ganz beschämt, daß er uns dieses angekündigt hatte. Inzwischen glaubte er seine Maaßregeln ganz richtig genommen zu haben. Was konnte ich damahls denken? Wenn ich keine geschickte und erfahrne Steuermänner vor mir gehabt hätte, so würde ich mich gewiß nicht haben überreden können, daß wir einen richtigen Lauf gehalten hätten, sondern vielmehr geglaubet haben, daß wir blindlings in der See herum irreten. Damit

Damit unser Verdruß noch größer werden mögte, so ließ uns auch ein wiedriger Wind seine Macht empfinden. Wir wurden die ganze Nacht hindurch sehr weit verschlagen, und man muste die Segel niederlassen, um solchergestalt den Anbruch des Tages zu erwarten. Allein derselbe war für uns nicht vortheilhafter: auf den Sturm folgte eine so große Windstille, daß wir gar nicht aus der Stelle kommen konnten. Dem ungeachtet war die Bewegung, des Schiffes eine der heftigsten und beschwerlichsten. Es wälzete sich ohne Unterlaß bald auf die eine bald auf die andere Seite. Alles krachte und alles wurde dergestalt durch einander herum geworfen, daß ich niemahls ein solches Geprassel gehöret habe; mein Flaschenfutter ward ebenfalls herum gekehret, doch wurden meine gebrannten Wasser noch gerettet. Es schien, als wenn unser Unglück den höchsten Grad erreichen sollte. Welch ein Verdruß war es nicht für uns, daß wir nach erlittenem rauhen Sturme bey stillem Wetter noch eben so viel ausstehen musten! Aber das war es noch nicht alles; eben da wir einen günstigen Wind erwarteten, überfiel uns einer der gefährlichsten. Dergleichen Erzählungen mögten mich beynahe in Verzweifelung bringen. Man muß nur immer eben dasselbe Lied wieder anstimmen und eine Sache beständig auf verschiedene Art vortragen. Ich glaube, ich würde besser thun, wenn ich mit solcher unangenehmen Erzählung zurücke hielte. Allein ich habe einmahl angefangen ein Tageregister von meiner Reise zu verfertigen; ich will es

demnach zu Ende bringen, es gerathe wie es wolle. Wäre die Schaubühne in meiner Gewalt, so wollte ich eine mannigfaltigere Veränderung in den Auftritten beobachten, wobey andere mehr Aufmerksamkeit und ich weniger Mühe haben würde.

Dieser mit einem starken Regen vergesellschaftete widrige Wind schüttete zween Tage alle seine Wut gegen uns aus. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man solchergestalt in dem von einer Seite zur andern geworfenen Schiffe, das immer in den Abgrund zu sinken drohet, seinen Tod beständig vor Augen siehet; wenn man die Matrosen zitternd sprechen höret, daß wir wie gejagte Vögel wären, die nirgends Ruhe finden könnten. Aber so sahe es mit uns aus, und wir waren den stürmenden Winden nur gar zu oft bloß gestellet, deren wir uns auf keine Weise erwehren konnten. Es ist wohl nichts ängstlichers als ohne Unterlaß mit der Gefahr eines Schiffbruches bedrohet zu werden; man erblasset vor lauter Furcht, ehe noch der Untergang erfolget. Es gehet alles übel von statten, wenn die See in großer Bewegung ist; man darf keinen Topf zum Feuer setzen, um etwas zu kochen, wenn nicht alles verschüttet werden soll, sondern man muß sich mit trockenem Zwiebacke behelfen. Meines Theils war dies mein wenigster Kummer: denn mir ward gleich übel, wenn etwas zu essen aufgetragen ward. Ein jeder griff mit seinen Fäusten in die Schüssel, ohne sich vorher gewaschen zu haben, da doch kein Mangel an Wasser war, und bediente sich seiner

Mey-

Meynung nach der natürlichsten Gabeln, die der Mensch hätte. Allein dieses machte mir keine Lust zum Essen und ich that allemahl sehr schlechte Mahlzeiten. Besonders hatte ich vor dem Geschirre, daraus die Schiffleute aßen, einen rechten rechten Abscheu. Wie schmutzig war nicht das leinen Zeug und Küchengeräthe? Die Schüsseln wurden niemahls gescheuret, und um dieselben wurde, wenn man aß, ein schmieriger Strohwisch geleget, damit sie desto fester stehen mögten. Ich sahe mit Vergnügen zu, wie zehen Arme nicht vermögend waren zu verhüten, daß die Geschirre nicht umfielen, und das, was sie aus denselben langeten, sicher nach dem Munde zu bringen. Aber wir wollen davon nicht weiter reden, damit denen nicht auch übel werden möge, die etwa dieses dereinst zu lesen bekommen.

Der Wind ward ein wenig günstiger, und man suchte wieder so viel als möglich war, auf den rechten Strich zu kommen. Dieß geschahe nicht ohne Mühe, und dem ohngeachtet richtete man in dreyen Tagen wenig aus: wir konnten darauf nicht bleiben, weil uns bald der Wind bald die Meerstille wechselsweise viel zu schaffen machten. Was wir die Nacht hindurch bey dem einen gewannen, verloren wir des Tages bey der andern, und auf solche Art war es nicht möglich weit vorwärts zu kommen. Immittelst überfiel uns ein neuer höchst gefährlicher Zufall. Unser Schiff bekam in einer Zeit von weniger als einer Stunde bey zween Schuhe Wasser, und wir hätten bey so bewandten Umständen bald in den Abgrund versinken müssen. Man gerieth

über

über diesen Unfall in eine desto größere Bestürzung, da das Schiff bisher gar nicht leck gewesen war. Man lief gleich zur Pumpe und brauchte dieselbe ohne Unterlaß aus allen Kräften, wobey sich die Matrosen sehr eiferig bezeigten; allein es war vergebens, denn es lief immer mehr Wasser hinein, als heraus gepumpet ward. Wir waren insgesammt voller Furcht und Schrecken, und wusten selbst nicht, wozu wir in einem so gefährlichen und dringenden Zufalle greifen sollten. Der Hauptmann, der als ein vorsichtiger Mann einsahe, was eine solche Menge Wasser zuletzt für schädliche Folgen haben könnte, stieg indessen in den untersten Raum hinunter, um zu sehen, woher dieses Unglück rührete. Allein er horchete vergebens, um das Geräusche des eindringenden Wassers zu vernehmen. Dennoch kam es immer so häufig herein, daß die Pumpe nicht vermögend war es alles wieder hinaus zu führen. Wie inzwischen der Hauptmann sahe, daß er in dem Raume vergebens darnach suchte, so gieng er zu der unten in dem Hintertheile des Schiffes befindlichen Brodtkammer, wo er sogleich den Ort, da das Wasser herein drang, entdeckte. Unser Tod wäre demnach unvermeidlich gewesen; wir hätten entweder mit dem Schiffe untersinken oder doch Hungers sterben müssen. In solcher äußersten Noth will jedermann rathen; das geschwindeste Mittel aber ist allemahl das beste. Man hohlete alsobald den Schiffszimmermann, der sein Handwerk sehr wohl verstund; er besichtigte den Schaden, und versprach demselben abzuhelfen. Dieses,

ses, sagte er, soll uns den Untergang noch nicht bedeuten, und die gute Hoffnung, welche er zu unserer Rettung machte, richtete mein bestürztes Gemüthe wieder etwas auf. Weil hier keine Zeit zu versäumen war, so machte er in Eile ein Gerüste feste, welches auf der rechten Seite der Vorraths-kammer, da der Schaden war, in die See hieng; er ließ sich darauf zu dem Wasser hinunter und sahe, daß ein Bret los gegangen war. Durch die Gewalt der Wellen hatten die Nägel nachgelassen und steckten annoch in dem Brette; er nagelte es also damit so gut er konnte, wieder an und vermachte das Loch, welches fast zween Schuhe in der Länge hatte, mit Hanf und Unschlitt. Allein dieses war noch nicht genug; um sich auf seine Arbeit desto sicherer verlassen zu können, muste man eine bleyerne Platte verfertigen; während daß man dieselbe nach seiner Vorschrifft zurechte machte, ward das Schiff auf die Seite geleget, damit man diese Platte um so viel besser anbringen könnte. Wie sie fertig war, ließ man ihm dieselbe an einem kurzen Stricke herunter; er war aber allein nicht vermögend dieselbe aufzunageln. Wenn er meynete, daß er einen Nagel treffen wollte, so machte eine Welle, die öfters über seinen Kopf fuhr, daß er fehl schlug. Als er sahe, daß er einer so mühsamen Arbeit nicht lange mehr gewachsen seyn würde, ob er gleich zur Herzstärkung vielen Brandtwein zu sich nahm; so schickte man ihm einen Matrosen zu Hülfe. Hierauf gieng das Werk besser von statten, und in einer Zeit von zwoen Stunden war der Schaden ausgebessert

bessert. Es war der fünf und zwanzigste Tag im Herbstmonate, als uns dieser Zufall begegnete, dessen Andenken niemahls bey mir vergehen wird. Wir hatten bey diesem Unglücksfalle das besondere Glück, daß auf der See eben damahls eine große Windstille herrschete, ohne welche wir alle ohnfehlbar hätten umkommen müssen. Das Schiff zog nunmehro, weil die Oeffnung verstopfet war, kein Wasser mehr; das darin befindliche aber ließ man auspumpen, und jetzo dauchte uns gleichsam, daß wir neues Leben bekommen hätten.

Endlich langten wir in vier Tagen auf der Bank an, nachdem wir überaus viel ausgestanden hatten, und ich bezahlte hier mit Freuden mein Hänselgeld. Diejenigen Schiffleute, welche noch nicht in dieser Gegend gereiset waren, kamen damit nicht frey. Es ist eine unter den Matrosen eingeführte Gewohnheit, welcher sich niemand entziehen kann; und alle diejenigen, die man hänselt, müssen schweren, daß sie selbst auch allemahl mit denenjenigen, die noch nicht gehänselt sind, eben so verfahren wollen, wenn sie sich mit ihnen in solchen Gegenden auf der See befinden, wo diese Ceremonie beobachtet werden muß, welche man ihnen zu dem Ende bekannt machet. Ich muß die förmlichen Umstände dieser Handlung erzählen, wenigstens so wie ich sie angesehen habe. Man setzet einen mit Wasser angefüllten Zuber mitten auf das Verdeck; drey oder vier Matrosen nehmen denjenigen, der gehänselt werden soll, bey den Beinen und Armen und tauchen ihn mit dem Hintern

tern etliche mahl in den Zuber; zuletzt aber lassen sie ihn schalkhafter Weise hinein fallen, daß er die Füße in die Höhe kehret; und wenn er sich alsdenn herum drehet und alle Mühe anwendet um heraus zu kommen, werden ihm von andern Matrosen noch fünf bis sechs Eymer Wasser über den Leib gegossen; und damit hat diese Ceremonie unter einem lauten Gelächter ein Ende. Uebrigens können diejenigen, die zum ersten mahl eine Seereise thun, einem solchen Bade entgehen, wenn sie der gesammten Mannschaft auf dem Schiffe ein Maaß Brandtewein zum besten geben.

Die erste Anmerkung, die ich auf der großen Bank machte, betraf das Wasser, welches hier meinen Augen weit heller als sonst irgendwo in der See vorkam. Der Sand, den man mit dem Bleywurfe herauszog, war so weiß wie Salz und mit zerbrochenen Muschelschalen untermischet. Die Angelschnüre lagen alle bereit um unterwegens zu fischen, aber man warf sie vergebens aus. Der Stockfisch, der hier in so großer Menge ist, wollte gar nicht anbeißen, und wir glaubten nicht, daß wir so glücklich seyn würden einen solchen Fisch zu fangen. Weil die Nacht einfiel, musten wir mit unserer Fischerey bis zu dem folgenden Morgen inne halten; allein unser Unstern verfolgte uns noch immer, und wir hatten auch da kein besser Glück. Inzwischen ließen wir uns dadurch nicht abschrecken, und wie wir mitten am Tage unsre Angeln von neuem auswarfen, fiengen wir eine solche Menge, daß das Verdeck damit ganz angefüllet

ward. Wir bekamen sehr viele Fische von einer besondern Gattung, welche wie die Platteisen aussehen; sie sind wie selbige auf dem Rücken grau und unter dem Bauche weiß. Doch unterscheiden sie sich sonst merklich von ihnen; denn sie sind vier bis fünf Schuhe lang, zween bis drey Schuhe breit und einen dick. Wenn man diesen Fisch ganz bis in das Schiff hätte herauf ziehen wollen, so würde der Angel ohnfehlbar abgerissen seyn; daher man, so bald man ihn eine Klafter tief im Wasser sahe, Schiffhaken zur Hand nahm um ihn damit zu fassen, wenn er über dem Wasser hervor kam, und zwo Personen hatten ihre völlige Arbeit, daß sie ihn auf die Decke brachten. Dieser Fisch hat seinen Aufenthalt in der offenbahren See, welches ihm auch sehr dienlich ist; denn er ist überaus fräßig; ein ganzer Stockfisch ist nur ein kleiner Bissen in seinem Magen, und man konnte mehr als einen deutlich darin sehen. Sein Kopf ist fett und hat ein zartes wohlschmeckendes Fleisch; in den Gräten stecket ein Saft, der das schönste Mark an Niedlichkeit übertrifft; die Augen, welche wie eine Faust dicke sind, schmecken auch vortrefflich, und das äußerste an den Seiten ist nicht weniger angenehm zu essen. Wenn er zu Dieppe gefangen würde und man ihn zu Paris in seiner Küche haben könnte, so würde man gewiß alle Finger darnach lecken, u. die Bürger würden ihn als ein Gerichte, das auf die königliche Tafel gehörte, ansehen. Aber der Himmel hat solche Leckerbissen nicht für sie bestimmet, sie sind nur den Matrosen zugedacht und kommen nur in dieser ihre hölzerne Schüsseln. Man

isset weiter nichts davon, als diejenigen Stücke, deren ich gedacht habe, und der Leib wird als eine gar zu harte und unverdauliche Speise wieder in die See geworfen, um dem Stockfische damit etwas zu gute zu thun. Es ist auch nicht mehr als billig, daß dieser ihn nach seinem Tode fresse, da er von ihm in seinem Leben unaufhörlich verfolgt und verschlungen wird. Kein Fisch ist so fräßig wie dieser. Den Stockfisch wollten wir so frisch nicht essen, sondern wir salzten ihn etwas ein und ließen ihn ein bis zween Tage liegen, wodurch er noch besser ward; wiewohl man gestehen muß, daß er uneingepöckelt ebenfalls sehr gut schmeckte; allein es war darum zu thun, daß man ihn auf allerley Art zugerichtet genießen mögte: denn wir fiengen ihrer genug, ohngeachtet unsere Fischerey nur als ein Nebenwerk getrieben und vielfältig unterbrochen ward.

Es kam mir vor, als ob ich auf der Bank hundert unterschiedene Schiffe gleichsam eine schwimmende Stadt vorstellen und den Einwohnern der See den Krieg ankündigen sähe. Ich befand aber zuletzt, daß deren eigentlich nur sechse waren, dagegen ich mancherley Gattungen Vögel bey tausenden erblickte. Die häufigsten sind die Seemeeven; die man zuweilen in großer Menge zusammen siehet; sie sind größer wie Tauben, und haben einen krummen Schnabel, als die Papageyen; auf dem Rücken sind sie grau und auf dem Bauche weiß. Von andern werden sie Leberschnapper genannt, welcher Name sich besser für dieselben schicket: denn wenn man unter dem Fischen die

Leber

Leber vom Stockfische auf das Meer wirft, so fallen sie so gleich mit der grösten Begierde darauf; sie sind so sehr darauf erpicht, daß sie einer nach dem andern ganz nahe an das Schiff kommen und darauf lauren, ob sie eine ausgeworfene Leber erhaschen können. Zuweilen werden sie dabey gefangen, und die Art dieses zu bewerkstelligen ist gar angenehm. Man befestiget unten an einer Stange einen Reif, um welchen ein kleines Vogelgarn als ein Sack angeheftet ist; dieses wirft man über sie, und da die See mit solchen Vögeln bedecket ist, bleibet oft einer von ihnen darin hängen. Das seltsamste aber dabey ist dieses, daß dieselben, wenn sie aus dem Wasser herauf geholet und auf die Decke des Schiffes gesetzet sind, sich vergebens zu entkommen bemühen, so gut sie sonst auch fliegen können. Vermuthlich sind sie von Natur so beschaffen, daß sie ihren Fuß auf dem Wasser haben und von den Wellen so weit in die Höhe gehoben werden müssen, daß die Luft hinreichend ist sie im Fluge zu erhalten. Die Naturkündiger haben hier einen Vorwurf zu ihrer Beschäfftigung. Ich sahe noch andere Vögel, die Hühner, und von den Franzosen zuweilen auch Palourdes genennet werden, vielleicht deswegen, weil sie nicht gut fliegen können; diese sind weit größer als die andern, aber man findet sie nicht so häufig. Ihre Farbe ist schwarzbraun, und nach der Leber sind sie gleichfalls überaus begierig. Auf ihren Flügeln konnte man silberfarbige Streifen in besonderer Ordnung wahrnehmen, und ein solches Merkmahl einer vorzüglichen

Schön-

Schönheit erregete meine Neubegierde, um sie näher zu betrachten und nach ihnen zu schießen. Eines Theils erreichte ich meinen Zweck gar bald: mit sechs Schüssen erlegte ich ihrer sechse nach einander, aber weiter bekam ich von ihnen nichts zu sehen. Sie fielen gar zu weit von dem Schiffe, welches mir zu gefallen seinen Lauf nicht hemmen wollte; die Matrosen gaben sich vergebliche Mühe dieselben mit den Schiffhaken herauf zu hohlen, und sie entwischten ihnen allezeit. Aus Verdruß wegen dieses Schicksals bey meiner Jagd, da ich meine Schüsse so wohl angebracht hatte, setzte ich mein Rohr an die Seite und ließ den andern Vögeln das Leben.

Man hatte mir wegen des Ortes, wo sich die große Bank anfängt, sehr bange gemacht, und ich glaubte, die See würde daselbst gewaltig toben, indem ich mir einbildete, daß das Wasser durch sein steigen und fallen auf diesem unter demselben verborgenen Gebirge nothwendig in große Bewegung gerathen müßte; allein es war ganz stille, und wir brachten drey Tage zu, ehe wir über diese Gegend kommen konnten. Als wir die große Bank eine ziemliche Weite hinter uns gelassen hatten, warf man das Senkbley zu verschiedenen mahlen aus, um zu sehen, ob man keinen Grund finden könnte. Man fand ihn auch wirklich, und es wurde dabey bemerket, daß solcher bald tiefer, bald seichter war; auf den tiefesten Stellen fand man kleine

ne runde Steine, wie Haselnüsse, und wo es nicht so tief war, groben Sand. Ehe wir diesen den Stockfischen eigenen Aufenthalt verließen, wurden unsere Angelschnüre zur Lust noch einmahl in einer Tiefe von achtzig Klaftern ausgeworfen. Man fieng auch in der That fünf oder sechse von so ungemeiner Größe, als wir sie vorhin noch nicht gehabt hatten; denn der Grund war sehr geschickt ihnen ihre Nahrung zu geben. Allein die ermüdeten Fischer suchen sie da nicht; denn ob es gleich ein Vortheil war daselbst so große und schöne Fische zu fangen; so würde es ihnen doch gar zu viele Mühe kosten, sie so weit aus der Tiefe herauf zu holen, als wozu starke Arme und immer neue Kräfte nöthig sind.

Zween Tage darauf warfen wir das Senkbley wieder aus, aber vergebens; denn es war kein Grund mehr zu finden. Es entstand ein so dicker Nebel, daß man sich auf dem Schiffe einander nicht sehen konnte, welcher drey Tage anhielte. Da die Sonne durch ihre Kraft denselben endlich wieder vertrieb, erblickte man gar bald in der Ferne Land und zugleich die rauhen gebirgigten Gegenden von **Neu-Frankreich**. Den Augenblick wurde zu Bezeugung unserer Freude das Te Deum abgesungen. Dieses gab ein neues Schauspiel, wobey man alle Traurigkeit vergaß: denn obgleich die Matrosen nicht allzu lieblich singen; so habe ich doch niemahls dem berühmten Rochois und der schönen **Moreau** mit mehrerer Freude zugehöret.

Wir

Wir waren noch sehr weit von dem angenehmen Gegenstande, der uns in die Augen fiel, und nach zween Tagen musten wir wieder aus einem andern Tone singen. Ein überaus heftiger Sturm, der die See in eine gewaltige Bewegung setzte, trieb uns weit davon zurück. Wiewohl uns aber dieser Wind sehr beschwerlich fiel, so will ich mich doch darüber nicht beklagen, denn er würde uns weit beschwerlicher gewesen seyn, wenn er unser Schiff nach der Küste getrieben hätte. Der Hafen war noch weit entfernet, dahin wir unsere Zuflucht nehmen wollten; sonst hätte ich gerne längst dem Ufer hinsegeln und sehen mögen, ob das Erdreich daselbst fruchtbar wäre oder nicht, um hier davon Bericht abstatten zu können. Auf den Wind, der uns so weit vom Lande getrieben hatte, erfolgete den Tag darauf ein anderer, der uns erlaubete demselben wieder näher zu kommen; und wir entdeckten von weiten zehen Englische Schiffe, die sich längst diesem Strande mit der Fischerey beschäfftigten. Weil es gegen Abend stilles Wetter ward, so thaten wir auch einen Versuch und sahen, daß der Fisch, den man auf der Bank suchet, hier ebenfalls mit größester Begierde an den Angel bisse. Wir hätten in weniger Zeit und ohne sonderliche Mühe das ganze Verdeck damit anfüllen können, weil die See in dieser Gegend eben nicht tief ist. Es war dieses dem St. Helenen=Hafen gerade gegen über, wie wir in der Nacht von einem Englischen Schif=

fe,

se, das uns bey dem Mondscheine zu Gesichte kam, erfuhren. Als der Tag anbrach, erblickten wir ein großes holzreiches Land und segelten bis zu Mittage längst dem Ufer hin. Unsere Fahrt war gewünscht; allein ein Wind, der auch die beherztesten Schiffer in Furcht setzen konnte, nöthigte uns einen guten Ankergrund zu suchen und uns in genugsame Sicherheit gegen seine Anfälle zu setzen. Zudem äußerte sich schon bey uns einiger Mangel an Holz und Wasser, und man kochte auf einmahl so viel, als auf acht Tage genug war; daß wir demnach dringende Ursachen hatten irgendwo einzulaufen, weil unser Leben von gar zu vielen Gefährlichkeiten zugleich bedrohet ward. Wir liefen demnach auf gutes Glück zu Chibouceton ein, welches auf der Küste von Acadien lieget und in den Landkarten Bayesenne heißet, allwo wir bald alles benöthigte antrafen. Dieser Hafen ist geräumig und von der Natur selbst auf das schönste angeleget, und ein ihn umgebender Tannenwald giebt ihm ein herrliches Ansehen. Auf dem Ufer desselben stehet ein Haus, wo man die Stockfische dürret, von einer besondern Bauart. Es ist halb so lang als die Mail zu Paris und eben so breit; es stehet auf einem schönen sandigten Grunde längst dem Gestade, und so weit davon, daß das Wasser, wenn die See am höchsten ist, darunter hinlaufen und den Abfall vom Stockfische mit fortspülen kann. Man bilde sich ein, als sähe man eine über der Erde erbauete hölzerne Brücke, die

aus starken nach der Wasserseite sehr tief eingerammelten Bäumen bestehet, auf deren Enden andere in die Quere gehende Balken wohl eingefüget worden sind; man stelle sich weiter vor, daß dieses Gebäude nach der Landseite wegen des abhängigen Bodens nicht so hoch ist, und daß über demselben junge lange Tannen, die von einer Seite bis zur andern reichen, eben so neben einander geleget und an den beiden Enden auf den Balken, darauf sie ruhen, wohl vernagelt worden sind; so hat man einen Begriff von dieser Maschine, welche die Fischer Degras nennen. Den Sommer hindurch wird der Stockfisch frey über dem Gebäude ausgebreitet und ohne Unterlaß umgekehret, daß er trockene und so werde, wie er seyn muß, und wie man ihn an tausend Orten in der Welt siehet, wohin er verführet wird. Diese Pflanzstatt war damahls unbewohnt; sie war vor dem letzten Kriege von Französischen Fischern angebauet worden, die auf Veranlassung einer Gesellschaft, welche nachher ihre Rechnung nicht dabey fand, sich hier niedergelassen hatten.

So bald wir nur Anker geworfen hatten, ließ ich mich an das Land setzen, als wornach ich mich schon so lange gesehnet hatte. Ich bekam Lust, die Trappgänse und Meerraben zu verfolgen; allein so schnell ich auch hinter ihnen her war, so entkamen sie mir doch noch geschwinder, oder vielmehr, sie tauchten sich unter das Wasser, und mein Laufen war

ganz umsonst. Ich ergötzte mich demnach nur mit Erlegung des kleinen Wildes an dem Gestade; aber mein Schießen in dieser Gegend setzte das wilde Volk in Schrecken. Ich hatte mich ohne mein Wissen einiger Gefahr bloß gestellet; denn ich kam auf meiner Jagd nahe bey einer Hütte vorbey, aus welcher mich diese Nation gar leicht verrätherischer Weise hätte todtschiessen können. Allein die Wilden sind nicht so grausam geartet. Als unsre Matrosen des Abends nach einem Brunnen giengen, um Wasser zu schöpfen, trafen sie zwey von diesen Leuten an, die sich sehr leutselig bezeigten. Indessen führeten sie ihre Axt und Schießgewehr mit sich; ohne Zweifel hatte ich sie unruhig gemacht, so daß sie einen Ueberfall besorgeten. Daher hatten sie sich in gute Gegenverfassung gesetzet; und wer würde es wohl in solchen Umständen nicht eben so gemachet haben? Sie stellten sich gegen unsre Leute großmüthig und unerschrocken; so bald sich diese aber merken ließen, daß sie Franzosen wären, legten die Wilden gleich ihre Waffen nieder. Sie wollten, wie ich glaube, damit zu verstehen geben, daß sie alle unsrem großen Monarchen unterworfen wären; und nachdem unsre Leute mit ihnen, ohne sich von beyden Seiten zu verstehen, geredet hatten, giengen sie als gute Freunde auseinander.

Den folgenden Morgen ganz frühe kamen drey von den vornehmsten unter ihnen in einem kleinen aus Baumrinde gemachten Fahrzeuge an, um bey uns einen Besuch abzustatten.

statten. Ihre Höflichkeitsbezeugungen waren kurz und gut, inzwischen wuste ich ihnen kein Wort darauf zu antworten. Ich machte ihnen aber dagegen ein so freundliches Gesicht, daß sie ganz vergnügt darüber schienen. Um dieselben aber noch etwas besser zu bewirthen, als in welcher Absicht sie vielleicht hieher gekommen waren, ließ ich ihnen ein gutes Frühstück an Fleisch und Fischen vorsetzen; den Zwieback aßen sie mit der größesten Begierde, und den Brandtwein tranken sie mit großer Lust, aber nicht so mäßig wie wir: sie wurden immer begieriger darnach, und ich glaube, sie hätten meinen ganzen Flaschenkeller ausgeleeret ohne voll davon zu werden. Ich bemerkte an ihnen etwas, das mich sehr erbauete: da sie sich zu Tische setzeten, verrichteten sie ihr Gebet sehr andächtig und machten das Zeichen des Kreuzes, welches sie auch bey dem Aufstehen auf gleiche Weise beobachteten. Sie trugen ein jeder an ihrem Halse einen Rosenkranz, als ein Scapulier, nebst einem kleinen Reliquienkästlein, das in einem Stücke Tuch oder wollenem Zeuge eingenähet war. Es hatte sie ein sehr frommer Priester getaufet, der vor kurzem gestorben war. Sie gaben durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie denselben in einem da herum liegenden Gehölze begraben hätten. Aus Neugierigkeit nahm ich mir gleich vor mich dahin zu begeben, und als ich dieses bewerkstelligte, fiel mir auch sein Grabmahl alsbald in das Auge. Es bestund aus Pfählen, die mit Baumrinde be-

decket waren und war gewölbet, doch nicht so sehr rund als länglicht, so daß es wie eine Gartenlaube aussahe. Der Leichnam aber war an statt eines Marmors mit zierlich darauf gelegten Kieselsteinen bedecket.

Endlich giengen unsere drey Wilden höchstvergnügt von unserm Schiffe, und zu Bezeugung ihrer ausnehmenden Freude thaten sie einen Schuß, dessen Schall sich über das Wasser ausbreitete; denn weil sie nicht mehr als ein einziges Rohr hatten, so erfolgte auch nur eine einfache Salve. Ich hatte ihnen Pulver und Bley mitgegeben, daß sie mir Wildpret schießen sollten. Sie würden mir auch ohne Zweifel etwas gebracht haben; allein da der Wind die folgende Nacht gut ward, um aus dem Hafen zu laufen, wo wir uns mit allem benöthigten versehen hatten, so machten wir uns in der Frühe zu Fortsetzung unserer Reise segelfertig. Wir glaubten längst der Küste, daß dieser günstige Wind uns bis zu dem Orte, dahin wir gedachten, führen würde; allein wie er uns so weit gebracht hatte, daß wir gerade vor demselben lagen, so hinderte uns ein anderer Wind daselbst einzulaufen.

Wir wurden von demselben sehr weit auf das Ufer von Menane oder Isle Gravee verschlagen. Drey Tage lang warf er uns in dieser Gegend hin und her; endlich aber, nachdem er uns Mühe und Arbeit genug gemacht hatte, konnten wir uns bey Port Royal, als dem eigentlichen Orte unserer Bestimmung, nach einer Reise

von

von vier und funfzig Tagen vor Anker legen. Ich erkannte aus dem Ufer, daß dieser Hafen seinen Namen nicht gar zu wohl verdiente. Jedoch war ich froh, daß ich mich in selbigem vor allen Winden vollkommen gesichert befand. Wie wir uns dem Orte näherten, bedrohete man uns von dem Drachen, daß man unser Schiff in den Grund schießen würde. Dieser Drache war ein königliches Schiff, welches von Rochefort einigen Kriegesvorrath und Lebensmittel nach Plaisance und in die Festung an dem Flusse St. Johann überbracht hatte. Allein ungeachtet er uns auf diese Weise drohete, war er doch selbst in größerer Furcht als wir; die Officiere und Matrosen kamen sämmtlich ins Gewehr, und die Ursache war diese: Sie hatten von etlichen Wilden erfahren, daß sich zum öftern ein Kaper auf der Küste sehen ließe, und daß er ihnen, wo sie nicht auf ihrer Hut wären, leicht einen Streich spielen könnte. Dies war eine heilsame Nachricht; ihnen war vor einem Sturme nicht so bange, als vor solchem Feinde; und wenn man wegen einer Gefahr, die man vermuthet, in gar zu großer Angst ist, so pflegt man sich dieselbe insgemein immer als gegenwärtig vorzustellen. Aus diesem Grunde wurden wir von ihnen für Seeräuber angesehen. Hätten sie ihre Canonen auf unser Schiff richten können, so würden sie sehr übel mit uns umgegangen seyn; sie hätten ohne Zweifel in ihrem eingebildeten Schrecken ein Blutbad angerichtet und vielleicht

unſer Schiff gar in Grund gebohret. So bald ſie uns von weitem kommen ſahen, brannten ſie ihre Canonen gegen das Ufer los, um in dem Lande Lärmen zu machen und das Volk zu Hülfe zu rufen. Sie feuerten dreymahl ſcharf, davon wir aber nur das letzte mahl etwas gewahr wurden. Wären ſie uns einen Piſtolenſchuß nahe gewe- ſen, ſo würden ſie unſer Schiff zu Grunde gerichtet haben.

Während daß ſie in ſolchen Sorgen waren, muſten wir doch ein wenig höher als ſie Anker werfen, und un- ſer Hauptmann ließ die Schaluppe ausſetzen um ſich zu ih- nen an das Schiff zu begeben und ihre Gemüther von ei- ner ſo vergeblichen Furcht zu befreyen. So bald er nur da an- gekommen war, nahm dieſe Unruhe ein Ende, und man trank ſich auf die Angſt einander zu. Die Einwohner hatten in der Zeit ſchon ihre beſten Sachen in ihre Schlupf- winkel in den Wäldern geſchleppet. Da wir an das Land geſtiegen waren und ſie nunmehro wuſten, daß wir ihre Freunde wären, ſo ſahe man die Karren mit voller La- dung wieder zurück kommen. Ich betrachtete inzwiſchen die Lage des Ortes, welche mir ziemlich ſchön vorkam; Port Royal erſtrecket ſich ohngefähr eine halbe Meile in die Länge und faſt eben ſo weit in die Breite. Die Häu- ſer, welche darin und zwar ziemlich weit von einander lie- gen, ſind nichts anders als elend zuſammen gekleiſterte Hütten mit Schorſteinen von Thon. Ein ſolcher Anblick gefiel mir ganz und gar nicht; ich fand hier nur ein wil-

des

des Land, wo man nichts anders als Wälder und Flüsse nebst einigen alten verfallenen und armseeligen Hütten sa=he, und ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Gegen=den eine weit bessere Vorstellung gemachet hatte. Ich wa=Neu=Frankreich schon überdrüssig, da ich kaum in dem=selben angelanget war und sehnete mich nach dem Alten. Zween Factoren, welche nebst mir in dem Lande bleiben sollten, dachten auf eben diese Art.

Ich fragte nach der Kirche, weil ich sie nicht erken=nen konnte, indem sie eben so wie andre Häuser gebauet ist, und ich sie eher vor eine Scheune als ein Gotteshaus gehalten haben würde. Als ich mich nach derselben ver=fügte, um dem Höchsten für meine glückliche Ueberkunft zu danken, so kam mir der Pfarrer entgegen. Nachdem wir uns einander gegrüßet hatten, führte mich derselbe in die Kirche und reichte mir zu einer besondern Ehrenbezeu=gung Weihwasser. Ich verrichtete mein Gebet und ward nachher von ihm in sein schlecht ausgeziertes Zimmer ge=nöthiget, welches am Ende der Kirche ist und wieder die Art solcher Pfarrhäuser an dieselbe stößet. Er setzte mir verschiedene Gattungen von Aepfeln vor, die ich sehr gut fand, ob sie gleich nur wild waren. Es war ein über=aus ehrlicher Mann und hatte viele Verdienste; er bezeig=te einen großen Eifer für seine Pfarrkinder und bekleidete in Acadien die Stelle eines Oberverwesers des Herrn Bi=schofes zu Quebeck. Er gieng mit mir, um ein Haus

zu besehen, das ich miethen wollte; man hatte es vorhin zur Kirche gebrauchet, und es war das größeste an diesem Orte. Es bestund unten aus drey besonderen Theilen, über denen sich Kornböden, unter dem mittelsten Theile aber ein gemauerter Keller befand. Ich glaubte, daß ich in Betracht des Landes eine ziemlich gute Wohnung angetroffen hätte; es verliefen aber drey bis vier Tage nach meiner Ankunft, ehe ich sie bezog, denn ich gieng herum und betrachtete zuvörderst alles sehenswürdige an dem Orte. Port Royal lieget in einer angenehmen Gegend, man mag seine Augen hinwenden, wohin man will; der Zugang zu diesem Orte ist enge und mit leichter Mühe zu verwahren. Man könnte dort auf einer mit zween kleinen Morästen umgebenen Anhöhe die stärkste Festung anlegen; die Gegend schicket sich ungemein wohl dazu, und der Aufenthalt daselbst würde für eine jede Familie, wenn sie sich erstlich recht gut eingerichtet hätte, sehr reizend seyn. Die gedachten Moräste werden mit Ochsen umgepflüget und versehen die Einwohner mit Getreyde. Weiter hin siehet man überaus große Wälder, deren Bäume überaus hoch sind. Zween Ströme, womit dieser Strich Landes fast umgeben ist, machen eine nicht minder anmuthige Aussicht. Der erstere, den man den Dauphin nennet, ist so breit als die Seine; er entspringt sieben bis acht Meilen oberhalb Port Royal und ist zu beyden Seiten bewohnet, doch so daß die Häuser bald dichter

bald

bald weitläuftiger stehen. Es giebt längst demselben hin und wieder ziemlich schöne Wiesen. Auch noch unterhalb **Port Royal** finden sich Wohnplätze an diesem Strome nebst etlichen Höfen, die man mit Obstbäumen eben so gut als in der **Normandie**, nur daß sie nicht gepfropfet sind, besetzet hat; und solche Wohnungen erstrecken sich bis nach einer Insel, welche die Ziegeninsel genannt wird und eine Meile von **Port Royal** lieget. Unterhalb dieser Insel formiret der Strom den Hafen, der bis an die See reichet; er ist ungefähr zwo Meilen lang und eine Meile breit, er hat daneben alle dazu erforderlichen Eigenschaften und überall einen guten Ankergrund. Zwo auf jeder Seite der Straße angelegte Schanzen würden die Einfahrt, welche nicht über hundert und funfzig Schritte breit ist, bestreichen können. Der andere Strom, welcher der **Mühlenfluß** genannt wird und sich in denjenigen ergießet, von dem ich eben geredet habe, ist nicht über eine Meile lang und weit schmaler als der erstere. Es liegen drey Mühlen, nämlich eine Getreyde- und zwo Sägemühlen, nebst drey bis vier Häusern an demselben. Bey diesem Strome steiget die Flut bis zu der Quelle, bey jenem aber nicht so weit, indem er viel länger ist. Das Land ist ziemlich fruchtbar: es trägt Getreyde, wie auch Hülsen- und andere Früchte von allerhand Art und in zureichender Menge; man hat da Fleisch und Fische, Geflügel und allerhand Wildpret; allein ich will davon ausführlicher reden, wenn ich dasselbe besser kennen werde.

Ich that mir etwas zu gute, weil ich vortrefflichen Wein von Bourdeaux mitgenommen hatte. Indem ich davon trank, dachte ich an die auf dem Wasser ausgestandene Gefahr nicht mehr zurück. Auf dem Lande vergißt man gar zu bald das Ungemach der Seereise; es ist beschwerlich dieselbe zu thun, aber angenehm sie gethan zu haben. Als ich mich in einem so geruhigen Zustande und in der Meynung befand, daß ich nunmehro von keinem Sturme etwas zu befürchten hätte, so schien es, als ob der gefährlichste, der vielleicht je gewesen ist, seine ganze Wut, die er nicht gegen uns ausüben konnte, mit desto größerer Heftigkeit auf unser in dem Hafen liegendes Schiff auslassen wollte. Nachdem vollkommen glaubwürdigen Geständnisse der ältesten Einwohner hat man in diesem Lande nie einen stärkeren Sturm erlebet. Er blies mit solchem Ungestüm, daß die Ankertaue an dem Schiffe zersprangen. Eine Barke, auf welche man alle Waaren, deren Aufsicht mir anvertrauet war, geladen hatte, um sie den andern Tag in das Kaufhaus zu bringen, war an das Schiff befestiget; diese konnte einen so grausamen Anfall nicht ausstehen, sondern ward umgestürzet und gieng zu Grunde. Was für ein betrübter Zufall, und welcher Schade! Die halb ertrunckenen Matrosen, welche sich durch das Schwimmen gerettet hatten, kamen noch um Mitternacht zu mir um mich von diesem verdrießlichen Schiffbruche zu benachrichtigen. Ich wachte in meinem

meinem Bette, und es war auch nicht wohl möglich bey einem so ungeheuren Winde zu schlafen. Vielmehr hörete ich ihr Geschrey schon von weitem, ich sprang aus meinem Bette und lief den geradesten Weg dahin. Allein da war nichts zu sehen ehe es Tag geworden war. Derselbe brach etwas späte an, aber frühe genug, um dieses klägliche Schauspiel zu sehen. Ich stellete mir sogleich den Verlust der Barke und der Güter vor, womit sie beladen war; ich konnte aber weiter nichts, als das eine Ende davon nebst dem Maste zu sehen bekommen. Niemahls hat man so etwas in dieser Gegend erlebet. Ich gieng noch weiter herunter und sahe auf dem Ufer, wie einige Weinfässer und Ballen von den Wellen hin und her geworfen und zertrümmert wurden; das übrige war, wie ich glaubte, weggetrieben worden. Was machte uns nicht dieser Unfall zu schaffen? Vier Tage waren nicht hinreichend den armseligen Rest von den verunglückten Gütern zu bergen. Wir konnten nicht mehr als zwo Stunden bey niedrigem Wasser daran arbeiten, welche Zeit fast gar zu kurz war. Da man alle Waaren wieder trocknen wollte, musten sie erstlich in süßem Wasser ausgewaschen und zu wiederholten mahlen in die Luft gebracht werden. Weil sich das Wetter dazu niemahls recht schicken wollte, so musten sie öfters, da man sie eben ausgeleget hatte, wieder weggenommen werden. Alles dieses erforderte lauter Mühe und Unkosten, die das schon erlittene große Un-

gemach

gemach noch verdoppelten. Es fehlete nun, nachdem wir Sturm und Schiffbruch erlebet hatten, weiter nichts, als daß uns das geborgene Gut noch von den Seeräubern wäre genommen worden, wo sie uns nicht gar in Person mit unter der Beute fortgeschleppt hätten. Ich zittere vor Furcht, wenn ich daran gedenke, und die Feder fällt mir aus der Hand.

Beschreibung der Sitten so wohl der Colonisten als der Wilden in Neu-Frankreich.

Nachdem ich die mannichfaltigen Bewegungen des Meers und der Winde und alles, was sich sonst auf meiner Seereise von Rochelle nach Port Royal in Acadien zugetragen hat, beschrieben habe, so muß ich nunmehro von demjenigem, was mir in dem Lande merkwürdiges vorgekommen ist, einige Nachricht geben.

Zuvorderst werde ich also anzuzeigen haben, daß in diesem großen Lande nicht mehr als drey neue Pflanzstätte anzutreffen sind, deren Einwohner einerley Gewerbe treiben. Port Royal ist darunter die erste, welche oben schon von mir beschrieben worden ist; les Mines, die andere; und Beaubassin, die dritte. In diesen beyden letzten bin ich nicht gewesen, und werde demnach davon auch keine Beschreibung liefern. So viel ist mir bekannt,

daß les Mines mehr Getreyde aufbringet, als der ganze übrige Theil des Landes, weil man daselbst von den ziemlich weitläuftigen Morästen das Wasser abgeleitet hat; und daß die Einwohner von Port Royal ihre Kinder dahin geschicket haben, um sich dort in den gekauften Freyheiten häuslich niederzulassen und das Land zu bevölkern und anzubauen: welches ihnen alles sehr gut von statten gehet. So viel Beaubassin, welches den Namen von seiner Lage hat, betrifft, so ist dieser Platz am schlechtesten bewohnt und bringet auch am wenigsten hervor. Die Luft ist an allen diesen Orten wie in Frankreich beschaffen, weil sie fast unter einem Grade liegen; der Sommer ist daselbst eben so heiß, der Winter aber kälter. In dieser Jahrszeit schneyet es dorten fast beständig, und die Winde, die alsdenn gehen, sind so kalt, daß einem das Gesicht davon erfrieret. Während diesem mit Sturm und Schnee vermischten Wetter unterstehet sich niemand auszugehen. Wenn der Schnee daselbst so wie in Frankreich durch ein Thauwetter schmelzte, so würde es da auch nicht kälter seyn; aber er hält sich sieben bis acht Monat auf der Erde und vornehmlich in den Wäldern, wodurch denn die Luft so durchdringend kalt wird.

An diesem Orte arbeitet ein jeder, damit er zu leben habe, und die Leute sind dabey ganz vergnügt; von Steuren und Auflagen saget ihnen niemand etwas, sie haben nicht die geringsten Abgaben zu bezahlen. Jederman bewohnet

wohnet seine Hütte in Ruhe und verzehret daselbst, was er im Fasse und im Korbe hat und wärmet sich wohl, wenn es frieret, ohne daß ihm die Feurung einen Heller oder Pfenning koste. Wo findet man wohl einen angenehmern Aufenthalt? Dieses Land könnte ein Gelobtes Land vorstellen; hätte es nur Weinberge aus Champagne, so würden ihm alle Länder gewiß weichen müssen. Aber man hat dort nichts anders als ein gewisses Bier von Tannenknospen; denn hieraus kochen sie es, und füllen es hernach auf ein Gefäß, worin sie Hefen und einen rosinfarbichten Zuckersyrop gethan haben. Alles dieses muß zween bis drey Tage durch einander gähren; wenn es sich nach geschehener Gährung gesetzet hat, so wird es ein klarer Trank, der nicht übel schmecket. Allein das Wasser ist doch das gewöhnlichste Getränke, und diejenigen die nichts anders trinken, sind dabey doch gesund und stark, dieweil sie viel essen und nicht allezeit arbeiten.

Der Müssiggang und die Ruhe gefällt ihnen besonders; das macht, das Land überhebet sie tausend verdrießlicher Sorgen, indem sie kein Landesherr mit Abgaben beschweret und alle ihre Arbeit nur um ihres eigenen Unterhalts willen geschiehet. Sie wissen sich vortrefflich in die Zeit zu schicken: sie freuen sich in guten und leiden in bösen Tagen; ein jeder hilft sich so gut durch als er kann. Den Früchten von ihrer geringen Arbeit sehen sie ohne

Ehr=

Ehrgeiz und ohne Neid entgegen, und da ihr Geschicke sie in eine gewisse Gleichheit gesetzt hat, so wissen sie von keiner Eifersucht. Weil sich die Leute in diesem Lande so wenig mit der Arbeit abgeben, so zeugen sie eine Menge Kinder in dem Ehestande, denn zu andern Liebeshändeln haben sie keine Gelegenheit. Hier wohnet die Tugend, die sonst zu unsern Zeiten so seltsam ist. Kein Weibsbild giebt sich mit einer Mannsperson ab, wo nicht das Band der Ehe ihre Liebe rechtfertiget, und ich kann zu ihrem Ruhme sagen, daß Zucht und Keuschheit, die von so vielen andern Weibern verachtet werden, in hiesigen Gegenden bey dem schönen Geschlechte ihren Sitz gefunden haben. Die Eltern behalten eine Tochter, die mannbar ist, nicht lange bey sich, welches ihnen jedoch nicht schwer fallen würde, sintemahl sie sich schlechterdings nach ihrem Willen richtet. Wenn ihr ein Liebhaber seine Neigung entdecket und die Geliebte mit ihm eins wird, so verbinden sie sich ehelich mit einander und sind weiter auf nichts als auf die Vermehrung des menschlichen Geschlechts bedacht. Diesen Endzweck erhalten sie auch desto gewisser, als ihre Zärtlichkeit gegen einander von der Jugend an bis zu dem Alter beständig fortdauret. Mir sind zwey benachbarte verehlichte Paare bekannt, von denen jedes achtzehen Kinder gezeuget hat, die alle leben; ein anderes Paar ist bis auf zwey und zwanzig gekommen und lässet noch mehrere hoffen.

Man

Man verheiratet sich nirgends so leicht als hier außer seinem Stande; denn man siehet nicht auf das Herkommen der Person, sondern auf seinen eigenen Trieb. Da ist alles gut und wird nichts verachtet; ein Edelmann nimmt in sein Bette oder vielmehr in seine Hütte eine Bäurinn auf um Erben zu erzielen. Wenn der Tod das Band trennet und den Edelmann abfordert, so kehret die Witwe, die sich nicht so sehr über dessen Absterben als über die Liebe betrübet, zu ihrem ersten Stande ungesäumt zurück und nimmet sich aus selbigem wieder einen Mann, ohngeachtet sie durch diese neue Verbindung ihres Ehrentitels verlustig wird. Eben so siehet man auch, daß eine Jungfer von Stande, ehe sie eine Nonne werden will, ihren Adel bey Seite setzet und einen gemeinen Kerl ehelichet.

Fast in allen Familien siehet man fünf bis sechs Kinder und oft noch mehrere. Es wimmelt davon allenthalben, wohin man sich nur wendet. Und wiewohl man dort nicht wie anderswo, um den Eheseegen zu erhalten, Wallfahrten anstellet; so folgen sie doch eins auf das andere, daß man fast sagen sollte, sie wären alle von einem Alter. Man muß erstaunen, wenn man in einem Lande, welches wenige Zufuhr von andern Orten hat, und oft die größeste Noth leidet, die Eltern mit ihrer wenigen Arbeit so viele Kinder ernähren siehet. Aber hierin bestehet der Reichthum des Landes, wenn sie erstlich im Stande sind

zu arbeiten, welches sie frühzeitig zu thun pflegen; sie ersparen ihren Eltern den Taglohn, welcher dort für die Person fünf und zwanzig bis dreyßig Sols beträgt; Unkosten, die sie zu ertragen nicht im Stande wären. Es kostet überaus viel die Ländereyen, die man anbauen will, gehörig einzurichten. Diejenigen, welche man Höhen nennet und in den Gehölzen aufbrechen muß, taugen nichts. Das Korn will daselbst nicht fort; und wenn man sich auch noch so viele Mühe giebt es durch den Dünger, daran dorten Mangel ist, zu treiben, so erndtet man doch fast nichts darauf und siehet sich zuweilen genöthiget sie liegen zu lassen. Wenn man Getreyde haben will, so muß man die Moräste austrocknen, welche die See bey hoher Flut unter Wasser setzet, und welche sie Gründe nennen. Diese sind sehr gut, aber was gehöret nicht für Arbeit dazu, ehe man sie tragbar machet? Die See lässet sich nicht so leicht Schranken setzen; und dennoch wissen es die Acadier durch gewisse starke Dämme, die sie Aboteaux nennen, zu zwingen, und zwar folgender Gestalt. Sie rammeln an denen Stellen, wo sich die See über die Moräste ergießet, fünf oder sechs Reihen große und dicke Bäume ein; zwischen diese Reihen legen sie wieder andere Bäume in der Länge einen über den andern und füllen alle Lücken mit wohl durchstampfter Leimerde so dicht aus, daß das Wasser nicht weiter dadurch dringen kann. Mitten an diesen Werken machen sie eine Schleuse, welche bey niedriger Flut dem Morastwasser den Abfluß erleichtert, das Seewasser aber

hindert, daß es nicht hereintreten darf. Eine solche Arbeit, die man nur zu gewissen Zeiten vornehmen kann, wenn die See nicht so hoch aufläuft, kostet große Mühe und erfordert viele Zeit; allein die reiche Erndte, die man von dem zweyten Jahre an, nachdem das Erdreich vom Regenwasser befeuchtet worden ist, darauf thut, ersetzet die angewandten Kosten wieder. Da die Ländereyen verschiedenen zugehören, so arbeiten sie gemeinschaftlich daran. Wenn sie einem ins besondere zugehöreten, so müste dieser die anderen bezahlen, oder ihnen doch wieder so viele Tage arbeiten, als sie ihm gearbeitet haben; und auf diese Art pflegen sie sich gemeiniglich unter einander zu vergleichen.

Die neuen Einwohner in Acadien haben viel rühmliches an sich, besonders was ihre natürliche Fähigkeit und Geschicklichkeit betrifft. Sie sind gute Meister in allen Handwerken, ohne dieselben erlernet zu haben; es ist nichts, damit sie nicht umzugehen wissen, denn hundertfache Bedürfnisse nöthigen sie sich dasjenige selbst zu verschaffen, was ihnen fehlet. Also verfertigen sie sich von ihrer Wolle ihre Kleider, Mützen und Strümpfe; sie halten nichts von neuen Moden, sondern bleiben bey ihren Caputröcken; von den Häuten der Seewölfe und Elendthiere machen sie sich platte und bequeme Schuhe; aus ihrem Flachse verfertigen sie Leinwand: kurz, sie verschaffen sich durch ihre eigene Arbeit alles, was sie zur Bedeckung ihrer Blöße nöthig haben. Wenn es ihnen etwa an einer Erfindung fehlet, und sie bekommen nur ein Muster zu sehen, so ist es ihnen

etwas

etwas leichtes dasselbe nachzumachen. Sie ruhen auch nicht eher, als bis sie damit fertig geworden sind, wie tausend Dinge beweisen könnten, wenn es nicht zu weitläuftig wäre dieselben anzuführen.

Um von ihrer natürlichen Geschicklichkeit eine Probe zu geben, will ich nur eines gewissen Werkes gedenken, daran ich einigermaßen Theil gehabt habe. Sie hatten ihr Lebetage keine Barke oder Schalupe zimmern gesehen, und dennoch, da sie vernahmen, daß ich Lust hätte Stockfisch fangen zu lassen, von welcher Fischerey sie bisher nichts gewust hatten, brachten sie einige Fahrzeuge recht glücklich zu Stande und fiengen an dieselben mit gutem Erfolge auf der See zu gebrauchen. Zuletzt legten sie sich alle auf den Fischfang, in Hoffnung dabey etwas zu gewinnen. Ich gab ihnen auf diese Weise Gelegenheit leichter ihr Brodt zu verdienen, und ich fand meine Rechnung zugleich dabey, daß ich ihnen ihre Fische abnahm. Gegen den Ausgang des Winters fiengen sie an Schalupen zu verfertigen, die auf zwanzig Schuhe in der Länge hatten, um damit auszulaufen und aus der See die Mittel zu einem vortheilhaften Gewerbe zu hohlen. So bald der Frühling eintrat, so sahe man überall auf der Küste nichts als Fahrzeuge, die entweder Stockfisch fiengen oder solchen in Vorrathshäuser brachten, die ledig stunden und die ich miethete, um ihnen noch einen größern Gefallen zu erweisen. Damit ihnen der Fisch bezahlt würde, hatte ich ihnen zum voraus alle nöthige Bedürfnisse gegeben; und dies war ein Vor-

theil, welcher der ganzen Familie zu statten kam. Es war auch nicht mehr als billig, daß ein jeder in derselben Theil daran hatte; denn der Vater, die Mutter und die Kinder hatten sich mit dieser Fischerey beschäfftiget, durch welche sie Mittel fanden ihre Schulden los zu werden, und ich zu meiner Bezahlung gelangte. Ich sahe den Frühling und Sommer hindurch mehr als dreyßig tausend Fische einsalzen und zusammen packen. Zu Port-Royal legte man mir aus besonderer Erkenntlichkeit den Titel eines Vaters der Fischer bey. Der Fang war daselbst auch fast eben so stark als zu Plaisance auf der Insel Terre Neuve; aber darin bestund der Unterscheid, daß man den Stockfisch nicht trocknete, sondern ihn frisch einpöckelte, welches man in diesem Lande noch nicht gesehen hatte. Ich muß gestehen, daß er dazu nicht so tüchtig, noch sonst so gut als derjenige war, der auf der großen Bank gefangen wird; aber ich hatte wichtige Ursachen, ihn auf keine andere Weise zurichten zu lassen. Kurz ich bekam von diesen Einwohnern innerhalb sechs Monaten mehr Fische, als eine alte und berühmte Gesellschaft, die sich in dieser Gegend der Fischerey wegen gesetzet hatte, in zwanzig Jahren hat fangen können.

Ich muß aber auch noch als eine rühmliche Eigenschaft der hiesigen Leute ihre besondere Treue anführen. Das nächstangrenzende Neu-England hat hundertmahl getrachtet sich dieselben unterwürfig zu machen. Allein sie haben lieber das Ungemach des Krieges ausstehen, als von ihrem Könige abfallen wollen. So grausam auch die Fein-

de

de mit ihnen umgiengen, indem ihr Vieh getödtet, ihre Häuser in Brand gestecket und ihre Güter geplündert wurden, so blieben sie doch beständig; und zwar zu einer Zeit, da Frankreich sie nicht unterstützen konnte; da ihnen hergegen von jener Seite aller Schutz versprochen ward, wenn sie hätten abfallen wollen. Allein sie ließen sich durch diese Lockungen nicht einnehmen und wollten durchaus keine Engländer werden; sie verfochten vielmehr ihr Recht mit aller Herzhaftigkeit, und da sie endlich der Gewalt weichen musten, so blieben sie auch als überwundene noch immerfort gut Französisch.

Nachdem sich also die Engländer Meister von dem Lande gemachet hatten, so setzte man Statthalter über sie, welche sie mit allem benöthigten an Nahrung und Kleidern versehen musten. Wie sie aber sahen, daß dieselben auch dadurch nicht zu gewinnen waren, und man ihnen nicht gar zu wohl trauen durfte, so zogen sie wieder ab und ließen die Eroberung gänzlich fahren. Also haben diese Leute allezeit mit gleicher Standhaftigkeit ihren Eifer für ihren König bezeiget; wie viele andere Völker würden nicht, wenn sie wie dieses, auf das äußerste gebracht gewesen wären, gerne ihren Landesherrn vertauscht haben, um sich glücklicher zu machen? Die Ruhe und die Freyheit, deren sie seit geraumer Zeit unter Frankreich genossen haben, erhalten sie vielleicht in einer so unveränderlichen Treue gegen dasselbe. Allein, wenn ich die Vortheile erwege, die sie von der andern Seite erwarten konnten, und die sie ohngeachtet ihrer

elenden Umstände von sich wiesen, da doch der Eigennutz eine so große Macht über den Menschen hat; so muß ich glauben, daß eine reine und zärtliche Liebe zu ihrem Oberherrn allemahl über die Reizungen des Gewinnstes die Oberhand behalten habe. Ihr Verdienst ist daher um so viel größer, und ich begreife nicht, wie sie eine solche Standhaftigkeit haben bezeigen können.

In einem so großen Lande, wo, um dasselbe in Aufnahme zu bringen, der Handel billig einem jeden frey stehen sollte, darf nicht ein einziger Einwohner handeln. Unternimmt er dergleichen auch nur mit den Einheimischen von einer Pflanzstatt zur andern, so störet man ihn unter dem scheinbaren Vorwande, der allemahl einen niederträchtigen Eigennutz zum Grunde hat; man nimmt ihm seine Gebäude und veranlasset dadurch, daß Oerter, die fruchtbar werden könnten, wüste liegen bleiben. Der Hof ist niemahls von demjenigen, was hier vorgehet, recht unterrichtet worden; es mögte aber nun bald geschehen und folglich alles eine andere Gestalt gewinnen. Auf die Handlung verstehen wir uns gar nicht; so ein guter Franzose wie ich bin, so muß ich es doch allhier bekennen und mit meinem eigenen Wiederwillen andere Nationen loben. Wir sind geschickter, wie sie, Städte einzunehmen; ganz Europa ist Zeuge davon; allein wir verstehen nicht so gut, als sie, Länder in Aufnahme zu bringen. Wir sind in diesem Stücke niemahls eifersüchtig gewesen, und wir sind auch zu solchen Sachen nicht aufgelegt, darum thun es uns andere in Anbauung

bauung der Länder weit zuvor. Man sehe Neu-England an; Boston, welches jetzo ein Ort ist, der wegen des Handels, den es in alle Länder treibt, seines gleichen nicht hat, war vor diesem weit schlechter, als Port Royal ist. Was hält uns zurück, daß wir nicht alle Meere durchstreichen und in hundert unterschiedenen Ländern die Fische verkaufen, die wir so häufig fangen? Wir haben ja Schiffe und Hafen, warum treiben wir denn auch keinen Handel zur See und suchen uns dadurch wie andere Völker zu bereichern? Man könnte gewiß ein großes durch das Holz und die Fische, die Acadien hervor bringet, gewinnen. Aus jenem könnte man Planken, Schiffbauholz und Masten zimmern; diese aber würden dem Menschen mit zu ihrem Unterhalte dienen. Es könnte dieses Land eine Niederlage zwischen Frankreich und den Inseln seyn. So arm es jetzo ist, so reich würde es in kurzem werden und an allem einen Ueberfluß bekommen. Die Einwohner würden so dann den wichtigen Handel, den die benachbarten Engländer mit so gutem Fortgange treiben, zu Grunde richten können; ja sie würden auch Matrosen zu den Diensten ihres Königs ziehen. Aber das sind Sachen, die mich eigentlich nicht angehen, und wofür unsere Staatsminister Sorge tragen müssen. Gemeiniglich pflegen diese wenig darauf zu achten, was ihnen der gemeine Mann nach seiner Einsicht vorstellet; inzwischen kann ich mich doch nicht entbrechen es rund aus zu sagen, daß die Acadier von ihnen die Mittel sich aus ihrem Elende zu helfen, allein fordern müssen.

 Wenn

Wenn sie sich auf die Kaufmannschaft legten, würden sie den grösten Theil des Jahres nicht so müßig zubringen. Denn nachdem sie ihre Felder bestellet und ihre Erndte verrichtet haben, so haben sie fast nichts weiter zu thun. Zum guten Glücke sind diese beyde Jahrszeiten nicht weit von einander entfernt. Denn zu Anfange des Frühjahrs wird das Getreyde ausgesäet, und mit dem Ausgange des Sommers erndtet man es ein. Es ist nicht so wie in Frankreich, wo die Saat gemeiniglich im Weinmonate, und die Erndte erstlich in dem August des folgenden Jahres geschiehet. Das Getreyde würde sich dort den Winter hindurch wegen der strengen Kälte unmöglich in der Erde erhalten können. Während dieser rauhen Jahrszeit und im Herbste begeben sich einige auf die Jagd und verfolgen die Marder, Füchse, Fischottern, Biber, Bären und Elende; aber sie haben lange nicht so viele Vortheile als Ungemach von dieser Jagd, und dennoch bringen sie ihre Zeit damit zu.

Wenn die Seewölfe im Jenner auf das Land kommen um ihre Jungen zu werfen, können sie dieselben überfallen und einen sehr vortheilhaften Fang thun. Alle diese Thiere, die sonst nur im Wasser leben, kommen zu solchem Ende auf einem geraumigen und mitten im Wasser liegenden Felsen zusammen. Die Einwohner können in einem Tage von Port-Royal dahin kommen; sie müssen aber ohne Lärmen aussteigen und in aller Geschwindigkeit den Fels umzingeln. So dann haben die Jäger nichts weiter zu

thun,

thun, als daß sie mit einem dicken Prügel in der Hand immer näher auf den Felsen anrücken; sie machen darauf ein Geräusch, daß die Thiere es hören, welche davon erschrecken und in der Furcht nach der See ihre einzige Rettung vor den Mordhänden dieser Jäger suchen. Aber indem sie gleichsam eingeschlossen sind, mögen sie sich wenden wohin sie wollen, so laufen sie ihrem Verderben in den Rachen. Die Alten und die Jungen eilen alle durch einander in die Flucht, aber man lässet sie nicht weit kommen, indem die Prügel von allen Seiten wie ein Hagel auf sie fallen. Wenn man nur einigermaßen einen gewissen Schlag hat und das Thier auf die Nase trifft, so bekommt es gleich seinen Rest; durch dergleichen Schläge wird es gänzlich betäubet, und man kann zuweilen in weniger als einer Stunde ihrer fünf bis sechs hundert tödten.

Diese Thiere, von denen die alten zuweilen so groß als kleine Rinder, die jungen aber wie Kälber und alle sehr fett sind, haben einen schweren Gang und wälzen sich nur über der Erde fort: denn auf ihren Füßen, die sehr kurz und wie Floßfedern gestalt sind, können sie nicht laufen, daher die Jäger Zeit genug haben sie anzuhalten und todt zu schlagen, wie ich bereits gesagt habe. Uebrigens bedienen sie sich ihrer Zähne zu ihrer Vertheidigung nicht, ob sie gleich von Natur sehr wohl damit versehen sind und einen ungemein dicken Kopf haben, der wie ein Kalbskopf aussiehet; sie machen nur ein schwaches, aber doch fürchterliches Geschrey. Diese Jagd ist so angenehm als nütz-

lich und erfordert keine sonderliche Kosten. Wenn man diese Thiere an Ort und Stelle gebracht hat, so wird das Fett daraus genommen und der Thran davon gekocht, welcher der beste zu brennen ist, und der auch am stärksten abgehet. Die Haut wird von den neuen Einwohnern so wohl als von den Wilden zu Schuhen gebrauchet; in Frankreich und an andern Orten werden auch Kisten damit beschlagen. Bey den alten Meerwölfen ist sie schwarz und weißgrau geflecket, bey den Jungen aber ganz weiß; das Haar darauf ist durchgehends sehr kurz. Was das Fleisch betrifft, so können diejenigen es genießen, die den Wildgeschmack lieben, aber es ist ein überaus schlechtes Essen, man mag es zubereiten wie man will.

Wir wollen sehen, was die Acadier am liebsten essen mögen, und worin ihre gewöhnliche Nahrung bestehe. Sie sind darin ziemlich eigen und beobachten eine gewisse Wahl in ihren Speisen, wiewohl es nicht allemahl die niedlichsten sind, deren sie sich bedienen. Nichts schmecket ihnen besser als der Speck, und ohne dessen überdrüßig zu werden, können sie ihn des Tages zweymahl essen; sie ziehen denselben den Rebhühnern und Kaninichen vor, die man dort häufig in den Wäldern findet, und die sie in der Absicht sie zu verkaufen schießen oder fangen. Ich befand mich dabey eben nicht übel; denn wenn dem einen etwas zuwieder ist, so ist der andere ein Liebhaber davon: die Rebhühner schienen mir von einem ganz unvergleichlichen Geschmacke zu seyn, und ich habe mir oft um einen wohl-

feilen

feilen Preis etwas damit zu gute gethan. Ich fand sie zuletzt weit besser als die Französischen; und ins besondere sind diejenigen, welche man aus Auvergne und Angoumois bekommt, nach meinem Geschmacke ihnen nicht gleich zu schätzen; und wenn ich bey einem Gastmahle unter diesen dreyen Arten die Wahl hätte, so würde ich den Acadischen gewiß den Vorzug geben. Aber indem ich von ihrer Güte so viel Rühmens mache, so muß ich auch zum Vortheile der andern gedenken, daß dieselben an äußerlicher Schönheit vieles voraus haben.

Eins ist noch für unsere Rebhühner anzuführen, nämlich daß sie das ganze Jahr hindurch gut sind, da hingegen die Acadischen mitten im Winter ihren Wildgeschmack gänzlich verlieren. Es ist dieses in der That Schade, zumahl sie weit köstlicher als unsere und auch wohl noch einmahl so groß sind. Die Farbe ihrer Federn verändern sie niemahls, sie mögen jung oder alt seyn; die Weibchen insonderheit bleiben immer ganz grau. Ein dunkeles Braun, das sich damit vermischet, macht sie noch etwas schöner. Ihr Schwanz ist ziemlich lang und siehet wie ein Fächer aus; er ist breit und ihnen daher nützlich um geschwinder zu fliegen, wiewohl die Natur sie auch mit guten Flügeln versehen hat. Ein Zopf dienet ihnen an statt eines kleinen Sonnenschirms, und ihre Füße sind mit weichen Pflaumfedern stark bewachsen. Die Männchen unterscheiden sich bloß dadurch von den Weibchen, daß sie um den Hals einen Ring haben. Derselbe ist ziemlich breit und flammicht,

wie die Farbe des Kropfes bey den Tauben zu seyn pfleget. Sie sitzen auf den Bäumen und schlagen mit den Flügeln wenn sie sich paaren wollen. Das Geräusch, welches sie dadurch verursachen, ist so stark, daß die Jäger, welche ihnen nachstellen, sie in der Ferne hören können. Wenn ein ganzes Volk beysammen ist und ihrer viele auf einem Baume sitzen, schießet man sie eines nach dem andern herunter, ohne daß der Knall die übrigen verjagen sollte. Wann die Erde ganz mit Schnee bedecket ist und sie keine kleine Saamenkörner mehr finden, so fressen sie nichts als die Knospen von den Bäumen, welches die Ursache ist, daß sie mager und unschmackhaft werden.

Wir müssen nun auch die Kaninichen beschreiben, weil sie doch eben so wie die Rebhühner von uns gesuchet werden. Aber ehe wir von ihnen zu reden anfangen, wollen wir sie zu Thieren von einer ganz andern Art machen; denn es sind ohnstreitig Hasen, wie ich beweisen will. Sie graben sich nicht in die Erde, sondern haben ihr Lager über derselben; sie werfen nicht mehr als zwey jungen, und ihr Fleisch ist auch schwarz, aus welchem allen sich genugsam schließen lässet, daß man sie zu der vorgemeldeten Art zählen müsse. Sie ändern wie die Fasanen ihre Farbe; denn im Winter sind sie weiß und im Sommer ganz grau. Woher rühret aber eine so sonderbare Verwandelung? Vielleicht von einer bloßen Einbildung, weil sie ein halb Jahr und darüber nichts als die überaus weiße Farbe des überall in den Wäldern liegenden Schnees zu

sehen

sehen bekommen. Aber nein, daher entstehet sie nicht, sonst müsten aus eben dem Grunde die Hasen zu der Zeit, wenn alles grünet, auch eine grüne Farbe haben. Soll ich allenfalls meine Meynung sagen, so glaube ich, daß hier die Kälte ihre größeste Kraft zeige und in das Haar aller dieser Thiere wirke, dessen zarte Röhren es zuletzt insgesammt verstopfet und den Zufluß seines Nahrungssaftes verhindert, durch welchen Mangel denn seine weiße Farbe entstehet. Dieser Satz ist daher richtig, weil dies Haar nur so lange weiß ist, als der Winter dauret, und dasselbe, so bald der die Natur wieder belebende Frühling die durch den Winter verstopfte Röhren erweitert, vermittelst der neuen eintretenden Säfte seine erste Farbe durchgehends wieder annimmt.

Diese Thiere litten während der strengen Winterszeit noch eine andere Veränderung, die mir sehr nahe gieng; die Tannenbäume dienten ihnen allein zur Nahrung und ihr Fleisch nahm einen so starken Geschmack davon an, daß es unmöglich war ihm denselben zu benehmen, man mogte es zurichten wie man wollte. Ich konnte es alsdann den Einwohnern nicht verdenken, daß sie dieselben nicht zu ihrer Speise gebrauchten; sie sind niemahls so gut als die Französischen Hasen; sie unterscheiden sich auch dadurch von ihnen, daß sie nicht so lange Ohren, und einen kürzeren Schwanz haben, auch überhaupt nicht so groß sind. Dieses aber kann ich diesen Leuten nicht zu gut halten, daß sie weder Kalb- noch Lammfleisch essen; man wird es nie auf

ihrer

ihrer Tafel sehen; sie lassen erstlich Rinder und Hämmel daraus werden. Den Kopf, die Füße, die Nieren und das Gekröse von diesen letzteren werfen sie den Schweinen, als ihrem zahlreichsten Viehe, vor, und selbst mit dem Eingeweide von den Ochsen gehen sie nicht anders um. Allein da das Schweinefleisch ihre liebste Speise ist, so nimmt es mich nicht Wunder, wenn ich sehe, daß sie diesen Thieren etwas zu fressen geben, das die Menschen sonst wohl essen mögen.

Sie halten die Erdschwämme für das stärkste Gift, und ich entschuldige sie in diesem Punkte, weil sie ihre Ursachen dazu hatten und es gewiß ist, daß dieselben manchem sehr übel bekommen sind. Allein ich kehrete mich daran nicht: sie schmecketen mir sehr gut, und ich aß mich ganz satt darin, ohne davon krank zu werden; ob mich gleich ein jeder mit einigem Mitleiden ansahe. Eben so wenig halten sie auch von dem Salate, bey welchem ich mich sehr gut befand.

Sie haben außer Artischocken und Spargel einen Ueberfluß von allerhand Küchengewächsen, die alle unvergleichlich sind. Man siehet ganze Felder mit Kopfkohl und Steckrüben bedecket, welche sie das ganze Jahr hindurch erhalten. Die Rüben thun sie in den Keller; dieselben sind saftig, süß wie Zucker und weit besser, als die man in Frankreich hat; sie essen dieselben auch, wie große Castanien, die man in der Asche braten läßt. Der Kohl bleibt, wenn er aufgezogen ist, auf dem Felde liegen, so daß der

Kopf

Kopf unterwärts und der Strumpf in die Höhe gekehret ist. Der Schnee, welcher ihn fünf bis sechs Fuß hoch bedecket, erhält ihn auf diese Weise, und daselbst hohlet man denselben so wie man ihn nöthig hat, nach und nach ab. Inzwischen pfleget man davon auch einen Vorrath in den Keller zu legen. Diese beyden Arten von Küchengewächsen werden allezeit in einem Topfe mit einander gekochet, und man bereitet davon sehr reichliche Suppen, die mit dicken Stücken Speck angefüllet sind. Vornehmlich aber wird viel Kohl verbrauchet; denn die Leute essen nichts als das Herz oder das innerste davon, das übrige ist für die Schweine als ihre einzige Nahrung zur Winterszeit bestimmet, und dieses fräßige Vieh, davon sie eine große Anzahl halten, läßet sich nicht mit wenigem abspeisen. Es giebt gewisse Inseln längst dem St. Johannesflusse, allwo ihre Fütterung den Sommer und zum Theil auch den Herbst hindurch nichts kostet, weil daselbst die Eichen und Büchen sehr häufig sind. Mit angehendem Frühlinge bringet man sieben oder acht trächtige Säue auf diese Inseln, daß sie dort ihre jungen werfen, die sich hernach mit den Früchten der gedachten Bäume mästen. Wenn der Winter eintritt, so hohlen sie dieselben nach Hause, und haben weiter keine Arbeit damit, als sie nur zu schlachten und einzupöckeln. Diese jungen Schweine schmecken unvergleichlich, wenn sie ein wenig in der Sülze gelegen haben; und wenn man rechte Spanferkel essen will, so muß man sich in dies Land begeben; denn sie sind ungemein niedlich. Es ist eine Lust

ihre Heerden anzusehen, wenn die rechte Zeit ist. Sie sind aber nicht so lang und so groß als in unserem Lande.

Das Rindfleisch ließe sich auch das ganze Jahr hindurch in der Pöckel halten; allein die Acadier sind nicht reich, und alle haben nicht das Vermögen sich auf diese Art zu versorgen. Einige, die sich besser als die andern stehen und zahlreiche Familien haben, schlachten zuweilen ein Rind und salzen es ein. Das größeste und fetteste kostet mit Haut und Haar nicht mehr als funfzig Franken und das Pfund zween Sols, welches der gesetzte Preis ist. Das Fleisch ist kostbar, nur ist es Schade, daß man es nicht allemahl frisch haben kann, weil nicht Menschen genug da sind um es so bald zu verzehren. Die Ochsen weiden in den Wäldern, wo sie allerhand Kräuter essen, die ihnen einen ganz unvergleichlichen Geschmack geben, und sie bleiben daselbst so lange, bis sie sich nicht mehr vor dem Stechen der Maringoinen oder Mücken retten können. Gemeiniglich werden sie zu Anfange des Winters geschlachtet und stückweise auf das ganze Jahr eingepöckelt. Weil ich mir nicht anders helfen konnte, so ließ ich auch einen nach Landes Gebrauche einsalzen, der meinen Factoren und mir bis auf den letzten Bissen überaus gut schmeckete. Zu Quebec, welches weiter als Port Royal in Norden lieget, kommt das Rindfleisch gar nicht ins Salz, sondern wird nur gleich, nachdem der Hausgenossen viel

sind

sind, in größere oder kleinere Stücke zerleget. Wenn diese rechtschaffen durchgefroren sind, thut man sie in Kisten, wo sie sich bis in den Maymonat auf diese Weise ohne aufzuthauen erhalten, und so lange kann man das Rindfleisch allezeit frisch genießen.

Die Hämmel sind dort ebenfalls besonders schön und so groß als diejenigen, welche man in Beauvais findet. Daneben kann man sie um einen billigen Preis haben, indem die allerschönsten, die ganz fett sind, nicht höher als zu acht Franken bezahlet werden; aber sie kommen nicht häufig zu Kaufe, weil man sie wegen der Wolle hält. Es sind dieselben eben wie die Ochsen insgemein nur im Herbste fett, weil auf den Hügeln, woselbst sie ihre einzige Weide finden können, wenig Kraut wächset. Kühe werden dort gar nicht geschlachtet, denn man hält gar zu viel von der Milch, und vielleicht machet dieses auch, daß die Einwohner kein Kalbfleisch essen; denn so bald man das Kalb von der Mutter wegnimmt, giebt sie keine Milch mehr, welches eine besondere Eigenschaft der Kühe in diesem Lande ist.

An Federviehe fehlet es hier nicht; aber es kommt einem wenig davon zu gute; denn die jungen Hühner werden für unsre Kaufleute aufgehoben. Wenn man solche zuweilen essen will, so verdrießt einen das viele Geld, das sie kosten.

Das Flügelwildpret ist hier zu gewissen Zeiten ziemlich häufig, und alsdenn kann man sich etwas zu gute thun. Die Jagd der Enten, Kriechenten, Trappen und Gänse ist ganz sonderbar wegen der List, die man brauchet ihnen anzukommen. Wenn man dies Wildpret von weitem auf dem Wasser gewahr wird, so nähert man sich dem Ufer, doch so das man sich wohlverstecket hält, und lässet einen wohlabgerichteten Spürhund immittelst in der Gegend hin und her laufen. Das Geflügel, welches den Hund herum hüpfen und allerhand Luftsprünge nach einem Stocke, den er ohne Unterlaß in die Höhe wirft, machen siehet, kommt ohne aufzufliegen immer näher zu ihm, um alle seine Gaukeleyen recht anzusehen. Dieser Hund verstehet seine Kunst dasselbe bey der Nase herumzuführen so gut, daß er es immer näher nach dem Hinterhalte locket, wo sich sein Herr verborgen hält, der zuletzt mit seinem Rohre darunter schießet. Und so verhält es sich mit der Jagd auf der Küste, davon ein jeder Hauswirth im Herbste so wohl als im Frühlinge so viel Federwild haben kann als er gebrauchet. Ja in einem Tage hat dort mancher einen größern Vorrath davon in seiner Strohhütte, als an vielen andern Orten gewisse Edelleute in einem ganzen Jahre in ihren adelichen Landhäusern aufweisen können.

In diesen rauhen Gegenden nähren sich sehr viel Leute vom Wildschießen. Im Winter und im

Sommer lässet sich da keines antreffen; die große Kälte vertreibet dasselbe, indem die Flüsse und Seen gefroren sind, daß es seine Nahrung nicht finden kann; und so bald die Sommerhitze ihren Anfang nimmt, so begiebt es sich anderswohin um zu hecken. Zum Unglücke fand man es da, wo ich war, so häufig nicht, und die Jagd ist auch in dieser Gegend mühsam und beschwerlich. Nur ein wilder oder wenigstens ein hiesiger Einwohner ist im Stande sich zu seinem Nutzen und Vergnügen damit zu beschäffti-gen. Man muß in den Morästen den Schlamm auf hohen und dicken Schuhen durchwaten, allwo man öfters, dem Wildprete nicht nahe genug kommen und keinen sichern Schuß thun kann. So groß sonst meine Neigung zur Jagd ist, so weiß ich doch meine Begierden zu mäßigen; ich machte mir zuletzt nichts mehr daraus, weil ich doch nur allezeit müde Beine bekam, aber niemahls etwas nach Hause brachte. Man wird einer Sache gar bald überdrüssig, die mit lauter Beschwerden und mit keinem Vortheile verknüpfet ist. Ich machte mir zwar die Hoffnung, daß ich meine Zeit zwischen den gewöhnlichen Geschäfften und der edlen Jagdlust würde vertheilen können. Allein zur Winterszeit kann man hier zu Lande wegen des häufigen und als hohe Berge liegenden Schnees nirgends fortkommen; des Sommers hingegen wird man von den abscheulichen Maringoinen erschrecklich geplaget.

Während vier Monaten, die sonst die schönste Jahrszeit ausmachen, lässet sich keine Seele auf dem freyen Felde sehen, weil man sich kaum in den Häusern bergen kann. Dies Ungezieser muß man durch Rauch vertreiben, wenn man Friede vor demselben haben will. Es ist so begierig nach Menschenblute, daß es mit seinem Stachel bis an die Knochen dringet und dasselbe beständig einsauget. Hätte ich mich einer so beschwerlichen Plage bloß stellen wollen, würde ich Gelegenheit genug gehabt haben, so wohl Hasen als Rebhühner in den Wäldern zu schießen. Allein es war mir allzu kostbar dieselben mit meinem Blute zu erkaufen.

Das beste Schießen ist in diesem Lande, wenn die Trappen Norden verlassen und haufenweise nach Süden ziehen, oder wenn sie aus Süden zurück kommen und sich wieder nach Norden wenden. Sie ziehen im Wintermonate durch diese Gegend und nehmen dadurch auch im Maymonate ihren Rückweg. Inzwischen erlegte ich nicht viel von diesem Wildprete; es war meines Erachtens Schade; denn die Trappen sind schön und beynahe eben so groß als Schwäne. In der Farbe kommen sie unsern wilden Gänsen bey, nur mit dem Unterscheide, daß sie einen violblauen Hals und an beyden Seiten des Kopfes weiße Flecken haben.

Zu der Zeit, wenn der Fisch streichet, denn alle-

zeit

zeit kann man ihn nicht habhaft werden, fänget man eine große Menge derselben, und den Einwohnern kommt dieses in Ansehung ihres Unterhalts sehr wohl zustatten. Sie verfahren dabey auf folgende Weise. Man verschlägt die Mündung der Bäche und Flüsse, in welche das Seewasser hinauf tritt, mit dicht an einander stehenden Pfählen. Bey hohem Wasser gehet der Fisch darüber und suchet den Schlamm in den Morästen. Wenn die See nun wieder stark gefallen ist und der Fisch merket, daß ihm das Wasser zu klein wird, so nimmt er seinen Gang mit der Ebbe zurück. Weil aber mittlerweile das Wasser schon so niedrig geworden ist, daß er nicht mehr über die Pfähle zurück kommen kann, so siehet er sich eingesperret und wird daselbst gefangen. Der erste Fisch, den man auf diese Weise fängt, und der sich im Frühlinge einfindet, ist eine Art von Aalraupen, die zwar nicht vollkommen so gut wie die Französischen sind, jedoch ihnen auch gar wenig nachgeben und sich überaus wohl essen lassen. Diesem folget der Halbfisch, womit die Flüsse ganz angefüllet sind. Er ist dort nicht besser als anderswo, inzwischen hat man doch immer frische Fische, und man könnte sich glücklich schätzen, wenn er sich auch zur Fastenzeit fangen ließe, da man lauter gesalzene Fische essen muß. Ich weiß, was ich ausgestanden habe, da alle meine Mahlzeiten in getrocknetem und gesalzenem Stockfische bestunden, den ich noch dazu mit Oele essen

muste, weil es an Butter fehlte. Man machet solche zwar im Lande, aber sie tauget nichts, und ein jeder Einwohner hebt deren nur einen sehr kleinen Vorrath für sich selbst auf, indem man lieber die Milch isset.

Hiernächst kommt der Gasparot, von dem man mehr fänget, als man verlanget, wenn er um in süßem Wasser zu laichen, die Bäche hinauf gehet. Er siehet wie eine Makrele aus, ist darin aber von ihr unterschieden, daß er weit kleiner und auch lange nicht so gut ist. Man leget ihn auf die Häuser, die ein bretternes Dach haben, um ihn in der Sonne zu trocknen.

Darauf folgt die Else, welche in so großer Menge gefangen wird, daß über die Hälfte davon nicht gebraucht wird. So lange sie sich hält, wird sie frisch gegessen, und man salzet so viel davon ein, als man nöthig hat. Ein jeder füllet damit ganze Fäßer an, aber dieser Fisch ist so fett, daß er sich nicht allemahl gar zu gut im Salze hält. Ich weiß nicht, wovon er in diesem Lande leben mag, aber dies habe ich erfahren, daß einer von meinen Factoren, der frisch davon gegessen hatte, sich fast das Herz aus dem Leibe brach; der andere ward sehr krank davon, und mir selbst bekam er auch nicht allzuwohl. Allem Ansehen nach war er unserer Natur zuwieder, und wir überließen ihn den Einwohnern, welche sich recht gut dabey befanden.

Der Stöhr, die Barbe, der Aal und die Sardelle sind hier ebenfalls ganz gemein. Ich weiß nicht, ob die Barbe in Frankreich bekannt ist, und will daher allenfalls eine Beschreibung davon geben: sie siehet wie ein Hecht aus und wird auch eben so groß, sie hat auch gleichwie jener, ein sehr weißes und festes Fleisch; und wenn sie mit den Brühen zugerichtet wurde, womit der Hecht am besten zu schmecken pflegt, so fand ich sie allezeit niedlicher.

Die Forelle und der Lachs sind auch an einigen Orten in großer Menge anzutreffen, aber ich sahe zu Port Royal niemahls ein Stück davon auf dem Roste gebraten. Auf einer Reise, die ich nach der Festung am St. Johannisflusse that, wovon unten eine Beschreibung vorkommen wird, aß ich so viel davon, daß ich bald einen Eckel davor bekam. Allein den Stöhr würde ich mir dort niemahls zuwieder gegessen haben, wenn er mit einer solchen Brühe, als womit man fricaßirte junge Hühner zubereitet, zugerichtet gewesen wäre.

Wenn der Fang aller dieser Fische den Einwohnern so großen Nutzen schaffet, so ist er den Wilden nicht weniger vortheilhaft, denn hätten dieselben keine Fische, so würden sie oft hungern müssen, indem sie nicht allemahl frisches oder gedürretes Fleisch haben. Von diesen in das äußerste Elend gerathenen Völkern ist bereits der größeste Theil umgekommen, nnd der Rest wird es auch

nicht lange machen, wofern sich die Vorsicht ihrer nicht ganz besonders annimmt. Diese armseligen Waldbürger führen sich inzwischen als rechtschaffene Unterthanen ihres Königs auf; sie vertheidigen seine Länder auf das allerbeste, wenn der benachbarte Feind einen Eingriff in seine Rechte zu thun sich unterstehet.

Allein hier ist noch nicht der Ort die Lebensart dieser Leute zu bescheeiben. Ich wende mich also wieder zu der fernern Betrachtung der übrigen Lebensmittel der Acadier. Sie haben viele Aepfel von allerhand Arten, welche sie in ihren Kellern sorgfältig verwahren, um den Winter hindurch davon zu essen; allein ich muste mich zum höchsten verwundern, daß ich gar keine davon kannte, so ein guter Normann ich auch bin. Ich untersuchte, dieselben mit allem Fleiße und ward doch nicht klüger, als ich vorhin gewesen war. Allem Ansehen nach kamen sie ihrem wilden Lande ein wenig gleich. Aber ich muß doch auch sagen, was die reine Wahrheit ist: ich hatte einen Vorrath von schönen Calvillen, deren ich mich zu einer so angenehmen als nützlichen Erfrischung zu bedienen wuste. Ich erhielte dieselben im Keller bis Ostern, und ohne dieselben würde ich in der Fastenzeit schlechte Mahlzeiten gehalten haben, da ich nichts als Holländischen Käse mitgebracht hatte.

Es wachsen dort viel andere Früchte, welche ich aber nicht zu zählen, vielweniger ihre Eigenschaften zu beschrei-

schreiben vermögend bin. Ich will nur der wilden Maulbeeren, die weit köstlicher als die sind, welche auf unsern Bäumen wachsen, und der Himbeeren, davon die Wälder einen Ueberfluß haben, allhier gedenken; die Erdbeeren sind überall auf den Feldern sehr häufig anzutreffen, und man kann sie mit einem Zucker, den das Land hervorbringet, genießen. An statt des Rohrs, dessen hohle Gänge sonst den weißen Zucker, den wir aus den fernesten Ländern erhalten, von sich geben, hat die Natur aus sonderbarer Vorsorge für die Acadier denselben hier den wilden Feigenbäumen eingeflößet. Zu Anfange des Frühjahres quillet aus ihrer Rinde ein zuckersüßer Saft heraus, den die Einwohner in einer jeden Landschaft mit großer Sorgfalt auffangen. Dieses Getränke schiene mir gut zu seyn, und ich schluckete es bey vollen Gläsern herunter; es fehlete nichts als Citronen, so hätte man eine Limonade damit machen können.

Um diesen süßen Saft, der so klar als Felswasser ist, aufzufangen, hauet man mit einem Beile ein ziemlich tiefes Loch in den Baum in der Gestalt eines Troges, und Ritzen in die Rinde, welche auf dieses Loch zu gehen, damit das hervorquillende Wasser hinein laufen könne. Wenn dasselbe voll ist, welches gar geschwinde geschiehet, indem der Saft eben zu der Zeit am häufigsten ist, so läuft das Wasser durch eine kleine hölzerne Rinne, die an dem Rande

de des Troges gemachet ist, in ein unten an dem Baume stehendes Gefäß. Auf eben die Art verfähret man mit verschiedenen Bäumen auf einmahl, so daß daraus eine große Menge Saft gezogen wird, den man hernach alle Tage, so lange sie laufen, abzuholen pflegt. Man lässet ihn hierauf in einem großen Kessel ganz trocken einkochen, da er sich denn nach und nach vermindert, bis er endlich zu einem Syrup und zuletzt zu einem braunrothen Zucker wird, der sehr gut ist.

Ich komme auf die Vögel. Den lieblichen Gesang der Nachtigallen empfinden die Ohren der dortigen Einwohner nicht; die Meise, der Häher, der Rabe und die Krähe waren in diesen wilden Gegenden die einzigen, die ich kannte. Es giebt etliche, deren wilder Gesang in der That überaus anmuthig ist, und sonst eine große Menge anderer, die wir in **Frankreich** nicht haben, und deren mannichfaltiges Gefieder schön anzusehen ist; sie werden nach ihren Farben, der graue Vogel, der grüne Vogel, der gelbe Vogel, u. s. w. benennet. Anbelangend die See- Fluß- und Morast-Vögel, als Enten, Kriechenten, alle Taucher, die zu **Paris** unter dem Namen der Macreuses gegessen werden und es doch wirklich nicht sind, Seelerchen, Bachstelzen, Brachvögel, Haarschnepfen und tausend andere, womit die Buden unserer Gastwirthe ausgezieret sind, alle diese finden sich dort im Ueberflusse.

Man

Man trifft auch daselbst Amseln an, die so wie unsere gestaltet sind, außer daß ihr Bauch isabell färbig ist, welches ihnen ein schöneres Ansehen giebet. Sie sind eine Art von Zugvögeln, denn zu Anfang des Winters ziehen sie fort, und wenn der Frühling eintritt, kommen sie speckfett wieder. Der Schnee lieget noch gewaltig dicke, wenn dieselben aus der Ferne und vielleicht über die See zurück kommen. Ich wundere mich daher, daß sie so fett sind, und begreife nicht, was sie auf der Erde oder in der Luft für Nahrung finden können. Mit ihnen beschloß ich meine Fasten, jedoch nicht eher als am Ostertage, um niemanden einiges Aergerniß zu geben, und sie schmeckten mir überaus gut, wenn sie auf dem Roste gebraten waren.

Die schönsten Vögel, die ich hier zu Lande gesehen habe, sind die Baumenten, denen man solchen Namen giebt, weil sie sich auf die Bäume setzen: es kann nichts schöners, noch irgend eine feinere Mischung gefunden werden, wie die unendliche Mannichfaltigkeit der lebhaftesten Farben ist, daraus ihr Gefieder bestehet. Aber hierüber verwunderte ich mich nicht so sehr, als da ich sahe, wie sie sich auf Tannen, auf Büchen, auf Eichen setzeten, und wie sie in einem dergleichen hohlen Baume ihre jungen ausbrüteten, welche von ihnen groß gezogen werden, bis sie im Stande sind auszufliegen und zufolge ihrer natürlichen Neigung mit den Alten ihre Nahrung auf dem Wasser zu suchen. Sie sind von den gemeinen Enten sehr unter-

terschieden, welche man die schwarzen nennet, wie dieselben denn auch in der That beynahe diese Farbe haben, ohne so bunt wie unsere zu seyn: die Baumenten sind feiner von Leibe, und auch weit niedlicher zu essen.

Der Adler ist in hiesigen Gegenden sehr gemein: dieser König der Vögel bauet sich ein überaus großes Nest in dem Gehölze. Wer dasselbe weiß, begiebt sich dahin: man findet am Fuße des Baumes allerhand Schnabelweide in solcher Menge, daß sich wenigstens zwo Familien davon satt essen können. Man untersteht sich aber nicht ihm seine Jungen, wie bey anderen Vögeln geschiehet, auszunehmen; kein Mensch hat das Herz solches zu thun; denn er würde gewiß von den Alten in Stücken zerrissen werden.

Dagegen kann man den Schwänen, Trappen, Gänsen und tausend andern dergleichen Vögeln sicher ihre Eyer nehmen. Zu der Zeit wenn sich alle Thiere und zuerst die Vögel zu paaren pflegen, ziehen die obgedachten um ihre Nester zu bauen, auf eine Insel, welche man aus der Ursache die **Vögelinsel** nennet. Wenn man nun ohngefähr weiß, daß sie geleget haben, begiebt man sich in ganzen Gesellschaften dahin, um ihre Eyer abzuholen. Die Vögel, die durch die Gegenwart so vieler auf der Insel umher laufenden Menschen unruhig und schüchtern geworden sind, fliegen unter heftigem Geschrey, ein jeder nach seiner Weise, von ihren Nestern auf und machen in der

der Luft durch ihre unzählbare Menge ein so dickes Gewölke, daß es auf der ganzen Insel dunkel wird; ja man saget gar, daß der Himmel nicht zu sehen ist. Während daß die Vögel in einer so großen Bewegung sind, fliegen sie immer gegen die Verstörer ihres Geschlechtes zu, gleich als wenn sie dieselben angreifen wollten, und kommen ihnen so nahe, daß man, wenn man wollte, sie gar mit Stöcken todtschlagen könnte; allein weil die Leute sich bloß wegen der Eyer dahin begeben, so sammlen sie alle, welche sie finden, zusammen, bis ihre Kähne voll sind, und fahren damit nach Hause. Hiedurch bekommen sie auf eine lange Zeit ihren Unterhalt, und diese Eyer sind besser als Hühnereyer. Bisweilen fahren sie mehr denn einmahl nach dieser Insel hinüber, und dem ohngeachtet wird daselbst noch eine überaus große Menge Vögel ausgehecket.

Wir wollen jetzo von kleinen Vögeln reden, deren Eyer solche Entwendung nicht befürchten dürfen, weil sie nicht größer als Hanfkörner sind; dies sind die Eyer der Colibris oder Fliegenvögel, welche die schönsten in der Welt und deren Farben so lebhaft sind, daß es scheint, als ob sie in gewissen Stellungen, und vornehmlich die Männchen unter der Kehle, Feuerstrahlen von sich schössen. Man kann sich nichts so mannichfaltiges und zugleich so glänzendes als diese Farben vorstellen. Es lassen sich aber diese Vögel nur zu der Zeit im Jahre sehen,

wenn

wenn es Blumen giebet, denn sie fliegen gleichwie die Bienen von einer zur anderen um so wohl aus den bleichen als den röthlichen den süßen Saft zu saugen. Alle diese verschiedene Bewegungen verrichten sie mit der äußersten Geschwindigkeit; kein anderer Vogel ist ihnen darin gleich, und kaum siehet man sie, wenn sie durch die Luft streichen. Eben solche Behendigkeit zeigen sie auch in allem, was sie thun: sie lassen sich z. E. nicht auf die Blumen nieder, um den in ihren zarten Röhren verborgenen Honigsaft aus zu saugen; sondern sie schwingen nur ihre Flügel unaufhörlich und mit solcher Geschwindigkeit rund um die Blume herum, daß es nicht auszusprechen ist. Die Art, wie die Natur, die weise Werkmeisterinn, den Schnabel und die Zunge dieser kleinen Vögel gebildet hat, ist billig zu bewundern. Ihr schwarzer und dünner, spitziger und fast ganz gerader Schnabel hat einen Finger breit in der Länge, und ihre zarte gespaltene Zunge ist wohl noch einmahl so lang. Indem sie nun dieselbe in eine Blume stecken und beständig bewegen, füllen sie solche mit der in einem jeden Blumenkelche enthaltenen Süßigkeit an. Dieser Saft wird hernach vermittelst einer der Zunge eigenen natürlichen Kraft in ihren kleinen Magen geführet, und er macht ihre einzige Nahrung aus. Sie haben einen hellgrauen Bauch, einen silbergrünen Rücken und einen schwarzen weiß durchflammten Schwanz; ihre schwarzen Flügel und Füße schicken sich vollkommen zu ihrem

rem

rem kleinen Körper, der nicht dicker als die Spitze eines Fingers von einem Kinde ist.

In Betrachtung dieser kleinen Vögel will ich auch eine Beschreibung von gewissen kleinen Thieren geben, die in ihrer Art eben so schön genannt werden können. Es sind fliegende Eichhörnchen, welche ohne Flügel mit Werkzeugen, denen die Natur eine besondere bewegende Kraft beygeleget hat, ihren Flug verrichten. Zwo breite und ebene knorpelichte Häute oder Verlängerungen des Felles an den Seiten, schließen so wohl hinter als vorne an den Knien ihrer Pfoten zierlich an. Wenn die Eichhörnchen diese Häute ausdehnen, schweben sie damit in der Luft; und wenn sie dieselben nur ein wenig bewegen, im Fall sie von einem Baume zum andern wollen, so schießen sie wie ein Blitz hinüber. Ihre Geschwindigkeit ist bewundernswürdig; unsere thun weder so behende noch so weite Luftsprünge; da hingegen diese auf dreyßig Schritte und allenfalls noch wohl weiter fliegen würden. Es findet sich auch dieser Unterscheid unter ihnen: die Eichhörnchen in Neu-Frankreich sind ganz weiß unter dem Bauche, und auf dem Rücken ganz grau, und überdies nur halb so groß wie unsere.

Nachdem ich nunmehro von den Sitten und Geschäfften der Colonisten in Acadien und von allem, was das Land hervorbringet, Meldung gethan habe, so ist es Zeit, daß ich zur Beschreibung der Wilden schreite. Wir

wol-

wollen sie demnach mitten in den größesten Wäldern aufsuchen und von den verschiedenen Verrichtungen reden, zu welchen ihr hartes Verhängniß sie bestimmet hat.

Beschreibung der Wilden.

Die Jagd ist die Hauptbeschäfftigung der Wilden. Sie müssen sich, so lieb ihnen ihr Leben ist, darauf legen; und wenn sie zuweilen unglücklicher Weise nichts antreffen, so ist es sehr möglich, daß sie vor Hunger sterben. Jedoch halten sie denselben sehr lange aus, weil sie schon dazu gewöhnet sind; es scheinet, es habe die Vorsicht, die ihnen zu ihrem Leben nur gar wenig beschieden hat, auf andere Weise für dieselbe sorgen und sie mit einer so starken Natur versehen wollen, daß sie nicht leicht ihre Kräfte verlieren. Zuweilen leben sie acht Tage und länger ohne Speise; Wasser aber haben sie immer zum Trinken, womit sie sich einigermaßen erhalten. Da gedenket nun dies armselige Volk an ihre vorigen Gastmahle zurück. Denn wann sie ein wildes Thier erleget haben, so thun sie sich dabey was rechtschaffenes zu gute, und in der Hungersnoth muß ihnen nothwendig das Maul darnach wässern.

Um jetzo ihre Thaten auf der Jagd zu erzählen, will ich mit einem gewissen Streiche den Anfang machen, darüber ich erstaunte, und welcher vielleicht diejenigen, welche ihn lesen werden, in nicht geringere Verwunderung

setzen wird. Ein Wilder gieng mit seinen Gefährten auf die Jagd. Da er auf ein Stück Eis kam, womit der Winter einen großen See beleget hatte, blieb er auf einmahl still stehen, zog mit den Naselöchern die ihn umgebende kalte Luft an sich und sagete zu dem ihm folgenden Haufen: ich spüre einen Bären, er ist auf jenen Hügeln. Es war über eine Viertelmeile weit davon, wo er den Ort angab; seine Gesellschaft verwunderte sich höchstens darüber; allein er führete sie endlich unter dem Winde so gerade darauf zu, daß man wirklich daselbst das Thier in seinem Loche antraf. So bald es sich von ihnen umzingelt sahe, wollte es sein Leben durch die Flucht retten; allein ein mörderisches Stück Bley hemmete dessen fernern Lauf, und endigte sein Schicksal. Solchergestalt kam dieser Bär, welcher dort auf ein halbes Jahr seine Herberge haben sollte, um sein Leben.

So bald der Winter, der in diesen Gegenden frühzeitig anfänget, eingetreten ist, bauet sich dieses Thier ein Lager in der Erde, und bedecket dasselbe mit vielen stark belaubten Tannenzweigen um sich dadurch bis zu dem Frühlinge vor dem Schnee zu verwahren, welcher sehr spät schmilzt und so denn das Thier seine unterirdische Wohnung zu verlassen nöthiget. Ich mögte wohl wissen, wovon sich der Bär in seinem Lager den langwierigen Winter hindurch ernährete. Ein jeder saget, daß er seine Tatzen lecket, und daß ihm der darin befindliche Saft seinen Unterhalt giebet. Ich lasse es dahin gestellet seyn, was jemand davon glau-

ben will, und sage nur, daß er gemeiniglich fetter wieder aus seinem Lager kommt, als er hinein gegangen ist. Wenn der Wilde ihn erlegt hat, so ziehet er ihm die Haut ab, welche ihm im Winter statt eines Pelzes dienet, und verzehret das Fleisch, welches sehr gut seyn soll.

Das Elend läßt sich bey weitem nicht so leicht ankommen, und man muß demselben zween bis drey Tage lang in den Wäldern nachsetzen. Dies Thier bleibet lange an einem Orte, und erwählet eine fruchtbare Gegend zu seinem Aufenthalte, allwo es von einem gewissen Baume, der mit seinem Namen benennet wird, seinen Unterhalt hat. Seine Wohnung wird durch die abgefressenen Zweige entdecket, und von derselben würde er sich in der kalten Jahreszeit nicht entfernen, wenn der Jäger dasselbe nicht in seiner Ruhe störete und es verfolgte. Man folget seiner Spur auf dem Schnee, wie man es in Frankreich mit den Hasen zu machen pfleget. Wenn es einmahl aufgetrieben ist, so ruhet es niemahls, sondern läuft Tag und Nacht fort, bis es nicht weiter kann. Dies macht dem Jäger ein rechtes Stück Arbeit, welcher dasselbe in den Wäldern immer verfolget, die er oft, weil sie dicht zugewachsen sind, zu seinem Verdrusse nicht so geschwinde, als er gerne wollte, durchstreichen kann. Daneben hindern ihn die haufenweise niedergefallene abständige Bäume, deren Aeste die grünen zugleich mit herunter reißen, so, daß er keine geschwinde Schritte zu thun vermögend ist. Das große und starke Elend kommt ihm sehr weit zuvor, und suchet durch die

Flucht

Flucht den sichersten Ort zu seiner Rettung zu gewinnen. Der Schnee lieget hin und wieder vier bis fünf Schuhe hoch, und der eifrige Jäger, der dem Thiere mit möglichster Eile nachsetzet, holet es nicht eher ein, als bis es ganz ohnmächtig wird. Alsdenn stehet es still, und weil es weiter an kein Entfliehen gedenket, so kommt ihm der Jäger über den Hals und giebt ihm mit seinem Rohre oder Degen den Rest.

Dieses ist der beste Fang, den die Wilden thun können; das Fleisch davon essen sie frisch oder gedörret, und es ist in der That sehr gut. Wenn es wohl gedörret ist, so könnten sie es das ganze Jahr hindurch erhalten; allein sie können ihre Fräßigkeit nicht mäßigen und pflegen nicht eher zu ruhen, als bis es völlig verzehret ist. Das Fleisch von der Schnautze und von der Zunge ist überaus niedlich, und der beste Leckerbissen an diesem Thiere, welches sonst so groß wie ein Maulesel aus Auvergne ist und ein Geweihe auf dem Haupte führet, womit es sich aber gegen die Wilden, die es verfolgen, nicht zu wehren pfleget. Sie bereiten seine Haut, deren Gebrauch bekannt genug ist, und welche sie gut zu verkaufen wissen. Dieses Thier ist der fallenden Sucht gar sehr unterworfen; doch hat die gütige Natur demselben in seinen gespaltenen Klauen ein Hülfsmittel dagegen angewiesen. Es kratzet sich den Kopf, wenn es davon befallen wird, und entlediget sich dadurch des Uebels. Dies wird davon erzählet, und daher kommt es vielleicht, daß man in der Arzneykunst solche Begriffe von der Elendsklaue

hat und dieselbe als ein Mittel wider die fallende Sucht gebrauchet. Aber es giebt noch mehrere Thiere als dieses, von denen die Arzneywissenschaft die Kunst andere Krankheiten zu heilen erlernet hat.

Dem Caribu oder Rennthiere können die Wilden mit leichterer Mühe beykommen; sie erreichen ihren Zweck ohne daß sie nöthig haben ihm nachzujagen; und sie würden dadurch auch nichts ausrichten. Dies ist eine Art von Hirschen, die allzu geschickt zum Laufen ist und gar zu lange aushalten kann. Man lauret ihm demnach in einem Hinterhalte auf, woselbst es sich nichts böses versiehet und schießt es mit dem Feuerrohre. Der Wilde, dem nicht leicht vor etwas eckelt, bedienet sich dessen auch zu seiner Nahrung; und aus der kahlen Haut machet er sich seine Sommerkleidung. Man pflegt die Häute auch zu bereiten, allein dieses Fellwerk wird gar selten gesuchet, ob es gleich eine überaus feine Narbe hat und sehr lange hält, wofern es gut zurecht gemacht ist. Vielleicht wird es noch einmahl in stärkere Aufnahme kommen; wenn man seine Güte erstlich besser kennen lernet. Meines Theils weiß ich aus der Erfahrung, daß nichts sanfter und schöner ist die Hosen zu futtern.

Die Biberjagd bringet den Wilden das meiste ein, ob schon ihr Preis seit einiger Zeit gar sehr gefallen ist. Man schießet sie, wenn sie aus dem Wasser hervorkommen, gleichwie man es mit den Kaninichen machet, wenn sie aus der Erde kriechen, indem man bey ihren Löchern auf sie lauret; ja sie pflegen sich auch wohl selbst in den ihnen ge-

legten Fallstricken zu fangen. Sie lassen sich erst sehen, wenn die Sonne bald untergehen will. Man muß sich ihnen ganz leise nähern; es ist sehr schwer sie zu beschleichen; denn sie haben ein so feines Gehör, daß sie sich bey dem geringsten Geräusche, welches sie vernehmen, alsobald untertauchen; und wenn sie aus Schrecken tief in das Wasser herunter gegangen sind, so währet es sehr lange, bis sie wieder herauf kommen, und solches geschiehet überdies allemahl sehr weit von dem Orte, wo sie scheu geworden sind. Ehe sie sich untertauchen, schlagen sie mit ihrem Schwanze auf das Wasser und machen einen so gewaltigen Lärmen, daß man es über eine halbe Meile weit höret; und dieses ist eine Warnung für die andern, welche darauf ebenfalls in aller Geschwindigkeit zurücke flüchten. Sie haben einen ganz sonderbaren Schwanz, welcher ungefähr anderthalb Schuhe, jedoch nach ihrer Größe bald mehr bald weniger lang und dabey platt und wie ein Racket gestaltet ist; es befindet sich gar kein Haar darauf, und die Haut, welche ihn bedeckt, scheinet schuppicht zu seyn; das Fleisch daran ist überaus gut, ob es gleich nichts anders als ein Gewebe von Schmeere und Sehnen ist, die ihm solche Stärke geben, daß er mit dem Schlagen auf das Wasser ein so großes Geräusche machen kann. Wenn der Sinn des Gehörs bey ihnen stark ist, so ist wenigstens ihr Geruch eben so fein; sie riechen einen Kahn bloß an der Spur, die er auf dem Wasser, wo er hindurch gegangen ist, nach sich gelassen hat. So bald sie nur die Witterung davon bekommen, schießen

sie unter das Wasser, oder nehmen die Flucht um sich zu verstecken, und die Wilden mögen so lange auf sie lauren als sie wollen, so werden sie sich doch nicht wieder sehen lassen. Woferne sie auch ein so gutes Gesicht hätten; so könnten sie ihres Lebens weit sicherer seyn; allein sie sehen nur, wie die Hasen, von der Seite, und haben ganz kleine Augen. Zuweilen gehen sie so gar, weil sie nicht vor sich sehen können, dem Schusse, der ihnen das Leben nimmt, gerade entgegen. Wenn man sie auf dem Wasser schießet, muß man sehr geschwinde dahinter her seyn, um sie heraus zu holen; denn gleichwie sie sich untertauchen, so lange sie leben also gehen sie auch zu Grunde, wenn sie todt sind. Die Art dieselben mit Schlingen zu fangen ist die sicherste und zugleich die wohlfeilste; denn die Lockspeise, die man dazu brauchet, und die nichts anders ist, als ein Stück Espenrinde, welche sie am allerliebsten mögen, kostet nicht so viel, als das Pulver und Bley, das man zum Schießen nöthig hat. Man bedienet sich auch noch eines andern Mittels sie zu fangen. Wenn zur Winterszeit das Wasser, wo sie ihre Hütten haben, mit Eise beleget ist, und sie sich daselbst vor den Anfällen der Jäger ganz gesichert achten; so begiebt man sich auf das Eis und zerhauet ihre Hütten mit einem Beile. Sie sehen sich genöthigt dieselben zu verlassen und fliehen an die Ufer des Sees, um sich daselbst zwischen dem Eise und der Erde, auf welche sie sich mit dem Bauche legen, zu verstecken. Allein sie bemühen sich vergebens auf diese Weise ihrem Tode zu ent-

gehen

gehen: die Jäger lassen ihre Hunde rund um den See nachspüren, und diese haben eine so gute Nase, daß sie ihren Aufenthalt unfehlbar ausfindig machen, bey welchem sie, um ihn zu bezeichnen, stille stehen bleiben. Hierauf hauet man das Eis mit der Axt auf; die Biber, welches höchst zu bewundern ist, fliehen nicht wie sonst vor dem Getöse, das daselbst gemachet wird. Wenn man nun die Oeffnung gemacht hat, so zeigen sich die Thiere; man ziehet dieselben bey dem Schwanze heraus und schläget ihnen mit dem Beile den Kopf ein.

Anjetzo wollen wir auch die Hütte der Biber beschreiben und zeigen, daß sie solche mit eben so vieler Geschicklichkeit, als die Menschen ihre Häuser, bauen. Insgemein machen sie dieselben, wenn sie sich gepaaret haben, und ihre Jungen werfen wollen. Die Stelle dazu erwählen sie allezeit im Wasser, ohne daß ein Tropfen inwendig hinein dringen kann. Diese Hütte siehet wie ein Backofen aus, und das Gewölbe ist immer außer dem Wasser. Zu dem Bau wird nichts als Leimerde und grünes Holz genommen; aber die Geschicklichkeit, womit sie diesen Bauzeug zu gebrauchen wissen, ist ganz bewundernswürdig. Das Holz machet die Grundlage dieses Wassergebäudes aus; von der künstlich darauf gesetzten Erde wird der obere Theil und die eigentliche Wohnung verfertiget. Es mögen die Bäume, welche sie dazu bestimmen, groß oder klein seyn, so gebrauchen sie bloß ihre Vorderzähne, die wie Kaninichenzähne gestalt sind, um dieselben zu fällen: sie nagen

solche unten am Stamme rund herum allmählig ab, und wissen es so genau abzupassen, daß selbige allemahl nach der Seite fallen müssen, wohin sie wollen, damit sie dieselben mit leichterer Mühe an den zu ihrem Neste ausersehenen Ort schleppen können. Vermittelst eben der Zähne, womit sie die Bäume fällen, sondern sie auch die Zweige davon ab. Sie ziehen die Stämme sodann von dem Ufer fort, und richten dieselben in dem Wasser in einem Haufen und in der Ründe dergestalt auf, daß der eine nicht höher als der andere stehet. Die Art, und Weise, wie sie dieselben fortbringen, ist sehr mühsam; denn wenn sie solche fortschleppen, so liegen sie ihnen in der Länge auf dem Rücken, und was man am meisten dabey bewundern muß, ist dieses, daß die Bäume zuweilen so dick als ein Mensch und drey bis viermahl länger sind. Sie fangen es aber auf diese Weise an; sie fassen die Bäume an dem einen Ende mit ihren Zähnen, heben dieselbe in die Höhe, indem sie den Kopf nach der Schulter, womit sie tragen, drehen und rücken endlich mit dem ganzen Leibe darunter, um der Last desto besser gewachsen zu seyn. Es lässet sich dieses nicht so leicht erklären, und noch vielweniger begreifen; indessen verhält es sich doch in der That damit also.

In Ansehung der Leimerde verfahren sie auf eine andere Art: sie fassen und tragen dieselbe zwischen ihren Vorderpfoten, und gehen also auf den Hinterbeinen. Die erste Lage davon kommt oben auf die wie Pfähle gepflanzte Bäume, welche sie mit ihrem Schwanze stark stampfen; und dieses ist der Boden der Wohnung, an dessen einem Ran

de sie eine Oeffung zum ein = und ausgehen lassen, woran das Wasser unaufhörlich schläget, ohne hinein zu dringen. Sie fahren mit dieser Arbeit fort, und führen über diesen Boden ein kleines rundes Dach auf, welches so breit als die Grundlage und drey bis vier Schuhe hoch ist.

Nachdem sie nun ihre Wohnung mit solcher Sorgfalt gebauet haben, so nimmt jeder seinen Platz ein, ohne daß sie jemahls einander verlassen, es sey denn daß einer von ihnen beyden sterbe. Man sagt, daß diese besondere Treue auch so gar nach dem Tode des einen fortdaure, und daß, wenn z. E. das Männchen seine Gattinn verlöre, es sich wie die Turteltauben mit keiner neuen paare. Sie ziehen ihre Jungen gut auf, deren insgemein nicht mehr als zwey oder drey sind, und die sie im Frühjahre zu werfen pflegen. Sie leben in gutem Vernehmen zusammen, bis daß die Alten sich wieder paaren wollen; Alsdenn jagen sie die jungen fort, um allein zu seyn, wenn sie wieder andere zeugen wollen. Sie beweisen also eine Zucht, die kein Thier mit ihnen gemein hat, indem sie ihre Wollust vergnügen ohne daß jemand Zeuge davon sey. Ihre Jungen folgen ihrem Beyspiele, als von denen sich die Männchen und Weibchen alsdenn auch paaren.

Wenn bey der großen Hitze im Sommer das Wasser in den Seen und Flüssen, wo sie ihre Häuser haben, zu fallen anfängt, so machen sie vermittelst gewisser seinen Ablauf hemmender Dämme, daß es in seiner Höhe bleibet. Und dieses thun sie zu dem Ende, daß das Wasser allezeit

bis an die Oeffnung, welche, wie ich bemerket habe, an der Grundlage ihres Hauses ist, reiche, indem sie sich gern wenn es ihnen beliebet, ohne herausgehen zu dürfen, den Hintern naß machen wollen. Diese Dämme sind so eingerichtet, daß das Wasser niemahls weder höher noch niedriger ist, als es seyn soll, und es ist ein so erstaunendes Werk, daß man das Gebäude und die Bauart desselben nicht genugsam betrachten kann. Alle Biber, die dort ihre Häuser haben, versammlen sich zu solcher Arbeit; sie fällen in der Nacht allerhand Bäume und tragen dieselben, wie ich angezeiget habe, weg. Ein alter Biber, wie es die Jäger insgesammt bemerket haben, führet bey diesem mühsamen Werke die Aufsicht und weiset die jüngern an, bis es zu Stande gebracht ist. Wenn etwa einer aus Bosheit seine Kräfte nicht anstrecken will, so lassen die andern ihre Arbeit liegen; sie fallen auf denselben und strafen ihn mit Schlägen ab. Es wird unter ihnen Recht und Billigkeit überall beobachtet: wenn die stärkeren bey einem Stücke Holz sind und gewahr werden, daß die schwächern unter der Last, welche sie tragen, ermüden, so werden einige von den Starken dadurch zum Mitleiden beweget, und kommen ihnen zu Hülfe.

Wenn man ihr Betragen in diesem Stücke bewundern muß, so kann ich die Geschicklichkeit nicht genugsam loben, mit welcher sie alles Holz, das sie gebrauchen, zu ihrem Zwecke anzuwenden wissen. Die Stämme und Aeste, die zwischen den Pfählen, durch einander geflochten

sind

sind, und wodurch das Wasser aufgehalten wird, machen ein Werk aus, das man sich nicht vorstellen kann, wofern man es nicht selbst gesehen hat. Man darf sich nicht einbilden, als ob es bloß kleine Flüsse wären, worin die Biber dergleichen Dämme machen; sie sind zuweilen nicht viel schmaler als die Seine ist. Die Wilden werden oft mit ihren von Baumrinde gemachten Kähnen durch diese Dämme aufgehalten. Um sich nun eine freye Fahrt zu verschaffen und den Wall, der ihnen im Wege ist, zu zernichten, müssen sie öfters zween Tage und darüber mit ihren Beilen arbeiten. Wenn die Oeffnung gemacht ist und ein jeder seinen Weg fortsetzet, so kommen die Biber gleich die Nacht und hemmen den Abfluß des Wassers von neuem. Diejenigen, welche durch ihre Bemühungen diese Werke zu Stande gebracht haben, leiden nicht, daß sich andre in ihrem Bezirke niederlassen; sie machen ein Bündniß wieder dieselben und bekriegen sie mit solcher Heftigkeit, daß diese genöthiget werden sich anders wohin zu wenden. Unter dem von Leimerde gemachten Dache ihres Wassergebäudes hat jeder seine eigene Stelle, und jedes Haus macht gleichsam eine besondere Republik aus. Es giebt einige Biber, die man Flüchtlinge nennet, und die keine gewisse Wohnung wie die andern haben, sondern überall herum schweifen; und dies sind diejenigen, welche, weil sie nicht arbeiten wollten, von den andern vertrieben und hernach Landstreicher geworden sind.

Wenn

Wenn der Winter herankommt, so tragen die Biber allerhand Holz zusammen, wovon sie sich bis auf den Frühling erhalten; denn wiewohl sie Fische sind, so fressen sie sich doch niemahls einander, noch sonst eine Art von Fischen, und unterscheiden sich dadurch von den Ottern, welche sich damit ernähren. Sie essen sonst nichts als Holzrinde und Wurzeln, und daher sammlen sie davon einen guten Vorrath ein, welchen sie allemahl in dem Wasser unter ihren Häusern verwahren, damit sie ihre Nahrung nicht weit suchen dürfen. Sie handeln mit einer besondern Vorsicht in allem, was die Erhaltung ihres Lebens betrifft, und die Wilden glauben, daß sie einen großen Verstand besitzen. Sie können davon am besten urtheilen, weil sie die künstlichen Arbeiten derselben täglich sehen können; und sie sagen auch, daß, wann sie nicht redeten, solches allein aus Bosheit geschähe.

Außerdem fangen die Wilden noch viele andere Thiere, z. E. Ottern, Carcajous, Füchse, Lüchse und Luchskatzen, wilde Katzen und Bisamratzen, von welchen allein sie die Fälle zubereiten; aber diese Jagd ist für sie nur ein Spielwerk. Sie stellen solche im Winter an und haben dabey wenig Arbeit, indem sie nur Schlingen legen dürfen, um alle diese Thiere zu fangen. Doch zuweilen schießen sie die Ottern auch wohl, wenn sie reichlich mit Pulver und Bley versehen sind, als welches sie insgemein statt der Bezahlung für ihr Fellwerk bekommen, denn dieses ist ihnen nebst dem Taback das allernothwendigste.

Ich

Ich will nunmehro von den Sitten der Wilden reden und dieselben beschreiben, so wie ich mir solche in meinen Gedanken vorstellen werde, ohne mich an eine gewisse Wahl oder Ordnung zu binden, die man sonst in Erzählungen von dieser Art zu beobachten pflegt. Den Anfang werde ich mit der Ehe machen; daraus entstehen Kinder, und diesen will ich in allen Handlungen ihres Lebens folgen. Wenn ein junger Kerl sich in ein junges Mädchen, das ihm gefällt, verliebet, so geht er zu ihrem Vater und sagt zu ihm ohne weitere Umstände, mit dem bey den Wilden gewöhnlichen Ausdruke: ich habe Lust mich in deine Familie zu begeben; (denn sie duzen sich beständig unter einander) und die Antwort, die er darauf erhält, ist diese, man müsse mit der Mutter davon sprechen. Ein solcher Handel wird selten in die Länge gespielt, sondern vielmehr unverzüglich zu Stande gebracht: und im Fall der Bräutigam ein guter Schütze ist, so bekommet er gleich die Einwilligung zu der Heyrath.

Indessen gehet es doch nicht allemahl so geschwinde damit zu; es kostet einen Liebhaber zuweilen viele Wege, viele Mühe und Sorgen, ehe ihm ein Mädchen zn Theil wird. Er muß sich verbindlich machen, den Vater die Mutter und die Kinder wärend einer gewissen Zeit, welche man festsetzet, und deren Verlauf er oft mit Schmerzen erwartet, mit seinem Wildprete zu ernähren. Allein dieses ist noch nicht alles; denn wenn etwan das Mädchen mehrere Vorzüge als er besitzet, so muß er die Einwilligung durch viele Geschenke zu erhalten suchen. Man läßt es sich

oft

oft wegen einer Heyrath blutsauer werden; man wendet alle ersinnliche Mittel an und lässet es an nichts ermangeln, um nur zu dem Besitze eines artigen Weibes zu gelangen. Allein der Wilde hat sonst nichts, als sein Pelzwerk im Vermögen. Mit solchem beschenket er die Eltern der Braut, und dafür erhält er das Jawort.

Die Heyrath geschicht ohne viele Ceremonien. Der Vater und die Mutter sagen bloß zu dem Mädchen: Folge diesem Kerl, er ist dein Ehemann. Darauf begeben sie sich zusammen in die Wälder, worin sie Tag und Nacht bleiben und sich, wie es ihnen gut dünket, bald mit der Jagd bald mit der Liebe belustigen. Nach etlichen Tagen kommen sie zurück, und es wird alsdenn von dem erlegten Wilde ein Gastmahl angestellet, worin an Fleisch und Fischwerk kein Mangel ist. Man ladet die Wilden aus dem Lande dazu ein, und die Hochzeit wird mit vieler Lustbarkeit vollzogen. Der Vater des Mädchens trägt darauf in Betrachtung seines neuen Schwiegersohnes die Gründe vor, die ihn bewogen haben denselben dazu anzunehmen; er erzählet dessen Thaten, und führet die Geschicklichkeit, den Muth und die Verdienste seiner Ahnen um das ganze Geschlecht der Wilden an. Die ganze Gesellschaft giebt darauf ihrem Beyfall so wohl über die Beredsamkeit als die Wahl des Vaters durch ein großes Freudengeschrey zu erkennen.

Die Eheverbindung geschiehet öffentlich in der Kirche, im Fall das Brautpaar nicht zu weit davon entfernet ist.

Anjetzo

Anjetzo sind sie bereits ziemlich wohl unterrichtet, was sie in diesem Stücke zu thun haben, und wissen, daß ohne solche Ceremonie keine Ehe für gültig gehalten wird. Ich habe gesehen, daß einige aus weit entlegenen Orten ankamen und sich von dem Pfarrer zu Port Royal einsegnen ließen; ja ich habe so gar bemerket, daß diejenigen, welche nach Art der Wilden zusammen gelaufen waren, ihr Ehebündniß vor dem Altare erneuerten. Obgleich dieses ein sehr heiliger Kirchengebrauch ist, so konnte ich mich doch dabey des Lachens nicht enthalten. Der Pfarrer, welcher die Sprache der Wilden nicht verstund und sie eben so wenig reden konnte, gebrauchte einen von seinen Eingepfarreten, der dieselbe gut verstund und fertig redete, zum Dolmetscher. Er sagete demselben alles, was sich nur gutes von der Vortrefflichkeit und den Pflichten des Ehestandes gedenken ließ, auf französisch vor. Der Dolmetscher wiederholte eben dasselbe in der Sprache der Wilden gegen die zukünftigen Eheleute, welche, wie sie durch Zeichen anzudeuten schienen, darüber ganz vergnügt waren; er legete ihnen weiter aus dem Munde des Pfarrers die Frage vor, ob sie nicht allem dem, wozu er sie anwiese, Punkt vor Punkt nachkommen wollten; sie gelobten es in ihrer Sprache an. Der Dolmetscher, erklärte und bezeugte solches dem Pfarrer auf gut französisch; und dieser fuhr darauf bis zu der Trauungsformel auf eben diese Weise fort.

Vormahls brachten die Neuverehligten, so verliebt sie auch waren, in ihrem Ehestande ganze Jahre zu, ohne einan-

einander zu berühren. Niemand wird mir dieses glauben; inzwischen ward es doch unter ihnen so gehalten, und sie konnten sich einander kein bündiger Merkmahl von ihrer Liebe und Hochachtung geben. Verliebte Gesinnungen von dieser Art sind gar zu ehrerbietig; wenigstens erfordern unsere Schönen in dem Ehestande weit thätigere Proben der Liebe.

Allein die Wilden haben seit der Zeit eingesehen, daß sie in dieser Unschuld die kostbarste Zeit ihres Lebens verlören, und daß es ihnen allzu beschwerlich fiele sich des Vergnügens, das ihnen ihr blühendes Alter einflößete, zu berauben. Ihre Weiber halten es jetzo mit unserm Frauenzimmer; sie würden sich beklagen, daß sie Eheweiber heißen und doch nichts von dem Vergnügen, wozu dieser Titel sie berechtiget, empfinden sollten. Sie haben auch sonst mit einander vieles gleich. Wenn ihnen jemand seinen Liebesantrag thut, so warten sie nicht lange auf eine eheliche Verbindung, um das Angenehme der Liebe zu kosten. Allein die wilden Mädchen sind bey ihren verliebten Neigungen weit glücklicher; denn im Fall sie sich ihrem Liebhaber gefällig erzeigen und hernach etwa die Wirkung davon erfolget, so leidet ihre Ehre darunter gar nicht. Sie dürfen nur, so bald sie dieses verspüren, die Sache von sich sagen; denn durch das Bekenntniß ist die Sünde gleich getilget, und das Kind wird nur alsdenn für unecht erkläret, wenn sie ihre Schwangerschaft heimlich gehalten haben.

So bald eine Frau glaubet, daß sie schwanger sey, muß sie ihrem Manne davon Nachricht geben, ob sie gleich durch dieses Geständniß alles Umganges mit ihm auf einmahl verlustig wird. Der Mann, der sich über diese Nachricht erfreuet, entschließet sich, um der Frucht keinen Schaden zu thun, dieselbe weiter nicht zu berühren, und nahet sich ihr nicht eher, als bis sie entbunden ist. Allein dieses wird nicht gar zu genau beobachtet, und es giebt viele Männer, die es immer darauf wagen.

Wenn das Weib die Geburtswehen empfindet und ihre Niederkunft nahe zu seyn erachtet, so gehet sie aus der Hütte und begiebt sich nebst einer Wilden, die ihr beystehen soll, auf eine gewisse Weite in den Wald, wo die Sache gar bald geschehen ist. Die Kindbetterin giebt dem Weibe, durch dessen Hülfe sie entbunden ist, das Messer, damit es die Nabelschnur abgeschnitten hat, und hierin bestehet die ganze Bezahlung.

Damit das Kind beyzeiten gewohnt werde die strenge Kälte, die man in diesen Gegenden ausstehen muß, zu ertragen, so wird es so gleich in kaltem Wasser gebadet; und dieses geschiehet allemahl, es mag Winter oder Sommer seyn. Die erste Nahrung, welche es bekommt, ist Fischthran oder geschmolzenes Fett von einem Thiere. Man läßt das Kind etwas davon einschlucken, und nachher genießet es weiter nichts als die Muttermilch, bis es die Speisen, womit sich die anderen ernähren, vertragen kann.

Man wickelt es in Felle von Füchsen, Schwänen, Gänsen oder Trappen ein und legt ihm ein Bündel Mooß unter den Hintern, um zu verhüten, daß dergleichen schöne Windeln nicht verdorben werden. Da sich sonder Zweifel ein jeder über dieses Windelzeug verwundern wird, so muß ihm seine Wiege gewiß noch seltsamer vorkommen. Solche ist nichts anders als eine flache Büchse ohne Deckel, deren Boden an dem unteren Ende mit zween Haken versehen ist, an dem obern Ende aber ein klein Stück Holz hat, welches quer durch gehet und drey bis vier Zolle übertritt, um daran ein ledernes Band, wobey man dieselbe tragen kann, zu befestigen. In diese Maschine wird das Kind fest eingepacket, so daß es allein den Kopf frey behält. Seine Mutter träget es allenthalben, wo sie hingehet, mit sich auf ihrem Rücken, gegen den das Kind mit seinem Rücken gekehret ist. Wenn sie dasselbe von sich legt, so lässet sie es niemahls liegen, sondern sie lehnet es aufrecht an, wo sie nur einen Ort findet, da es sich füglich thun lässet, oder sie hänget es auch an alles auf, welches stark genug ist dasselbe zu tragen.

Wenn das Weib einen Sohn gebohren hat, so wird ein Freudenfest angestellet; so lieb sind die Knaben durchgehends einer Familie; denn wäre es nur eine Tochter, so würde man sich darüber mehr betrüben als erfreuen.

Wenn ein Wilder oder eine Wilde in dem Lande herumstreichet und in eine Hütte kommt, wo ein neugebohrnes Kind

Kind ist, so nehmen sie es in ihre Arme und liebkosen es, da ihnen denn die Eltern zur Dankbarkeit für die bezeigte Freundschaft ein Geschenke geben; und wenn vielleicht das Kind die Person, die es hält, bepisset, welches sich oft zuträget, weil man allezeit in seinen Pelzwindeln dem Orte, wo das Wasser heraus gehet, gegen über, eine Oeffnung lässet, so erfolget noch ein anderes Geschenk um den Flecken auszumachen.

Wenn das Kind den ersten Zahn bekömmt, so stellet man ein Gastmahl an, welches die Alten mit ihren Zähnen feyren; denn es wird da wacker gegessen, und man siehet mit Freuden, daß der Kleine auch bald seine Zähne gebrauchen werde. Wenn das Kind anfängt allein zu gehen, so veranlasset solches ein neues Fest, bey welchem lustig herum getanzet wird.

Alle diese Gastmahle, sie mögen so gut oder so schlecht beschaffen seyn, wie sie wollen, zeugen von einer ungemein zärtlichen Liebe gegen die Kinder. Aber ihr Betragen gegen die noch ungebohrnen ist nicht von gleicher Art. Wenn die Mutter schwanger wird, ehe sie ihr Kind entwöhnen kann, so nimmt sie einen Trank ein, wodurch die Frucht abgetrieben wird. Sie fürchtet sich dabey weder vor Gott noch vor Menschen und spricht, sie wäre nicht vermögend zwey Kinder auf einmahl zu ernähren und dieselben in den Wäldern mit sich herum zu schleppen, ohne sich selbst dabey aufzuopfern. Sie siehet solche als eine

gar zu schwere Bürde an, und glaubet, daß sie mit ihnen nach der Billigkeit verfahre, wann sie, um das eine zu erhalten, das andere umkommen ließe.

Das erste Wild, das ein Kind auf der Jagd erleget, giebt wiederum zu einem großen Gastgebote Anlaß. Die Familie kommet zusammen, und alle Wilden in dortiger Gegend werden zu diesem Feste mit eingeladen. Wofern diese etwa in den Wäldern herum irren sollten, so würde man damit bis zu ihrer Heimkunft warten und inzwischen das Wildpret, damit es sich besser halten mögte, nach ihrer Weise dörren. Man beobachtet bey diesen Festen eine ganz sonderbare Ceremonie. Die Eltern des jungen Schützen und dieser selbst genießen von solchem Wilde gar nichts, sie machen sich eine Ehre daraus, dasselbe, so klein es auch seyn mag, der ganzen Gesellschaft zum besten zu geben. Man nimmt auch dies dabey in Acht, daß es zuletzt in den Kessel gethan wird; denn dort weiß man von keinem Braten, es wird alles gekochet. Da isset man nun oder schlinget vielmehr so viel hinein, als man kann, und die Fresserey wird sonst durch nichts unterbrochen, als daß man von Zeit zu Zeit ein Freudengeschrey oder einen lustigen Gesang zur Ehre des Jägers anhebet. Alles Wild, das er in seinen jüngsten Jahren schießet, wird andern zu verzehren gegeben, um seine Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit bekannt zu machen. Wann er erstlich ein mannbares Alter erreichet hat, so ist er

mit dem, was er auf der Jagd erbeutet, nicht mehr so freygebig.

Die Hoffnung, womit er sich schmeichelt dereinst ein Befehlshaber zu werden, ermuntert ihn sich auf der Jagd gut zu halten: denn diese Geschicklichkeit bahnet ihm den Weg zu der höchsten Ehrenstelle. Niemand darf sich dort auf ein Erbrecht wegen seiner Geburt oder seines Geschlechtes gründen; die Verdienste sind es allein, wodurch einer groß werden kann. Wenn jemand zu der hohen Stuffe gelanget, die ein jeder zu ersteigen wünschet, so setzet man denselben niemahls wieder ab, es wäre denn, daß er ein entsetzliches Verbrechen begangen hätte. Die Ehrenbezeugungen, die ihm in solchem erhabenen Stande erwiesen werden, sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit: er ist das Haupt eines Hunderts, oder zuweilen einer größern, zuweilen einer kleinern Anzahl armseliger Leute, nachdem sein Gebiete groß oder klein ist. Er wird von denen, die sich ihm unterworfen haben, gefürchtet, es sey zu Kriegs- oder Friedenszeiten; wenn er etwas befiehlet, so gehorchen sie ihm, wie Unterthanen ihrem Könige.

Ich habe einen solchen Befehlshaber der Wilden, den man Sagaino nennet, gesehen, als er nach der Schanze an dem St. Johannesflusse kam, um die Geschenke, die ihm aus Frankreich gesandt wurden, in Empfang zu nehmen. Ehe ich aber erzähle, was ich in Ansehung der diesem Sagaino oder Oberhaupte der Wilden

gethanen Ehrenbezeigungen angemerket habe, will ich eine Beschreibung von dieser Schanze machen. Sie ist nur von Erde aufgeführet und hat vier mit Sturmpfählen versehene Bollwerke, auf deren jedem sechs große Kanonen gepflanzet sind. Indessen musten doch die **Engländer** in dem letzten Kriege, da nur eine Besatzung von hundert Mann, die sich tapfer hielte, in derselben lag, unverrichteter Sache davor abziehen.

Der Befehlshaber, von welchem ich zu reden angefangen habe, war der Enkel eines Wilden, der von **Heinrich** dem Vierten geadelt worden war, weil er die den **Engländern** unterworfene Wilden aus seinen Staaten vertrieben hatte. Man fand weder in seiner Gestalt, noch Kleidung etwas, das ihm vor seinen Landesleuten, die mit ihm gekommen waren, einen Vorzug gab. Er war von mittelmäßiger Länge, und sein ganzes Verdienst muste sich in seinem Herzen oder in seinem Kopfe befinden. So bald er in die Schanze gekommen war, merkete ich an, daß er nach gewissen an die Officiere gerichteten Höflichkeitsbezeugungen sich ohne viele Ceremonien niedersetzte, dabey aber doch eine vornehme Gesichtsstellung annahm. Die sein Gefolge ausmachenden Personen, deren zwanzig bis dreißig waren, blieben indessen stehen und stelleten sich in dem Saale, wo man sie empfieng, rund herum. Dies war die erste Ehre, die ich ihm erweisen sahe. Aber was den in der Schanze gegenwärtigen Zuschauern als etwas lu-

stiges

stiges vorkam, war dieses, daß unter den Wilden einer hervor trat und mich mit einer sehr tiefen Verbeugung grüßete, wobey sein ganzes Compliment darin bestund, daß er das Wort Bruder wohl zwanzigmahl gegen mich wiederholete. Ich erkannte ihn als einen solchen nicht, außer in Christo, und antwortete ihm bloß mit Verbeugungen, die den seinigen gleichförmig waren. Allein es fiel mir bey, daß er einer von denenjenigen war, welche ich zu Chibouetou beschenket und ihnen, wie oben angezeiget worden ist, Pulver und Bley gegeben hatte. Die Frau eines der vornehmsten Officiere des Ortes, welche vielen Verstand besaß und sehr artig war, nahete sich, indem sie über die Begebenheit herzlich lachete, demselben und fragte ihn in der Sprache der Wilden, die sie eben so gut als die Französische redete, wo er mich gesehen hätte. Er gab ihr das, was ich bereits angemerket habe, zur Antwort und sagte, daß er mir allerhand Wild zur Dankbarkeit für die ihm erwiesene Güte nach Chibouetou gebracht, aber nicht das Glück gehabt hätte mich daselbst annoch anzutreffen. Die Frau erzählete mir das alles, und der Wilde begab sich wieder auf seinen Platz zurück. Immittelst wurden den Wilden Pfeifen, Toback und Brandtwein zur Erfrischung gereichet. Solcher Anblick schien bey ihnen ein Vergnügen zu erwecken, dem sie keines gleich schätzeten, und sie wollten sich damit ohne Zeitverlust was zu gute thun. Einer aus dem Gefolge nahm

eine Pfeife, füllete dieselbe und reichte sie, nachdem er sie angesteckt hatte, dem Sagaino, welcher alsbald aus allen Kräften schmauchte. So bald sie ausgebrannt war, gab er sie demjenigen wieder zurück, welcher sie ihm zuerst gebracht hatte, um dieselbe von neuem füllen zu lassen, und der Sagaïno fieng darauf gleichwie zuvor aufs neue an zu dampfen. Als seine Leute sahen, daß er es sich so wohl schmecken ließ, versuchten sie es auch und nahmen dabey öfters einen Schluck Brandtwein, von welchem sie so viel halten, daß sie dagegen alles andere nicht achten.

Es war dieses aber nur ein Vorspiel des rechten Schmauses, welchen man für dieselben von Erbsen, gedörrten Pflaumen und Mehl zubereitete. Alles dieses wird zusammen in einen großen Kessel gethan, worin man es, damit es desto süßer seyn möge, ohne Salz in stehendem oder Flußwasser kochen lässet, und ein solcher Mischmasch ist einer von ihren größesten Leckerbissen. Was für eine Mahlzeit! wird man hiebey gedenken. Gleichwohl verzehren sie dieselbe, und welches gleichfalls merkwürdig ist, sie trinken nicht dabey. Ich sahe, sie so begierig als die Schweine fressen, und ich fand in diesem Stücke keinen andern Unterscheid zwischen ihnen und diesen Thieren, als daß sie die Hände gebraucheten, um ihren Wanst zu füllen. Ihr Befehlshaber hätte hiebey nur den einzigen Vorzug, daß er zuerst in die Schüssel langete. Uebrigens ward dieses niedliche Gerichte diesen vielfräßigen Leu-

ten in verschiedenen zinnern Schüsseln statt der bey ihnen gebräuchlichen von Baumrinde gemachten Geschirre aufgetragen.

Sie blieben inzwischen nicht lange da. Der Ritter von Villebon, Oberbefehlshaber in Acadien ein großer Mann, der ein vortreffliches Ansehen und viel Verstand besaß, starb des Abends an eben dem Tage, da sie angekommen waren. Dieser Todesfall gieng ihnen nahe, und sie dachten daher, nachdem sie ihre Geschenke, die gewöhnlicher weise in Schießgewehre bestehen, empfangen hatten, auf weiter nichts als auf das geschwindeste abzureisen.

Um aber wieder auf die Gastereyen, welche die Wilden unter sich ausrichten, zu kommen, so wird vielleicht niemand glauben, daß der Hund ihr niedlichstes Essen sey. Wenn sie einen Sagaino bewirthen wollen, so wird dieses arme Thier ihm zu Ehren geschlachtet. Dieses ist der schätzbarste Bissen, den sie ihm vorsetzen können, und womit sie zugleich die größeste Hochachtung gegen denselben zu Tage legen. Ein Hund kann seinem Tode gleichfalls nicht entgehen, wenn sie einem von ihren besten Freunden eine Mahlzeit geben wollen, und es wird nicht der schlechteste zu diesem Ende geschlachtet, sondern derjenige, auf welchen sie wegen seiner Geschicklichkeit auf der Jagd am meisten halten. Wann es auf einen Schmaus ankommt, so muß alles daran, und dieses ist die größeste Freude, die sie haben können.

Zuweilen siehet man daselbst, wie sie durch einander lachen und weinen. Ein abgelebtes Weib gedenket unter diesen Ergötzlichkeiten an ihre vorigen Unglücksfälle zurück, sie beklaget sich und bezeuget durch ihr Schreyen ihre Traurigkeit. Sie sitzet in einem Winkel und besinnet sich, daß die Engländer vor zwanzig oder dreyßig Jahren eines von ihren Kindern getödtet haben, welches, wenn es nicht umgekommen wäre, jetzo wacker hätte mit essen können. Ich sage nicht, mittrinken: denn die ohne Salz gekochten Speisen erregen keinen Durst, und das Wasser aus einem stehenden See will ihnen auch nicht schmecken; sie sind also vergnügt, wenn sie nur etwas zu beißen haben. Ein solcher Umstand ist nun der Grund ihres heftigen Schmerzes. Wenn jemand neugierig ist und sie darum aus Mitleiden befräget, so entdecket sie das Geheimniß, und verlanget von ihm, daß er ihr zu ihrer Beruhigung den Kopf eines Menschen aus demjenigen Volke, welches ihr solche Beleidigung zugefüget hat, bringen solle. Hierauf gehet dieser so gleich aus, um einen von den Feinden aufzusuchen, und ruhet nicht eher, als bis er ihrem Begehren ein Genügen gethan hat. Die andern, denen das Schmausen gefällt, bleiben da, bis das Fest zu Ende ist. Sie essen das Fleisch so wie es in dem Kessel kochet; es wird allemahl, statt desjenigen, was sie heraus nehmen, eben so viel wieder hinein gethan, und diese Fleischfresser hören nicht eher auf, als bis von ihrem Vorrathe nichts

nichts mehr übrig ist. Es ist daher ihr verdienter Lohn, daß sie Hunger und Noth leiden, nachdem sie alles auf einmahl verzehret haben. Unterdessen daß diese sich lustig machen, kömmt zuweilen der Held des alten Weibes und bringet den Kopf eines unschuldigen Engländers; sie frißt solchen aus Tollheit und sättiget also zugleich ihre Freß- und ihre Rachbegierde.

Die Weiber richten insgemein ihren Männern das Essen zu; aber sie speisen nicht mit ihnen, sondern mit ihren Kindern, deren jedem sie seinen Theil in einer von Baumrinde gemachten Schüssel geben. Wenn diese Weiber Gastgebote halten und sich satt gegessen haben, so gehen sie fort und belustigen sich mit tanzen und singen. Sie begeben sich weit von der Hütte weg, damit sie die andern, die daselbst zurück bleiben, nicht stören mögen. Da sitzen dann die Männer allein auf der Erde und reden mit einander von ihren rühmlichen Thaten. Die Fischerey, die Jagd und der Krieg giebt den vornehmsten Stoff zu ihren Gesprächen.

Ehe sie aber so weit kommen, muß doch der schlechteste Fresser unter ihnen wenigstens funfzehen bis zwanzig Pfund Fleisch im Leibe haben; denn gleichwie sie gut aushalten können, wenn sie Mangel leiden, also verstehen sie sich noch besser auf das Schmausen, wenn es ihnen nicht fehlet. Allein da diese Leute nichts anders als Wasser zu trinken haben, so müssen sie zufrieden seyn sich satt zu essen,

sen, ohne trunken zu werden. Und dieses ist für sie in der That ein großes Glück; denn wenn sie ein Maaß Brandtwein zu versaufen hatten, richteten sie nur allzu vieles Unheil an; sie wurden allemahl, wenn sie denselben tranken, viehisch und verfielen gleichsam in eine Unsinnigkeit. Gleichwie sie also mehr für unvernünftige Thiere zu achten waren, als diejenigen, deren Fleisch sie aßen; also wurden sie auch durch dieses so hitzige und starke Getränke vor Liebe rasend, und in dieser Leidenschaft trieben Brüder und Schwestern es mit einander. Aber seitdem sie des Brandtweins vermöge scharfer Befehle beraubet und sonst durch unsere Missionarien, die ihnen von der Abscheulichkeit einer so großen Sünde einen Begriff beygebracht und sie in dem göttlichen Gesetze unterrichtet haben, so empfinden sie dergleichen abscheuliche Triebe nicht mehr.

Wir kommen auf die Kriege der Wilden. Diese werden insgemein zwischen feindlichen Nationen, als zwischen den **Engländischen** und **Französischen** Wilden, zuweilen auch unter den Wilden von einerley Volke geführet. Wenn die Sagaino durch übele Begegnungen oder Feindseligkeiten, welche die Einwohner von **Neu-England** in ihrem Lande verüben, sich beleidiget finden, so versammlen sie ihre Leute, um dieselben mit Kriege zu überziehen. Damit diese so viel mehr angefrischet werden mögen, halten sie eine Rede an dieselben, worin die schönsten Züge aus der wilden Rednerkunst angebracht sind;

sie

sie ist geistreich und bewegend; der Eingang handelt allemähl von dem Ruhme des Königes, dessen Macht sie herausstreichen und zu erweisen suchen, daß, da sie unter dem Französischen Scepter gebohren wären, sie auch verbunden wären die Vertheidigung desselben sich überall angelegen seyn zu lassen.

Diese Sagaino, welche denen, worüber sie regieren, (weil ein jeder sein gewisses Gebiete hat,) so edle Triebe einflössen, und seine Leute heben ihre Axt in die Höhe und fragen die anderen, ob sie nicht ihrem Beyspiele folgen und dieselbe auch zur Hand nehmen wollen. Der ganze Hause billiget diesen Antrag einmüthig, sie gerathen auf einmahl in Bewegung und fechten unter einander, gleich als wenn sie in einer Schlacht wären. Dieses ist das gewöhnliche Zeichen, wodurch sie ihren Beyfall an den Tag legen; aber es ist nicht allemahl nöthig, daß sie die Beschwerlichkeiten eines solchen Krieges ausstehen, um sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Bey der geringsten Vermuthung, die sie wegen eines bevorstehenden Krieges haben, nehmen sie gleich zu ihren Gauklern die Zuflucht, um davon gewisse Nachricht zu bekommen, damit sie nicht überrumpelt werden, sondern in guter Verfassung stehen mögen, ihren Feinden Wiederstand zu thun.

Allein ich muß von solcher Gaukeley eine Erklärung geben, weil dieser Ausdruck jemanden leicht befremden dürfte. Sie bestehet in einer förmlichen Hexerey; denn mit

mit dem Teufel oder einem solchen Gaukler sich besprechen, läuft beydes auf eins hinaus. Dies ist das gemeine Orakel dieser Wilden, und sie unternehmen keine wichtige Sache, wenn sie dasselbe nicht vorher um Rath gefraget haben. Die Art, wie sie den Teufel beschweren, wird einem sehr wunderbar scheinen. Sie kommen an einem abgelegenen Orte in dem Walde, wo die Sonnenstrahlen sie gar nicht treffen können, zusammen; daselbst machen sie ihre Teufelskünste, und zwar auf folgende Weise. Der zum Gaukler ausersehene Wilde machet ganß entseßliche Verdrehungen und Gebärden, ja sie sind so abscheulich, daß der Teufel selbst davor erschrecken mögte: er drehet seine funkelnde Augen im Kopfe herum; er lässet die schäumende Zunge, wie ein Hund, aus dem Maule hängen, und dieser rasende Kerl höret nicht eher auf, als in dem verlangten Augenblicke, da sich der Teufel bereit erzeiget ihm entweder das Böse oder das Gute vorher zu sagen. Ehe dieser sich aber erkläret und seine Stimme hören lässet, so zittert und krachet alles in dieser Gegend des Gehölzes. Ein teufelisches Lärmen kann nicht anders beschaffen seyn. Der versammlete Haufe höret alles an, was er saget, und ist dabey sehr aufmerksam, weil man gar nicht zweifelt, daß dasjenige, was der Teufel prophezeyet, richtig eintreffen werde.

Ich mogte nichts von diesem allen ansehen, und mir kam die Sache fast unglaublich vor, da ich nicht abergläubisch

bisch bin. Indessen will ich eine Begebenheit erzählen, die sich während meines Aufenthalts in dem Lande zutrug und mich von der Wahrheit der Gaukeley durch einen höchst seltsamen Vorfall überzeugte. Ein in diesem wilden Lande wohnender Edelmann hatte einen Bruder auf der See. Dieser blieb so lange auf seiner Reise aus, daß er besorgte, derselbe mögte unglücklich gewesen seyn und Schiffbruch gelitten haben. Er betrübte sich sehr darüber, und um sich von seiner Unruhe zu befreyen oder vielmehr dieselbe zu vergrößern, beschloß er das Orakel der Gaukler zu befragen. Die Sache war leicht geschehen. Es fanden sich bald gute Leute, die geneigt wareu sein Begehren zu erfüllen. Allein da er selbst bey der zauberischen Handlung zugegen war, so half ihre ganze Gaukeley nichts; der Teufel gab zu verstehen, er könne nicht reden, dieweil jener getaufet wäre. Sie ließen ihn demnach weggehen und fiengen ihre Zauberey von neuem an, worauf der Teufel zurück kam und anzeigete, daß derselbe seinen Bruder innerhalb dreyen Tagen gesund wieder sehen würde. Man kam und brachte ihm diese Nachricht, welche ihn wieder beruhigte; und wirklich geschahe in der von den Gauklern bestimmten Zeit dasjenige, was ihm verkündiget war. Sein Bruder kam zu Hause, welcher ihm erzählete, daß er tausendmahl seinen Tod vor Augen gesehen und in einem kleinen Meerbusen sehr viel ausgestanden hätte, woselbst er acht Tage von entsetzlichen und wiedrigen Stürmen wäre

aufge-

aufgehalten und beständig herum getrieben worden, ohne daß er im Stande gewesen wäre sich vor ihrer Wut zu retten; als welches das Orakel der Gaukeler ebenfalls angezeiget hatte.

Wir wollen von dem Aberglauben der Wilden noch etwas melden. Vor diesem ward die Sonne als ein Gott von ihnen verehret, welche sie **Nichekaminu** nennen, das in ihrer Sprache sehr groß bedeutet. Sie danketen derselben für das Gute, welches sie ihnen that, und verehrten den Teufel, den sie **Mendon** nennen, daß er ihnen nichts böses thun mögte. Es waren Zauberer unter ihnen, die sie mit Wohlthaten und Ehre überschütteten, und ihnen auf ihren Gastmahlen von den Thieren und Fischen, welche sie aßen, allezeit die niedlichsten Bissen gaben. Diese arglistigen Zauberer misbraucheten solche Treuherzigkeit; denn sie verboten ihnen diese Stücke, gleich als wenn sie ihnen nicht dieneten, in der Absicht sich selbst damit etwas zu gute zu thun. Daher sagten sie, daß dergleichen Bissen ihnen zu ihrer Kunst nöthig wären, und bey den andern herrschete noch mehr Einfalt als Aberglauben, daß sie sich so etwas von ihnen einbilden ließen.

Wenn sie der Natur die Schuld bezahleten, so legete man in ihr Grab einen lebendigen Hund, ein Beil, eine Flinte, Maitz, eine Pfeife, Toback, einen Kessel, Pulver und Bley, einen Kahn und eine Decke. Sie stunden in der Einbildung, daß der Verstorbene eine große

Reise thun müste und folglich zu seiner Kleidung und zu seinem Unterhalte alle diese Geräthschaft nöthig hätte.

Es haben aber unsere eiferigen Missionarien dieselben, was diese Irrthümer betrifft, eines bessern belehret, und ihnen deren Thorheit und Eitelkeit vor Augen geleget; und wann sie noch nicht ganz und gar davon befreyet sind, so glauben sie wenigstens nicht viel davon. Was sie von ihrem Aberglauben noch übrig behalten haben, ist dieses, daß sie den Fischen, Vögeln und andern Thieren die Augen ausreißen und dieselben wegwerfen; sie sagen, wenn sie das nicht thäten, so würden sich die anderen nicht mehr ankommen lassen, sondern sie gleich gewahr werden; sie verbrennen auch niemahls die Gräten oder Knochen davon. Aus eben solchem irrigen Wahne halten sie die Füße von den Enten, Gänsen, Trappen, Schwänen und allen andern Wasservögeln, die platte Füße haben, nicht über das Feuer um die Haut davon zu ziehen, weil sie sich einbilden, daß die lebendig gebliebenen sich sonst nicht mehr auf dem Sande niederlassen könnten, und daß man folglich auch nicht viele davon schiessen würde.

Wenn eine Dirne in gewissen Umständen ist, die der Mond gewöhnlicher Weise bey derselben wirket, und sie über einen Junggesellen schreitet, der mit ihr in einer Hütte wohnet, so bildet er sich ein, daß er an allen Gliedern gelähmet sey, und ist davon so gewiß überredet, daß er es nicht wagen würde einen Schritt zu thun, sondern er bleibt

still liegen, bis die eingebildete Ursache seines Unfalls, die nichts weniger als das ist, vorüber gehet. Wenn sie zu solcher Zeit seine Flinte berührte, so würde er glauben, daß dieselbe verhexet und er weiter nicht im Stande wäre das geringste damit zu schießen. Er ist von dieser Meynung so stark eingenommen, daß er sich vor der Zauberey ihres ärgsten Hexenmeisters so sehr nicht fürchtet. Wofern eine verheirathete Frau in diesen Umständen ist, so muß sie sich hinweg begeben und ihren Mann davon benachrichtigen, damit ihm nicht die Lust ankomme sie, ohne daß er es weiß, zu berühren. Er nahet sich ihr in dieser ganzen Zeit nicht und siehet sich mit Verdruß gehindert seinen natürlichen Trieb zu vergnügen. In Frankreich ist gewiß mehr als eine Frau, welche dieses verschweigen könnte. Inzwischen giebt es unter den wilden Weibern viele, welche sich, ungeachtet sie sehr verliebt sind, des Vergnügens, das sie bey ihren Männern genießen, auf eine geraume Zeit berauben, indem man diejenigen, die viele Kinder haben, den unehelichen Beyschläferinnen gleich achtet.

Allein ich komme von diesem abgeschmackten Aberglauben der Wilden auf eine ihrer schönsten und lobenswürdigsten Eigenschaften. Dies ist ihre Neigung zur Gastfreyheit, und sie helfen sich unter einander nach allem Vermögen in ihrer Bedürfniß aus. Wenn jemand mit Lebensmitteln versehen ist, so unterlässet er niemahls solche

mit

mit andern zu theilen, denen es daran fehlet, und die nothleidend sind. Ein Wilder würde selbst lieber Hungers sterben, als daß er eine geschossene Kriechente allein verzehren sollte, wenn er gleich sein Leben damit retten könnte; er würde sie vielmehr nach Hause bringen, wenn er wüßte, daß andere daselbst eben so bedürftig wie er wären, und ein jeder würde seinen Theil davon bekommen. Wenn jemand von ihnen einen andern besuchet, so fräget derjenige, der den Besuch empfänget, jenen nicht, was er verlange. Das erste ist, daß er ihm zu essen vorsetzet, und nachher besprechen sie sich über ihre Geschäffte, woferne sie dergleichen haben; das ist die Weise, die sie beobachten, und zwar aus dieser Ursache. Sie sagen, wenn man gleich anfangs fragte, was einer wollte, so könnte er nur gleich wieder fort wandern, so bald er es gesaget und die Antwort darauf bekommen hätte. Im Fall ihrer viele in Gesellschaft auf der Jagd sind, so ist derjenige, der ein Thier erleget, schon mit seiner Geschicklichkeit und mit der Ehre, die er sich dadurch erworben hat, zufrieden, und giebt dasselbe seinen Gefehrten preis, welche dagegen, wenn sie es unter sich vertheilen, aus großmüthiger Erkenntlichkeit allemahl das beste Stück für ihn bestimmen.

Es ist an diesen Völkern zu bewundern, daß sie zugleich eben so furchtsam als unerschrocken sind. Wenn sie auf der Jagd einen Bären antreffen, so gehen sie demselben

ben, wie kühne Streiter auf die Haut; begegnet ihnen aber ein Pferd, so zittern sie bey Erblickung dieses frommen Thieres, wie ich solches selbst zu Portroyal mehr denn einmahl gesehen habe, daß man es mir also wohl glauben kann.

Wenn ein alter abgelebter Wilder, der nicht mehr auf die Jagd laufen kann, und im Kriege seinen einzigen Sohn verlieret, vor Gram vergehen und fast verzweifeln will, so versammlet er seine Freunde, bewirthet dieselben und stellet ihnen die traurige Ursache seines Kummers vor. Diese werden dadurch zum Mitleiden beweget, daß sie wirklich an seinem Unglücke Theil nehmen, und zugleich fassen sie den liebreichen Entschluß diesem betrübten Vater wieder zu einem anderen Kinde zu verhelfen; sie geben ihm auch ihr Wort darauf, und bald hernach sind sie bemühet ihr Versprechen zu erfüllen. Sie begeben sich in das fremde Land, wo der Sohn sein Leben eingebüßet hat und suchen einen andern jungen Kerl für den unglückseligen Vater. Sie finden einen solchen, bringen denselben zu ihm, und er nimmt ihn an Kindes statt an. Der junge Mensch williget darein und versichert solches bey seiner Treue, womit bey diesem Volke der ganze Handel geschlossen ist; und sein neuer Vater giebt sich darauf über den Tod seines wirklichen Sohnes zufrieden.

Obgleich die Wilden bey den Thieren in den Wäl-

dern

dern leben, so muß man doch sagen, daß sie sehr sittsam sind. Niemahls wird sich ein Bruder in Gegenwart seiner Schwester ein Wort entfallen lassen, das ihrer Schamhaftigkeit einigermaßen anstößig seyn könnte. Denn wofern er sich anders aufführete, wäre es die größeste Beleidigung von der Welt, und seine Eltern würden ihn hinführo nicht anders als einen unwürdigen Bruder ansehen und ihm bey aller Gelegenheit ihr Misvergnügen auf die empfindlichste Art bezeugen; daher ist ein junger Kerl auch allezeit sehr bescheiden und seine Ehrerbietung gegen die Schwester gehet so weit, daß man sich zum höchsten darüber verwundern muß. Wenn ihn, mit Erlaubniß zu reden, ein Bauchwind dränget, so würde er lieber bersten, ehe er solchen hören ließe. Ich will einen hieher gehörenden ganz sonderbaren Vorfall erzählen.

Einem Bruder kam ohngefähr, da er bey seiner Schwester war, eine Nothdurft an, deren er sich nicht erwehren konnte, und welche die Natur jeden Menschen empfinden lässet. Er war um sich derselben zu entledigen, bey seite in den Wald gegangen. Niemand wird hoffentlich durch diese Erzählung geärgert werden. Wie er daselbst allein war, so zog er seine Beinkleider herunter, oder vielmehr er hob seinen biberfellenen Rock in die Höhe, um = = = = Ich mag es nicht ausdrücken, ein jeder wird es leicht errathen. Allein dies ist es noch nicht alles, ich muß auch das übrige der Geschichte und den traurigen

Ausgang derselben erzählen. Während dieser Verrichtung fielen ihn die hungrigen Maringoinen, welche gerne Menschenblut saugen, von hinten an. Sie stachen ihn gar zu heftig, er streckete seine Hand dahin und besudelte dieselbe. Zu gleicher Zeit stachen ihn andere im Gesichte, er fuhr mit eben der Hand dahin, und gleichwie solche sehr beschmutzet war, so ließ sie daselbst einen garstigen Flecken nach. Er kam wieder zu seiner Schwester und dieser Fleck fiel derselben in die Augen. Abscheu und Entsetzen brachten sie ganz außer sich; sie fiel darüber in Verzweifelung, und, damit ihr gar zu züchtiges Gewissen nicht mehr gekränket werden mögte, erhieng sie sich augenblicklich aus Schamhaftigkeit.

Wenn den Wilden eine natürliche Nothdurft, es sey was für eine es wolle, ankommt, so müssen sie sich wohl in Acht nehmen, daß sie sich nichts davon merken lassen; man verbirget solches mit der größesten Sorgfalt und entfernet sich, um sich an einem abgelegenen Orte von der Bürde, die einen beschweret, zu entledigen. Nichts wird unter den wilden Völkern genauer als dieses beobachtet.

Aber zuweilen sind sie auch frech und unverschämt; sie kommen zu einem Französischen Einwohner ins Haus und beschimpfen ihn auf das ärgste, in welchem Falle sie jedoch zu viel Brandtwein getrunken haben und besoffen seyn müssen. Allein wenn man sie wegen ihres Unfugs

wacker

wacker abgeprügelt hat, so kommen sie mit dem ehesten wieder und bitten wegen ihrer begangenen Thorheit um Vergebung. Sie bezeugen ihre Reue darüber, und um die Schuld ihres Versehens zu tilgen, geben sie einem überdies noch ein Geschenke von den besten Waaren, die sie haben. Aber wenn man einem von ihnen übel begegnet, ohne daß er es verdienet hat; (denn sie wissen es gar wohl, wenn sie jemanden beleidiget haben), so wird er ihm den Haß so lange nachtragen, bis er eine gute Gelegenheit gefunden hat an demselben die strengeste Rache auszuüben, deren Werkzeug entweder ein Beil oder eine Flinte seyn wird.

Jetzo wollen wir von der Kleidung der Wilden etwas gedenken; sie bedecken ihre Blöße allein mit Häuten von wilden Thieren oder mit gewissen Decken, welche man ihnen für ihr Pelzwerk giebt, und darin sie sich einhüllen. Unter den Kleidern der Manns- und Weibspersonen ist fast gar kein Unterscheid; der Weiber ihre hängen, so wie die Unterröcke unsers Frauenzimmers, ganz bis zu den Füßen herunter, da hingegen der Männer ihre nicht über die Knie gehen; denn diese wollen die Beine frey behalten, damit sie desto besser auf der Jagd fortkommen können. Im Sommer tragen einige Mannspersonen nur ein bloßes Hemde, welches noch dazu so kurz ist, daß sie sich eines Gürtels bedienen müssen, daran ein Stück Zeug oder Haut befestiget ist, um dasjenige, was man aus

Schamhaftigkeit verbirget, damit zu bedecken. Dieses Hemde verfaulet ihnen auf dem Leibe; denn wenn sie es einmahl angeleget haben, so ziehen sie es niemahls eher wieder aus, als bis es ganz zerrissen ist. So wohl Weibs- als Mannspersonen gehen fast beständig mit bloßem Kopfe. Zuweilen setzen sie eine kleine von Zeuge gemachte Plattmütze auf, welche nur den Scheitel bedecket. Einige tragen auch Schuhe und Strümpfe, aber die mehreste Zeit mangelt es ihnen daran. Die Strümpfe sind aus zweyen Stücken Zeug, das sie *Mazamet* nennen, gemachet; dieselbe nähen sie auswendig zusammen, und es sind daran allemahl zween Flügel, die vier Zolle breit über die Naht hervor gehen. Ihre Schuhe werden aus Fellen von Seewölfen, wie Tanzschuhe, verfertiget und sind immer flach und bequem; sie kommen mehr unseren Socken gleich, weil sie ohne Absätze sind; man befestiget dieselbe mit Riemen, welche, gleichwie die Schnüre an einem Beutel, durch Löcher, die in den Quartieren gemachet sind, gezogen werden. Sie verfertigen dieselben auch wohl von Elendsleder, welches sie mit Farben bemahlen und mit Haare von weißen und rothen Stachelschweinen besetzen; solche aber werden nur zum Verkauf für diejenigen gemacht, welche sie als eine sehenswerthe Seltenheit mit nach ihrem Lande nehmen wollen. So wohl Männer als Weiber bedienen sich der Schminke mehr, als irgend eine Nation auf der Welt. Sie bestreichen

sich

sich damit auf hundertfältige Art; allein unser Frauenzimmer weiß dieselbe weit künstlicher zu gebrauchen, wenn sie ihrer Schönheit einen höhern Glanz geben wollen.

Ihre Haare binden sie mit Rassade zusammen, welches eine Art kleiner schwarzer oder weißer Glasperlen ist, und schlagen einen großen Knoten darin, der nicht viel tiefer, als die Ohren herunter hänget. Dieser Zierath ist den Manns- und Weibspersonen mit einander gemein, und jene haben so wenig einen Bart, als diese. Ihre Haare sind sehr gerade und werden niemahls weiß. Sie triefen fast beständig von Schmalz oder Thran; so viel schmieren sie davon vornehmlich auf dem Vorkopfe hinein, und dieses ist ihre gewöhnliche Haarsalbe.

Man trifft nichts destoweniger unter diesen lumpicht einher gehenden Leuten zuweilen einige Stutzer an, welche ein Französisches Wesen annehmen. Wenn sie im Winter verschiedene Thiere fangen, so bereiten sie deren Häute im Frühjahre; und vertauschen dieselben gegen Kleider, womit sie sich vom Kopfe bis zu den Füßen ordentlich ausputzen. Allein sie mögen immerhin ihre Kleidung mit ihrem Zigeunergesichte verändern, man wird sie doch nie für andere Leute ansehen, als sie in der That sind. Inzwischen muß man ihnen die Ehre lassen, daß, wenn sie gleich schwarzgelb aussehen, ihre Zähne dagegen so weiß, wie Schnee und Alabaster, sind. Sie rauchen

aber ungemein stark Toback; nicht nur Männer und Weiber, sondern auch Mädchens und Jungens finden darin ihr größestes Vergnügen.

Wir müssen noch etwas erwähnen, das sie auch als einen Zierath ansehen. Sie lassen sich an verschiedenen Stellen auf dem Leibe und so gar im Gesichte unter der Haut allerhand Zeichen machen; allein es gehöret eine besondere Geduld und große Herzhaftigkeit dazu: denn es ist eine langwierige Arbeit, und man muß dabey vieles ausstehen. Einige Franzosen haben es versuchet, und könnten davon ein Zeugniß ablegen. Ich meines Theils hatte keine Lust dergleichen Zeichen an mir zu tragen. Es werden dieselben mit rother Farbe und Schießpulver gemachet, die man jedoch nicht untereinander mischet, sondern man machet ein jedes besonders zu einem zarten Pulver, und der Gebrauch desselben geschiehet vermittelst einer Nadel. Man sticht selbige ganz gemach, welches doch nicht ohne den heftigsten Schmerz geschehen kann, zwischen Haut und Fleisch hinein, und in die Oeffnung, die sie machet, wird mit vieler Geschicklichkeit wechselsweise etwas von jedem Pulver gebracht. Also unterscheiden sich die Farben unter der Haut, und man bildet auf diese Weise allerhand Figuren, Kreuze, Jesusnamen, Blumen, kurz alles was einem nur beliebet, und solche Zeichen vergehen niemahls. Ich habe in dem großen Hospital zu Paris einen Wilden sterben sehen, welcher auf diese Art gezeichnet

net war; die Wundärzte löseten ihm die Haut und zogen sie herunter, ohne daß daran einige Veränderung bemerket worden wäre.

Ich muste mich in Wahrheit nicht wenig verwundern, als ich Leute sahe, die ohnerachtet sie im Zeichnen und Schreiben nie keine Anweisung gehabt hatten, dennoch dergleichen verschiedene und so überaus ordentliche Züge zu verfertigen im Stande waren. Wenn sie Leder zubereiten, so bemahlen sie es auch mit Säften aus gewissen Früchten, wobey die Zeichnung eben so künstlich ist. Ihre Art einander zuzuschreiben ist ganz sonderbar; anstatt daß die morgenländischen Völker durch Blumen mit einander reden, drücken sich diese durch kleine auf verschiedene Art gelegte Stücke Holz aus. Diese kleine Stöckchen ziehen sie auf Schnüre, und schicken dieselben den Völkern zu, mit denen sie Streitigkeiten haben, wenn sie ihnen den Krieg ankündigen oder dieselben um Frieden bitten wollen.

Als ich in Acadien war, wurden uns dergleichen von Seiten der grausamen Jroquois überschicket; sie wollten kommen und allen Franzosen die Hälse brechen, aber zu großem Glücke bedachten sie sich anders. In den hiesigen so schlecht verwahrten Plätzen wären wir alle verlohren gewesen. Unsere Wilden befanden sich nebst ihren Anführern in großer Verwirrung, denn die Jroquois verlangten, daß sie mit ihnen wieder uns gemeinschaftliche Sache machen sollten. Dieses mahl kamen wir mit dem

bloßen

blossen Schrecken davon. Wenn der Krieg zu Ende ist, so vergraben sie die Axt so tief als sie nur immer können, damit sie niemand wieder finden möge; sie wollen damit anzeigen, daß der Friede so angenehm und schätzbar sey, daß er niemahls gestöret werden müsse.

Sie rechnen die Jahre nicht nach den Tagen, Wochen oder Monaten, sondern nur nach den Nächten oder nach den wichtigen Begebenheiten, die in ihren kleinen Republiken vorgehen, und öfters bringen sie ihre Zeit zu ohne dieselbe zu kennen. Wenn sie in einer Gegend sind, da sie allerhand Wildpret antreffen, so halten sie sich so lange daselbst auf, als noch etwas vorhanden ist. Nachdem sie fast alles erleget haben und Noth an Lebensmitteln leiden, so ziehen sie fort, um eine bessere Gegend zu suchen. Sie befinden sich nirgends so gut als an Oertern, wo es viel zu essen giebt, und sie legen ihr Vergnügen darüber durch singen und tanzen an den Tag. Ihre Stimmen sind überaus lieblich, wenn sie sich vornehmen gut zu singen; allein ihre Tänze, sie mögen sich auch noch so viel Mühe geben, sind allemahl ungeschickt. Ich habe sie mehr als einmahl in der Kirche zu Portroyal in der hohen Messe und der Vesper singen hören; die Stimmen der Weibspersonen insonderheit waren so anmuthig und so reizend, daß ich glaubte, ich hörete die Engel Gottes Lob besingen; und diese Vorstellung ward noch lebhafter, da ich nicht sahe, daß sie ihre Lippen bewegeten. Die Stimmen

men der Mannspersonen ließen sich von Zeit zu Zeit so regelmäßig unter der Weiber ihren vernehmen, daß der Klang bewundernswürdig war und mich ganz entzückete. Sie wusten alle unsere geistlichen Lieder die in ihre Sprache übersetzt waren, nach den schönsten Melodien zu singen; und dieses war ein ruhmwürdiges Werk eines Missionarius, * der sich in diesen Gegenden niedergelassen hatte. Er liebte diese Völker ungemein eifrig und hielte sich lange unter ihnen auf; allein mitten in seinen Bemühungen sie sämmtlich in unserer Religion zu unterrichten, muste er die Schuld der Natur bezahlen. Die Wilden verloren an ihm sehr viel; denn er wandte ganz ungemeinen Fleiß an, sie in der Erkenntniß Gottes zu unterweisen; sie wurden auch durch den Tod dieses heiligen Mannes, der sich unter ihnen mit dem nährete, was sie hatten, und den sie ihren Patriarchen hießen, auf das empfindlichste gerühret. Sie begruben ihn zu Chiboueton auf das beste als sie konnten, und dies ist der Missionarius, dessen Grab ich oben beschrieben habe.

Wir wollen aber die traurigen Vorstellungen von dem Tode fahren lassen und wieder zu den Tänzen der Wilden kommen, um davon wo möglich eine Beschreibung zu geben. Diese abgeschmackte Tänzer machen eine

Reihe

* Des Herrn Thury.

Reihe in der Runde und schließen sich gerade an einander; die Beine halten sie zusammen und hüpfen also ganz leise fort, wobey sie allerhand Beugungen und Gebärden machen, davon einige immer närrischer sind als die andern. Ein gewisser Laut, der, wenn es möglich ist ihn auszudrücken, etwa so klinget, als Houen, Houen, Houen ist das Zeichen des Tacts; dann und wann stehen sie still und machen ein entsetzliches Geschrey, mit welchem die Tänze allemahl geendiget werden. Das musicalische Instrument stimmet damit vollkommen wohl überein; solches bestehet in einem Stocke, der einen Schuh lang ist, womit ein Wilder, der nicht mit tanzet, an einen Baum oder sonst etwas nach Gelegenheit des Ortes, wo sie sind, schläget und dabey zugleich durch die Nase singet. Ihre Füße, welche schon in der Wiege einwärts gebogen und lange Zeit eben so gehalten werden, damit sie, wenn sie herangewachsen sind, desto besser in die Kreuz und in die Quere laufen mögen, schicken sich zu diesen Tänzen sehr wohl. Diese ungeschickten Tänzer kamen oftmahls an gewissen Freudentagen haufenweise, um mich mit einer solchen Lust zu beehren; allein ich glaube, ihre Absicht war nicht so sehr mir ein Vergnügen zu machen, als vielmehr ein Maaß Brandtwein zu erhalten und meine Gesundheit zu trinken; denn diesem Getränke würden sie nachlaufen, wenn es auch noch so weit wäre.

Was

Was ich jetzo anführen werde, mag ein Beyspiel von einer sonderbaren Wissenschaft der Wilden seyn. Wenn jemand von ihnen in den Wäldern reiset und auf dem Schnee oder einer weichen Erde die Fußstapfen von einem andern gewahr wird, so kann er allemahl an der Stellung der Fersen, der Zehen oder des ganzen Fußes ohnfehlbar wissen, von welcher Nation derjenige ist, der die Spur gemachet hat.

Ich habe schon oben bey Gelegenheit einer Jagdgeschichte gezeiget, daß ein Wilder einen guten Geruch habe und ein Stück Wild von weiten spüren könne. Jetzo will ich auch darthun, daß er den Brandtwein eben so gut zu riechen vermögend sey. Ein Franzose hatte in einer Flasche noch einen Rest davon, den er sorgfältig verwahrete, bis er wieder einen frischen Vorrath bekäme; er trank nur ganz nothdürftig und zur Zeit sehr wenig davon, damit derselbe um so viel länger währen mögte. Ein Wilder kam zu ihm in seine Wohnung, die am Strande lag; er war sehr matt und von den überstandenen Beschwerlichkeiten und dem erlittenen Hunger fast ohnmächtig; er bat den Franzosen um Gottes willen, daß er ihm einen Trunk von dem Brandtwein, womit er so sparsam umgieng, geben mögte. Der Franzose, welcher selbigen für sich behalten wollte, trug kein Bedenken ihm zu sagen, daß er keinen hätte. Du hast keinen? antwortete ihm der Wilde in seiner Sprache, warum redest du

wieder

wieder die Wahrheit? Ich rieche ihn wohl, gieb mir etwas davon, du wirst mir mein Leben damit retten; ich bin vor Schwachheit und Mattigkeit halb todt, siehe dort zu, da wirst du ihn finden; er zeigete ihm die Stelle ziemlich nahe; allein er würde es auf hundert Schritte weit gerochen haben. Der Wirth konnte sich nicht entbrechen dem Wilden aus der Noth zu helfen, allein es geschahe unter der Bedingung, daß er ihm versprechen sollte es keinem von seinen Landesleuten zu sagen. Der Wilde gieng solches ein, doch sagete er dabey, daß seine Vorsicht vergeblich wäre; denn wenn sie in sein Haus kämen, so würden sie den Brandtwein eben so gut wie er riechen. Doch dem sey wie ihm wolle, der Wirth konnte nichts dagegen sagen; er hatte dem Wilden zwey Schlücke von seinem Brandtwein gegeben, und machte dabey die Betrachtung, daß es in gewissen Fällen nicht übel sey gut riechen zu können.

Ungeachtet der unordentlichen Lebensart, welche die Wilden führen, leben sie doch überaus lange und bringen ihr Alter bis zur höchsten Stuffe. Nach einem übermäßigen Gefresse stehen sie oft die äußerste Hungersnoth aus, ohne daß ihre Gesundheit dadurch einen Anstoß leidet. Wer sollte wohl glauben, daß es möglich wäre ein solches hohes Alter ohne Aerzte zu erreichen? Allein dieser Mangel machet es vielleicht, werden einige Spötter sagen, daß sie von hundert Krankheiten befreyet sind.

Wenn

Wenn sie von Müdigkeit und schwerer Arbeit ganz schwach und entkräftet sind, als worin ihre gewöhnlichsten Krankheiten bestehen, so verhelfen sie sich mittelst eines starken Schweißes wieder zu ihrer Gesundheit. Sie erregen denselben auf folgende Weise: sie graben ein Loch so lang wie sie sind und belegen dasselbe an beyden Seiten mit Felsensteinen, welche sie durch ein heftiges Feuer fast ganz glüend machen; hiernächst bedecken sie den Boden des Loches mit einer Lage Tannensträuche und legen sich nach der Länge darauf; sodann bedecket man sie mit anderen Sträuchen, welche sich erhitzen und vermöge ihrer harzigen Eigenschaft einen dicken Dampf von sich geben. Es währet nicht lange, so schwitzen sie schon durch und durch, und halten so lange damit an als es ihnen beliebet. Allein ich muste zum höchsten erstaunen, da ich vernahm, daß diese Schwitzöfen allemahl an einem See oder Flusse angeleget würden, und daß die Wilden, wenn sie ganz naß wären, aus denselben sogleich in das Wasser giengen. Was für eine wunderliche Gewohnheit ist dieses! Wenn wir es eben so mit zweyen dergestalt wiederstreitenden Dingen versuchten, so würden wir des Todes seyn; und sie hingegen werden den Augenblick davon gesund.

Sie verwunden sich sehr oft; aber die Natur hat unter der Rinde der kleinen Dornsträuche, die in ganz Acadien sehr gemein sind, ein wunderbares Mittel gegen alle ihre Zufälle geleget. Dies ist ein Terpentin, der weit feiner und balsamischer als derjenige ist, den wir von Vene-

dig bekommen, und man findet ihn aller Orten, wo man ihn nöthig haben mögte, um sich zu verbinden. Wenn sie sich die Arme oder Beine zerbrechen, so legen sie die Knochen wieder gerade und machen große Polster von feinem Moos, welche sie mit ihrem Terpentin bedecken und schlagen selbige um das zerbrochene Glied. Oben darüber legen sie ein Stück Birkenrinde, welche sich leicht biegen und um das verletzte Glied gut passen lässet. Man vergisset auch die Schienen nicht, und damit dieses alles fest liegen und wohl anschließen möge, nehmen sie lange Enden von zärterer Rinde, und verrichten damit die Verbindung. Der Kranke wird hierauf in gehöriger Stellung auf einen Mooshaufen geleget, und auf diese Weise allezeit geheilet. Wenn einem Wilden ein solches Unglück an einem Orte begegnete, wo er sich ganz allein befände, so würde er einige Flintenschüsse thun um jemanden zu Hülfe herbey zu rufen, oder, wofern er kein Gewehr hätte, würde er einen Rauch machen, als welches die gewöhnlichen Zeichen unter ihnen sind, worauf sie sich im Fall der Noth verlassen können. An dem Orte, wo das Unglück geschiehet, wird eine Hütte errichtet und auf folgende Weise gebauet. Man stecket in der Runde vierzehen oder funfzehen Pfähle, bald mehr bald weniger, nachdem die Hütte groß seyn soll, zween Schuhe breit von einander in die Erde; dieselben sind eine oder anderthalb Klaftern lang, ihre Enden gehen spitz zusammen und werden zusammen gebunden. Diese Pfähle bedecket man mit Tannenzweigen oder mit großen Stücken

Rinde

Rinde von eben diesem Holze oder von Birken, zuweilen auch mit Fellen, und unten wird nur ein einziges Loch gelassen, wo man nicht anders als auf allen vieren aus- und einkriechen kann. Inwendig ist eine Stange, welche vier oder fünf Fuß hoch quer in der Mitte durchgehet, und dazu dienet, daß man den Kessel über das Feuer, das allemahl klein und mitten in der Hütte ist, hängen könne. Die Cameraden des Verwundeten gehen auf die Jagd und pflegen ihn, bis daß er wieder so gut, als sie, gehen kann.

Ich will bey dieser Gelegenheit einen Vorfall erzählen, den man vielleicht kaum glauben wird; es ist indessen die reine Wahrheit, und ich schreibe hier nichts als was mit derselben übereinstimmet. Ein Einwohner aus diesem Wilden Lande, ein angesehener Mann, der vorhin mit Ruhm und Tapferkeit unter den Französischen Fahnen gedienet hatte, reisete von Quebec nach Port Royal durch die Wälder, und zerbrach sich auf dieser Reise, die einen Monat Zeit und noch darüber erfordert, das Bein, da er nur erstlich den halben Weg zurück geleget hatte. Es war ein großes Unglück für einen Mann, der nicht besser wie er versehen war; er hatte nur einen Hund bey sich. Was war zu thun? Er seufzete und klagete und sann auf etwas, das ihm in diesem traurigen Falle eine Erleichterung verschaffen könnte. In dringenden Nöthen ist der menschliche Witz weit sinnreicher, als wenn ihm nichts fehlet. Er verfiel auf eine Erfindung, welche in seiner äu-

ßerſten Noth die gewünſchte Wirkung that. Zu ſeinem Glücke hatte er Papier und eine Bleyfeder bey ſich; er beſchrieb demnach ſeinen Unfall auf einem kleinen Blatte; er bemerkete ſo gut wie er konnte, den unglücklichen Ort in dem Walde, die Weite und die Anzahl der Tage, die erfordert würden, um ſich dahin zu begeben, und den Windſtrich, nach welchem man ſich richten müſte, um ihm ſchleunig zu Hülfe zu kommen. Er hieng dieſen Zettel mit der Nachricht von ſeinem jämmerlichen Zuſtande ſeinem Hunde an den Hals, und ſchlug ihn, daß er fortlaufen ſollte. Allein derſelbe war bey dieſer üblen Begegnung unempfindlich und konnte ſich nicht entſchließen ſeinen Herren zu verlaſſen; doch hatte er zuletzt ſo viele Prügel bekommen, daß er endlich fortlief, und er ward auch überdem durch den Mangel der Nahrung dazu genöthiget. Der Hund kam nach Quebec zurück, und ſo bald man ihn daſelbſt zu ſehen bekam, nahmen die Verwandten des Verwundeten ihm das Halsband ab und laſen den Zettel, woraus ſie zu ihrem Leidweſen die Urſache ſeiner Zurückkunft erſahen. Man ſchickte gleich Leute auf das Land aus; dieſe waren, wie man leicht gedenken kann, ehrliche Wilde, und der Hund, den ſie mit ſich nahmen, brachte ſie als ein guter Wegweiſer an den Ort, wo der Kranke ſie erwartete. Man muſte auf dieſer Reiſe viele Tage zubringen, denn bey Nachtzeit iſt man in dieſem wilden Lande wenig unterwegens. Der lahme Menſch, welcher dieſe ganze Zeit über gefaſtet und ſein zerbrochenes Bein auf dem ausgebreiteten Mooſe gehalten hatte, war

in

in der That höchst zu bedauren. Die Hülfe kam nun an, und er ward ungemein erfreuet, da er seinen Hund, der so freundlich gegen ihn that, mit einem Haufen Leute wieder sahe. Diese leisteten ihm, nachdem er so lange hatte aushalten müssen, allen möglichen Beystand. Sie brachten ihm Lebensmittel mit, und fiengen sogleich an sein zerbrochenes Bein nach ihrer Art zu verbinden. Man bauete ihm eine Hütte, man kochte für ihn Essen, und die Wilden waren fleißig auf der Jagd, so daß es dem Verwundeten bis zu seiner Genesung an nichts fehlete. Nachdem endlich sein Beinbruch völlig geheilet war, so kam er theils glücklich, theils unglücklich nebst seinen Gefährten zu Port Royal an, und erzählete seinen Freunden den betrübten Zufall, der ihm begegnet war. Er hatte also in diesem Unglücke bloß seinem klugen Einfalle seine Rettung und das Leben zu danken.

Wir kommen aber wieder zu den Wilden, als welche sich von dem Tode selbst zu erwecken wissen. Dieses wird manchem unglaublich scheinen; allein ich kann es erweisen. Diese armen Leute gerathen leicht in die Gefahr zu ertrinken, und solches begegnet ihnen nur allzu oft in ihren Kähnen von Baumrinde, welche bey dem geringsten Zufalle umschlagen. Die nun aus solchem Schiffbruche glücklich entkommen sind, bemühen sich die anderen, welche noch im Wasser liegen, heraus zu ziehen. Sie füllen darauf den Magen von einem Thiere oder einen großen und langen Darm, welches die gewöhnlichen Gefäße sind, darin sie

den Thran von Fischen und Seewölfen verwahren, mit Tabacksrauche an; hiernächst fügen sie an das eine Ende, nachdem das andere wohl zusammen gebunden ist, ein Stück von einer Tabackspfeife, welches statt einer kleinen Röhre dienet, die den ertrunkenen in den Hintern gestecket wird; und mittelst derselben bringen sie ihnen den Rauch, der in dem Darme enthalten ist, bey, indem sie selbigen mit den Händen zusammen drücken; endlich hängen sie dieselben bey den Füßen an den nächsten Baum, den sie antreffen, und geben daselbst auf sie Achtung, da sie denn fast allezeit das Vergnügen haben zu sehen, daß dieses Dampfklistier alles eingeschluckete Wasser wieder von ihnen treibet und ihren Leib von neuem lebendig machet; sie erkennen diese erstaunliche und heilsame Wirkung an den Bewegungen, die der gehangene Mensch gar bald zu machen pfleget. Man hat Ursache sich dies unvergleichliche und durch tausend Erfahrungen bewährte Mittel wohl zu merken, indem es, wenn sich ein solcher Fall ereignete, bey unseren Freunden nicht minder kräftig wirken würde als bey den Wilden.

Sie haben auch wieder die fallende Sucht ein untrügliches Mittel. Ein Soldat aus der Schanze am St. Johannesflusse war seit funfzehen bis zwanzig Jahren mit diesem Uebel geplaget und bekam es fast alle Tage. Eine wilde Weibsperson, die sich von ohngefähr zu eben der Zeit, da er in solchem Zufalle lag, zugegen befand, ward so empfindlich gerühret, als sie denselben schäumen

und

und seltsame Bewegungen machen sahe, daß sie alsobald in das umliegende Gehölze lief, um eine Arzney zu holen, welche ihr als ein besonderes Mittel wider seine Krankheit bekannt war. Sie brachte zween Stücke von der abgeschabten Wurzel einer gewissen Pflanze, die so groß als zwo Bohnen waren; sie ließ den Kranken, als der Anstoß vorüber war, das eine davon nehmen und ihn darauf wohl zudecken; sie gab dabey zu verstehen, daß er heftig schwitzen und so wohl oben als unten vieles von sich geben würde, welches in der That erstaunliche Wirkungen sind, die einerley Mittel auf einmahl hervorbringet. Man gab auf ihn wohl Acht, und man befand, daß alles so wie sie gesagt hatte, eintraf. Man berichtete es dem Oberbefehlshaber der Festung, der aber wenig Aufmerksamkeit dabey bezeugte und nur sagte, man müste erstlich sehen, ob der Kranke wirklich gesund würde, ehe man den Versprechungen der Wilden Weibsperson Glauben zustellete. Sie ließ ihn den folgenden Tag in Ruhe, und da sie an eben diesem Tage fortreisete, so sagte sie, daß man ihm den Tag darauf den noch übrigen Theil von der Arzney eingeben sollte, und daß er alsdenn vollkommen genesen seyn würde. Der Kranke richtete sich nach ihrer Vorschrift; es ereignete sich eben die Wirkung von dem Arzneymittel, wie vorher, und seit dieser Zeit hat er weiter keinen Anstoß von seinem Zufalle gehabt; ich selbst habe ihn lange nachher bey vollkommener Gesundheit gesehen. Wie man nach Verlauf einer Zeit von sieben oder acht Tagen sahe, daß dieser Mensch nicht mehr wie ge-

wöhnlich mit seinem Uebel befallen wurde, so war es dem Oberbefehlshaber der Festung sehr leid, daß er sich nicht erkundiget hätte, auf was Weise dieses vortreffliche und heilsame Arzeneymittel gemacht würde. Er ließ die wilde Weibsperson überall, wo es nur möglich war, suchen, aber immer umsonst, und er konnte keine Nachricht von ihr bekommen, er mogte auch so viel nachfragen lassen, als er immer wollte. Wenn sich dieses in der Festung zu der Zeit, da ich da war, zugetragen hätte, so würde ich mir eine so herrliche Entdeckung besser zu Nutze gemachet und aus Acadien ein Arzneymittel mitgebracht haben, welches in **Frankreich** so vortheilhaft für mich als heilsam für andere hätte seyn können. Ich habe alles mögliche gethan, um eine Wissenschaft davon zu bekommen, allein ich war nicht so glücklich meinen Zweck zu erreichen, welches mir sehr nahe gieng.

Wir müssen auch von den Taschenspielerkünsten der Wilden reden. Die geschicktesten Taschenspieler auf der neuen Brücke zu Paris würden es diesen nicht gleich thun können, denn die Wunderdinge sind unter ihren Händen nur gewöhnliche Verrichtungen. Es lässet sich solches aus zweyen Stücken sehen, die ich hier bloß erzählen will, wiewohl ich deren tausend anführen könnte, und ein jeder wird sagen, daß sich nothwendig der Teufel ins Spiel mischen müsse, wenigstens ist dieses meine Meynung. Das erste Stück ist dieses: sie zerkauen einen Feuerstein in ihrem

Munde

Munde und zermalmen denselben zu grobem Sande, den sie hernach ausspeyen und in ihren Händen sehen lassen, bald aber bis auf das letzte Korn hinunter schlucken. Man siehet bis daher nichts, das nicht auch ein anderer, ohne sich dem Teufel zu ergeben, mit guten Zähnen und einer wohl glasurten Kehle eben so gut verrichten könnte. Allein man betrachte nur erstlich das Ende. Wenn sie den ganz zu Kies zermalmeten Feuerstein im Leibe haben, so nehmen sie einen kleinen ungefähr einen Schuh langen und sehr glatten Stock, sie rauchen dabey, und lassen den Tabacksrauch auf den Stock gehen, wobey sie einige Worte in den Bart murmeln; sie stecken denselben hierauf in ihren Hals hinein, das Gesicht wird ihnen grün und blau davon, und es scheinet, als ob sie ersticken wollten; sie zerarbeiten sich sodann mit dem Stocke, als wenn man das Feuer mit einer Ofengabel schüret, und ziehen endlich denselben nach einigen wunderlichen Geberden wieder hervor, da sich denn an dessen Ende der Feuerstein wiederum ganz unversehrt zeiget.

Das zweyte Stück, welches dem ersteren nichts nachgiebt, ist dieses: sie lassen den Balg von einem Fisch-Otter, die sie etwa vor einem halben Jahre abgezogen haben, gehen, und verfahren damit auf folgende Weise. Nachdem sie selbigen mit unten gekehrtem Bauche ausgestrecket haben, beugen sie den Kopf vermittelst einiger Falten, die sie machen, nach dem Hintern, so daß der Balg gleichsam in einem Klumpen lieget. Zur Rechten des Kopfes vier oder

fünf Schuhe weit davon stellen sie einen Spiegel von überzinntem Eisenbleche; denn weil sie sich so gern im Spiegel beschauen, so bilden sie sich ohne Zweifel ein, daß es mit den Thieren gleiche Bewandtniß habe. Dem sey inzwischen wie ihm wolle; genug der Otterbalg ist im Stande auf seinen Pfoten einher zu gehen; denn man lässet selbige allemahl daran, wenn man sie abziehet, wofern man die Bälge ganz behalten will, ohne sie am Bauche aufzuschlitzen. Hierauf machet nun der Wilde, welcher den Balg entweder durch List oder Zauberkunst, man mag es nehmen wie man will, in den Gang zu bringen suchet, allerhand närrische Gaukeleyen um denselben: er tanzet, er thut Luftsprünge, er hüpfet drüber hin, er wirft sich auf die Erde, er wälzet sich herum, er zermartert sich, er stampfet mit den Füßen, schläget mit den Händen, er hebt sich wieder in die Höhe und erfüllt die Luft mit einem tausendfachen ängstlichen Geschrey; er quälet sich wie ein böser Geist, er schwitzet, daß er durch und durch naß wird; seine Augen werfen Feuerflammen von sich, sein Mund ist voller Schaum, und er ruhet nicht eher, als bis er siehet, daß der Balg endlich anfängt zu gehen.

Zuerst gehet die Bewegung sehr schwer von statten; aber er strecket sich allmählig weiter aus und kriechet bis zu dem Spiegel fort, allwo er still stehet. Wenn der Balg sich langsam beweget und zu gehen anfänget, so saget der Wilde zu den Zuschauern von einer fremden Nation, denen

er

er dieses Kunststück machet: ihr Geist wäre viel stärker als der seinige; er hat Recht, denn unter ihrem Geiste verstehet er den Gott, den wir verehren, und unter dem seinigen den Teufel. Dieser böse Geist zerschläget sie zuweilen entsetzlich, er martert sie und lässet an allen Theilen ihres Leibes die Merkmahle davon zurück. Wenn der Teufel Schläge austheilet, so sind sie derbe. Sie aber sagen nur, er sey sehr böse, und diese elende Menschen beklagen sich über nichts als über die Zeichen, die er an ihrem Leibe mache.

Ich will mich nicht mit Erzählung der verschiedenen wilden Nationen aufhalten; die Anzahl derselben ist gar zu groß, als daß ich davon so ausführlich handeln könnte; ich werde daher nur so viel von ihnen melden, als genug ist, die Neubegierigen in diesem Stücke zu vergnügen. Die Wilden, die sich um Port Royal aufhalten, werden Miquemaques genannt; eben dieselben wohnen auch längst dem St. Johannesflusse, dessen sandige und sehr große Ufer die schönsten in Acadien sind. Dieser Fluß ist überaus fischreich, und die Forellen nebst dem Lachse, welche dort in großer Menge sind, lassen sich daselbst ohne viele Mühe fangen.

Die Mariciten wohnen auch da und sind weit zahlreicher, als die andern. An dem St. Georgenflusse, welcher Neu-Frankreich von Neu-England scheidet, trifft man die Kanibas und die Abenakis an. Gegen

Quebec

Quebec wohnen die Papinachois, die Saguenets, die Algonquins, die Iroquois, die Hurons, die Loups, die Socokis, welche zum Theil gute Freunde von Frankreich und zum Theil dessen Feinde sind. Die besten sind die Outaois, allein diese Nation ist entlegener. Nordwärts sind die Esquimos, die Christinos, die Sauteurs, die Savanois, die Pla-cotes des Chiens und die Assenciboils. Solche wunderliche Nationen, glaube ich, hat der Teufel selbst erdacht; inzwischen muß ich doch einige davon wiederholen, um das merkwürdige, welches bey ihnen anzutreffen ist, anzuzeigen.

Wir wollen mit den Algonquins den Anfang machen: dies ist das tapferste und streitbarste Volk unter den Wilden. Sie führen gemeiniglich mit den Iroquois Krieg, von welchen sie als ihre fürchterlichsten Feinde angesehen werden, und die von ihnen auch allemahl überwunden worden sind. Sie haben keinen gewissen Aufenthalt, sondern schweifen beständig in den Wäldern bald hie bald da herum. Si[illegible]afftigen sich nicht mit dem Ackerbau, wie andere, welche Mayz oder Indianisches Korn bauen; sie sagen, dergleichen Arbeit gehörte nur für niederträchtige und sklavische Gemüther; und große Kriegshelden, die über ihre Feinde zu siegen und die grausamsten wilden Thiere anzugreifen geschickt wären, müsten auch von den Thieren leben, welche sie erlegten. Das sind in Wahrheit erhabene Gedanken! die Iroquois sind dagegen viel klüger; sie bearbeiten

beiten das Land mit großem Fleiße und bauen viel Indianisch Korn und Hülsenfrüchte zu ihrem Unterhalte. Sie besitzen auch in einem der anmuthigsten Länder auf der Welt große und herrliche Ebenen und wohl bewohnte Dörfer, die sie von allen Seiten befestigen, und wo sie gute Wache halten, daß sie von den Kriegsvölkern aus Quebec, wenn selbige bey ihnen herumstreifen, nicht überfallen werden mögen. Man saget auch, daß sie zahmes Vieh und Geflügel in Menge haben. Ich will von den grausamen Martern, die sie uns empfinden lassen, wenn wir in ihre Hände gerathen, nichts gedenken, weil selbige in der ganzen Welt bekannt sind. Wir verfahren eben so hart mit ihnen, wenn wir sie in unsere Gewalt bekommen; allein sie haben weit mehrere Herzhaftigkeit allen Schmerz, womit man sie peiniget, auszustehen. Ihre Unerschrockenheit ist ganz erstaunlich; sie halten die Folter und das Feuer herzhaft aus; sie gehen, ohne einen Seufzer hören zu lassen, zum Tode und sagen, es schicke sich nur für Weibsbilder kläglich zu thun, wenn man gemartert würde.

So barbarisch diese Menschen indessen auch seyn mögen, so ziehen sie doch aus Quebec viele junge Leute beyderley Geschlechts, welche boshaft sind und nicht gut thun wollen, an sich. Die jungen Kerle werden daselbst ärger als die Iroquois selbst, und eben darum sind sie ihnen so sehr willkommen; denn sonst würden sie bey ihnen ihre Rechnung nicht finden. Ihre Verwandte rufen sie ver-

gebens

gebens zurück; diese Abtrünnigen kommen nicht wieder, sondern ziehen ihnen vielmehr die Iroquois vor. Die frechen und üppigen Mädchen haben ein Belieben an diesen großen wohl gewachsenen Leuten, die zu ihren wollüstigen Absichten geschickt sind, und tragen ohne vor ihrer wilden Gestalt einen Abscheu zu empfinden, kein Bedenken ihre Lust mit ihnen zu vergnügen. Ein wohlgewachsener und starker Leib hat dem weiblichen Geschlechte jederzeit gefallen. Wir dürfen die Exempel davon so weit nicht suchen; wie viele Weiber giebt es nicht hier, die ihren kleinen ohnmächtigen Ehemännern einen großen und starken Lakeyen vorziehen? Diese wilden Mädchens verheyrathen sich zuweilen mit den Iroquois; diese tragen für sie alle mögliche Vorsorge; sie lassen es ihnen an nichts fehlen, der Kessel ist immer auf dem Feuer, und die Liebe niemahls müßig; was können sie wohl mehr zu einem glückseligen Leben verlangen? Allein alsdenn müssen sie ihre muthwillige Freyheit ablegen und sich einer ganz eingezogenen Aufführung befleißigen; sonst würden sie sich die grausamste Rache von ihren Männern über den Hals ziehen; denn da ist es nicht so wie an andern Orten, wo die armen Ehemänner verhaßte Kronen tragen und noch gute Worte dazu geben müssen. Die Wilden überhaupt verstehen in diesem Stücke keinen Scherz; ihre Weiber können nie genugsame Vorsicht gebrauchen, der geringste Verdacht setzet die Männer in den heftigsten Zorn, daß sie dieselben bis auf den Tod prügeln.

Allein wir wollen die Jroquois verlassen und nun von den Outaois, welche Frankreichs gute Freunde sind, reden. Wenn ein Franzose mit diesen handelt, so nimmt er eine von ihren Töchtern in seine Dienste, und zwar diejenige; die ihm, wie man leicht urtheilen kann, am besten gefällt; er spricht den Vater darum an, und dies geschiehet unter gewissen Bedingungen: er verspricht ihm einige Decken, einige Hemden, eine Flinte, Pulver und Bley, Taback, Handwerkszeug; kurz sie werden mit einander eins und schließen den Kauf. Die Dirne, welche des Landes kundig ist, machet sich auf ihrer Seite verbindlich dem Franzosen in allen Stücken zu dienen, seine Felle zu bereiten, und seine Waaren in einer gesetzten Zeit zu verkaufen; und diesem wird von beyden Theilen auf das treulichste nachgelebet. Die Liebe ist insgemein die erste Pflicht, die abgetragen wird; denn der Kauf ist mit darauf gerichtet. Allein da die Neigung der Menschen dort gleichwie hier sich nicht allemahl mit einer Person vergnüget, so verfähret man um eine andere zu bekommen, auf folgende Weise. Man versiehet sich mit einem Bündel Schwefelhölzchen und gehet des Abends in die Hütten, wo man weiß, daß Mädchens drinnen sind; wenn man hinein getreten ist, so zündet man einige von den Schwefelhölzchen an. Dies ist sodann eine Liebesfackel; man hält selbige darauf den wilden Weibsbildern, die einem am besten gefallen, vor die Augen, und wenn es sich sodann zuträgt, daß eine von diesen Mädchens dieselbe in den Händen des jungen Kerls ausbläset, so ist

solches

solches das gewisse Zeichen von seinem gemachten Glücke; er kann alsdenn in aller Sicherheit seine Begierden vergnügen und die ganze Nacht daselbst zubringen, ohne daß jemand ihn stören wird.

Die beständige Nahrung dieser Wilden ist nichts als frisches oder nach ihrer Art gedörretes Fleisch, davon sie gewaltig viel essen; sie sind die stärkesten Fleischfresser, da hingegen die Sauteurs, ihre Nachbaren, allein von Fischen leben, womit sie der See Erier, an welchem sie wohnen, jederzeit versiehet. Eine solche leichte Speise ist Ursache, daß sie sehr schnell auf den Füßen seyn. Sie können unter den Wilden am besten laufen und am längsten darin aushalten. Sie wissen nichts von dem Gebrauche des Schießgewehrs, dagegen bedienen sie sich des Bogens mit ganz sonderbarer Geschicklichkeit, und stellen Uebungen damit an, die lustig anzusehen sind. Sie versehen sich mit leichten Ballonen und Wurfspießen, die ein plattes und wie ein Ey gestaltes Ende haben; hiemit begeben sie sich Haufenweise auf eine Wiese um sich daselbst zu üben. Sie theilen sich in zwo Parteyen, die von gleicher Anzahl und in einer gewissen Weite von einander entfernet sind. Einer, der gute Stärke in den Armen hat, wirft einen Ballon in die Höhe, und alsobald fängt ein jeder an ihn über sich in die Luft zu prellen. Auf diese Weise wird derselbe beständig von einem zu dem andern geworfen, so daß er öfters eine ganze Stunde in der Luft schwebet. Ein jeglicher ist um

die

die Wette bemühet ihn in der Höhe zu erhalten, denn diejenigen, auf deren Seite er niederfället, müssen den andern einen darauf gesetzten gewissen Preis bezahlen.

Die **Esquimos** geben sich nicht die Mühe ihr Fleisch zu kochen, sondern sie verzehren dasselbe ganz roh. Man hält dafür, daß diese Wilden Abkömmlinge der alten Biscayer sind, die sich auf dem Wallfischfange verirret haben; dies ist gar wohl möglich; denn sie haben etwas von ihrer kauderwelschen Sprache behalten und sprechen alle Worte im Reden nur halb aus. Wenn sie auf der See von einem Sturme überfallen werden, der in ihrem Lande oft sehr heftig ist, so packen sie sich in ihre Kähne ein, welche zu dem Ende ordentliche Deckel haben, die so dichte schließen, daß nicht ein Tropfen Wasser hinein dringen kann; darauf lassen sie sich von den Wellen so lange herum treiben, bis daß eine Windstille wiederkommt und ihnen erlaubet ihre Ruder aufs neue zu gebrauchen.

Um die Beschreibung der Wilden zu endigen, muß ich noch etwas von den **Pla**= **cotez des Chiens** erwehnen, welche die einfältigsten und elendesten unter allen sind. Sie treiben gar kein Gewerbe und führen immer Krieg mit den **Savanois**, welches streitbare Leute sind, von denen sie oft gefangen genommen und zu Sklaven gemachet werden. Bey allen andern findet sich nichts besonderes, das angemerket zu werden verdienete.

Allein ich kann dieses wilde Land noch nicht verlassen, bevor ich der mannichfaltigen und wunderbaren Seltenheiten, womit der Urheber der Natur diese Gegenden zieret, gedacht habe. Man trifft dort lauter sonderbare, lauter neue Gegenstände an. Die Blumen und Gewächse sind von so verschiedener Art, daß man nie was schöners sehen kann. Tausend Pflanzen und vortreffliche Kräuter, welche dort unter den Tannen wachsen und nach der Absicht des Schöpfers dem Menschen zur Arzney dienen sollten, finden sich in unsern Ländern gar nicht, sondern müssen da gesuchet werden. Die Wälder Acadiens sind allein als das für sie bestimmte Gewächshaus anzusehen. Ich hatte die Ehre, daß mir aufgetragen war für den königlichen Garten einen Vorrath davon zu sammlen, und es konnte mir nicht anders als zu innigem Vergnügen gereichen, daß ich im Stande war demselben eine neue Zierde zu verschaffen.



Des Herrn
Grangers
Beschreibung seiner in dem Jahre 1730
durch
Egypten
gethanen Reise,

worin das merkwürdigste in diesem Lande, insonderheit was die Naturgeschichte betrifft, beschrieben ist,

aus dem Französischen übersetzt.

Vorbericht des Verlegers.

Der wahre Name desjenigen, dem die Welt die Reise, welche wir ans Licht stellen, zu danken hat, war **Tourtechot**. Einige besondere Ursachen, die uns nicht bekannt worden sind, hatten ihn veranlasset denselben in **Granger** zu verwandeln, unter welchem er mehr bekannt gewesen ist. Er war zu **Dijon** gebohren, und widmete sich seit seinen ersten Jahren der Wundarzeneykunst, worin er auch mittelst der mit dem Fleiße verknüpften Erfahrung eine große Geschicklichkeit erlangte. Der Ruhm, welchen er sich, da er diese Kunst in verschiedenen Städten des Königreichs öffentlich trieb, erworben hatte, war Ursache, daß er 1721 nach **Marseille** und **Toulon**, wo die Pest damahls wütete, berufen ward. Er arbeitete daselbst mit einem unermüdeten Eifer zum Besten und zur Erleichterung der Kranken, und das Glück, welches er dabey hatte, brachte ihm Lobsprüche zuwege, die ihn noch bekannter machten.

Die Mönche von dem Orden der heiligen Dreyeinigkeit in **Spanien** suchten seit einiger Zeit einen erfahrnen Mann, welcher die Stelle eines Oberwundarztes in dem Hospital, welches sie zu **Tunis** haben, versehen sollte. Da sie von der Geschicklichkeit des Herrn **Grangers** durch das öffentliche Gerüchte versichert waren, so warfen sie die Augen auf ihn, und trugen ihm diese Bedienung an, welche er auch annahm. Er verließ demnach **Frankreich**, allwo seine Gaben und zum gemeinen Besten bereits geleisteten Dienste ihm eine beständige Wohnung hätten geben sollen, und gieng nach **Africa**. Allein weil er in diesem Lande die Annehmlichkeiten und die Vortheile nicht fand, wozu man ihm Hoffnung gemacht, oder die er sich selbst versprochen hatte, so ward er seiner Bedienung bald überdrüßig und legte dieselbe 1724 nieder. Er wollte sodann nach **Frankreich** zurück kommen; aber der Consul zu **Tunis**, Herr **Pignon**, mit welchem er eine vertraute Freundschaft gemacht hatte, welcher sein Verdienst erkannte, und in Betrachtung zog, wie nützlich er in diesem Lande den Christen, die entweder dahin handeln, oder auch daselbst in der Sklaverey leben, seyn

könnte,

könnte, unterließ nichts um ihn zu einem andern Entschlusse zu bringen. Herr **Granger** konnte dem inständigen Anhalten seines Freundes nicht wiederstehen. Er ließ sich bewegen noch einige Zeit zu **Tunis** zu bleiben, jedoch ohne daß er seinem Vorhaben entsaget hätte sein Vaterland wieder zu sehen, sobald günstige Umstände ihm die Mittel dazu erleichtern würden.

Im Jahr 1728 empfieng er Briefe von seinen Freunden in **Frankreich**, welche ihn ersuchten dahin zurück zu kommen, und um ihn desto eher zu bereden, ihm Hoffnung zu der Stelle eines Oberwundarztes bey einem Regimente machten. Herr **Granger** ergriff diese Gelegenheit und wollte **Tunis** verlassen. Der Herr **Pignon**, welchem er sein Vorhaben entdeckte, suchte ihn nochmahls davon abzuhalten; aber alle seine Vorstellungen waren vergeblich; er konnte den Herrn **Granger** nicht überreden, und er gieng nach **Frankreich** zurück. Als er in Paris anlangete, fand er, daß die Stelle, womit seine Freunde ihm geschmeichelt hatten, schon mit einem andern besetzt war. Er blieb demohngeachtet eine Zeitlang in dieser Stadt, und

hoffte, daß er sich daselbst auf eine vortheilhafte Weise würde niederlassen können. Aber bey einem längern Aufenthalte konnte er das nicht erhalten, was er suchte; jedoch war dieser Aufenthalt ihm sonsten sehr nützlich. Denn er folgte dem ihm von dem Herrn **Pignon** gegebenen Rath, und wandte alle seine Zeit an um sich eine Kenntniß der Naturgeschichte zu verschaffen. Das Lesen der besten Schriftsteller, sein beständiger Fleiß und der Umgang, den er mit den Gelehrten hatte, setzte ihn auch bald in den Stand in dieser Wissenschaft die neuen Entdeckungen zu machen, die man ihm zu danken hat.

Der Herr **Pignon**, welcher 1730 nach **Paris** zurück kam, fand ihn daselbst. Und weil er zum Consul in **Cairo** war ernannt worden, so that er ihm den Vorschlag in seiner Gesellschaft nach **Egypten** zu reisen. Herr **Granger**, welcher sich nach seinem Wunsche noch nicht hatte niederlassen können, willigte gerne darin, und reisete mit ihm fort. Er durchwanderte ganz **Egypten**, besuchte alle in den alten Geschichten berühmte Oerter, untersuchte alles, was die Natur in dem Lande hervorbringt,

und nachdem er seine Erkenntniß ungemein bereichert hatte, so gieng er 1732 mit dem Herrn **Pignon** wieder nach **Frankreich** zurück. Das folgende Jahr reisete er mit eben diesem Freunde wieder von da ab, nachdem er von dem Könige eine Bestallung bekommen hatte, wodurch ihm aufgetragen ward alles aufzusuchen, welches zu Vermehrung und Vollkommenheit der Naturgeschichte etwas beytragen konnte. Er reisete anfänglich mit dem Herrn **Pignon** die Provinz **Mecellata** und einen Theil der **Cyrenaischen Pentapolis** durch. Von da gieng er nach der Insel **Candia** und darauf zum andern mahl nach **Egypten**, wo er neue Entdeckungen machte. Sodann begab er sich nach der Insel **Cypern** und nach **Caramanien**, von da nach **Palestina** und **Syrien**, welches er bis nach **Aleppo** durchreisete und von da nach **Persien** gieng. Als er von dieser letztern Reise zurück kam, starb er zwo Tagereisen von **Bassora**.

In allen diesen Reisen, welche Herr **Granger** mit der Aufmerksamkeit und den Augen eines gelehrten und scharfsinnigen Neugierigen that, beschäfftigte er sich beständig mit seinem Hauptvor-

wurfe, welcher in der Entdeckung der Wunder der Natur, ihrer Gewächse und alles desjenigen bestund, welches zur Vollkommenheit der Naturgeschichte etwas beytragen konnte; aber er unterließ zugleich nicht dasjenige, welches in der alten und neuen Historie der Länder, die er durchgereiset hat, ein Licht aufstecken konnte. Die Sorgfalt, mit welcher er die verschiedenen daselbst gefundenen Denkmahle beschrieben hat, ist nicht weniger angenehm und nützlich, als seine Anmerkungen über die Pflanzen, Mineralien ꝛc. Der Leser wird in dieser Reise nach **Egypten**, die wir ihm hier überliefern, und welche das erste von dem Herrn **Granger** in diesen Ländern gemachte Werk ist, verschiedene sehr merkwürdige Umstände aus der alten und neuen Historie finden, welche ihm einen vortheilhaften Begriff von der Fähigkeit des Verfassers geben und ihm den Wunsch abnöthigen werden, daß seine übrigen Reisen gleichfalls an das Licht treten mögten. Es wäre zu wünschen, daß die in dieser Reise befindlichen Inschrifften eben so nützlich seyn mögten; allein es sey nun, daß entweder Herr **Granger** die **griechischen** Buchstaben nicht genug gekannt habe um sie mit der er-

forderten

forderten Richtigkeit abzuzeichnen, oder daß die Denkmahle, von denen er sie hergenommen hat, durch das Alterthum zu sehr verstellet gewesen seyn: so scheinen dieselben so mangelhaft, daß es sehr schwer, wo nicht unmöglich ist, davon einen Nutzen zu hoffen. Wir waren anfangs willens, dieselben ganz wegzulassen, allein einige Gelehrte, die wir deswegen zu Rathe zogen, wollten es nicht billigen. Daher wird der Leser sie hier so finden, wie sie in der Handschrifft des Verfassers stehen, und wir überlassen sie den Muthmaßungen der Gelehrten, denen es gefallen mögte dieselben zu verbessern und zu erklären.

Inhalt des Werks.

Das erste Capitel.

Egyptens Lage. Eigenschaften des Landes. Ergießung des Nils; dessen Ursachen und Wirkungen. Beschaffenheit der Luft.

Das zweyte Capitel.

Ankunft des Herrn Grangers zu Cairo. Seine Reise nach Oberegypten. Begräbnißhölen bey Girge. Schutthaufen der Städte Oxyrinchus und Tentyris. Tempel der Isis.

Das dritte Capitel.

Schutthaufen der Stadt Thebe und des Tempels zu Hermonthis. Ueberbliebene Stücke alter Denkmahle in dortiger Gegend. Syenne und Apollinopolis.

Das vierte Capitel.

Reise in die Landschaft Thebais. Akmin oder das alte Panopolis. Die Schlange zu Eridy. Kloster des heiligen Senodius.

Das

Das fünfte Capitel.

Bäume, Pflanzen und Mineralien in der Landschaft Thebais. Kloster des heiligen Antons und des heiligen Pauls.

Das sechste Capitel.

Steinhaufen der Stadt Lycopolis und Antinopolis. Seule des Kaysers Alexander Severus. Triumphbogen.

Das siebende Capitel.

Beschreibung von Groß-Cairo.

Das achte Capitel.

Beschreibung der Landschaft Faioum. Das Schloß Caron. Josephs Canal. Der See Moeris.

Das neunte Capitel.

Der See Nedebe, woraus das Natrum herkommt. See ohne Wasser. Vermeynte Versteinerungen. Kloster des heiligen Macarius.

Das zehnte Capitel.

Beschreibung der Stadt Sues.

Das

Beschrei-

Beschreibung
einer im Jahre 1730
durch
Egypten
gethanen Reise.

Das erste Capitel.

Egyptens Lage. Eigenschaften des Landes. Ergießung des Nils; dessen Ursachen und Wirkungen. Beschaffenheit der Luft.

Ich war kaum in Egypten angekommen, als ich mich sorgfältig bemühete diesen so schönen und gesunden Erdstrich und dieses so fruchtbare Land zu finden, welches alle Geschichtschreiber so sehr gerühmet haben. Ich fand nichts, das der Beschreibung, die sie davon machen, ähnlich ist, und sollte daher fast glauben, daß es einigen derselben an Einsicht gefehlet hat, und die andern von der Begierde Wunderdinge zu erzählen zu Unwahrheiten verleitet worden sind. Inzwischen sind die Vorurtheile, welche man von den Vorzügen Egyptens hat, so groß, daß ich

ich Gefahr laufe mit meinen Nachrichten keinen Glauben zu finden, ob ich gleich nichts als die unverstellte Wahrheit schreibe.

Man begreift unter dem Namen Egypten nur eine Landzunge, welche von dem Nil getheilet wird und gegen Osten und Westen von einer Reihe sehr hoher Gebirge eingefaßt ist, welche bey den Wasserfällen anfangen und bey Cairo aufhören, nebst dem so genannten Delta, welches durch die zween Arme des Nils formirt wird, die drey Meilen unter Cairo entstehen, und davon sich der eine zu Rosette, und der andere zu Damiate in das Meer ergießt. Egyptens Länge beträgt von Norden nach Süden ungefehr zweyhundert Meilen; die Breite ist in dem Delta vierzig, mitten im Lande nur sieben Meilen, und sie wird bis zu den Wasserfällen, wo sich die beyden Reihen Gebirge vereinigen, beständig schmaler.

Weil Egypten ein so kleines Stück Land begreift, so kann man sich nicht einbilden, wie dasselbe eine so unendliche Anzahl Einwohner habe ernähren können, als sie von allen Schriftstellern angegeben wird. Damit nun dieselben ihr Vorgeben rechtfertigen mögten, haben sie gesagt, daß das Feld in einem Jahre verschiedene mahle Früchte brächte, und daß die Schaafe mehr als einmahl trächtig würden. Es ist gewiß, daß man heutiges Tages so viel Land in Egypten besäet, als man vor Alters that, zumahl nichts, was sich dazu schickt, ungebauet liegen bleibt: allein es ist nicht weniger gewiß, daß, wenn die Einwohner

ner, welche jetzo in Vergleichung dessen, was man uns von ihrer ehemahligen Menge meldet, bis zu einer sehr geringen Anzahl vermindert sind, nur von Weizenbrodt lebten, in Egypten dennoch, wie reichlich auch die Erndten seyn mögten, von dieser Art Getraide kaum genug wachsen würde, um sie zu ernähren. Und eben so wenig, als das Land jährlich verschiedene mahle Früchte bringt, ist es auch wahr, daß die Schaafe mehr als einmahl trächtig werden.

Einige Reisende, welche in der Fahrt von Damiate und Rosette nach Cairo aus ihrer Barke gesehen hatten, daß man in die Furchen Sand führte, worin Kürbis-Melonen- und Gurkenkörner, welche sie vor Getraide hielten, und zwar in dem Merz- und Aprilmonate gesäet werden, haben geschrieben, daß das Land in Egypten jährlich zweymahl trüge, und die Erde so fett wäre, daß man genöthiget sey Sand darunter zu mischen, um ihre Kraft zu vermindern. Wenn diese Reisenden sich die Mühe genommen hätten die Sache in der Nähe zu untersuchen, so würden sie gesehen haben, was für Saamenkörner die Bauren gesäet hätten. Sie würden befunden haben, daß man dieses nur an dem Nilstrome und nicht weit in das Land hinein thäte, und daß, weil an diesen Orten die Erde leimichter und von der Sonnenhitze mehr verhärtet ist, der zarte Keim dieser Körner unmöglich dadurch dringen könnte; daß man daher so lange bis dersel-

 be

be stärker geworden wäre, und man diese Erde durch oftmahliges Begießen erweichet hätte, ein Bette, halb von Sande und halb von Taubenmiste machte, worin diese Körner Wurzel schlagen; denn ohne diesen Taubenmist würde davon gar keine Frucht zu hoffen seyn.

Man säet das Getraide in Egypten im Wintermonate, nachdem die Erde von dem Wasser des Nils wohl durchweichet ist, und man ziehet es in Ober-Egypten im April, in Nieder-Egypten aber im May auf. Ich sage mit Fleiß, daß man es ausziehet, und es geschicht deswegen, damit man sich das ganze Stroh zu nuße machen könne. Uebrigens, da es mitten im Lande nur sehr wenig, und in Ober-Egypten gar nicht regnet; so pflüget man das Land nur zween Queerfinger tief, oder kratzet es vielmehr auf, damit die Wurzel des Getraides durch den Thau befeuchtet werde. Der Ackerbau erfordert also wenige Arbeit und Kosten.

Das Land ist in Egypten nicht allenthalben gleich fruchtbar; das zunächst an dem Nil gelegene, auf welchem zur Zeit der Ueberschwemmung das Wasser vierzig Tage stehen bleibt, giebt in der besten Erndte zehen für eines, und dieses vermindert sich nach Verhältniß der kürzern Zeit, da das Wasser auf den Feldern stehen bleibt. Es sind einige, wo es nnr fünf Tage steht, und diese tragen viel, wenn sie vier für eines geben.

Man

Man hat den alten Egyptern die Erfindung der Geometrie zugeschrieben, weil, wie man sagt, die Eigenthümer des Landes wegen der Ueberschwemmung des Nils, der dasselbe bedeckte, genöthiget wären, es nach dem Ablauf des Wassers au[illegible]en zu lassen, um es wieder zu erkennen. Es ist meine Absicht nicht die Egypter um die Ehre, daß sie die Geometrie erfunden hätten, zu bringen, sondern ich will nur dieses sagen, daß man keinesweges die Felder ausmißt um dieselben zu erkennen und völlig wieder zu bekommen. Denn sie haben ihre Grenzen, welche der Nil nicht wegreißt, und die Eigenthümer wissen so wohl nach als vor der Ueberschwemmung, was ihnen zugehöret: allein weil diese Eigenthümer alle Jahre ihr Land verschiedenen Bauren verpachten, und ein jeder von denselben ein größeres oder kleineres Stück pachtet, so muß dasselbe nothwendig gemessen werden, um so viel mehr, als der Pacht nicht in Getraide, sondern in Gelde, und zwar ein gewisses für jeden Morgen, so in diesem Lande Feddan heißt, bezahlet wird. Wo das Land gut ist, da wird ein Feddan bis für sieben Piasters verpachtet; es giebt aber auch einiges, da man ihn für einen halben Piaster bekommt, weil es weit von dem Nil entfernt ist.

Ich habe oben gesagt, daß Egypten alle seine Einwohner kaum mit Getraide versehen würde, wenn sie sich

nicht mit andern Sachen ernährten. * Die Hälfte derselben wenigstens ißt in der Woche nur einmahl Brodt, und auch dieses Brodt ist nicht von Korne, sondern von großer Hirse gemacht, welche die Griechen Karamboch und die Araber Dura nennen. Man säet die Hirse an den Ufern des Nils und an den Oertern, welche man leicht bewässern kann. Der Stengel dieses Korns ist fünf Schuh hoch, und ein Maaß trägt zum wenigsten funfzig. Das Erdreich in Egypten hat allenthalben eine dunkele Farbe; es ist leimicht, mit vielem Salpeter vermischt und so unfruchtbar, daß man selten Pflanzen und Stauden antrifft. Die Körner und Bäume, welche man daselbst pflanzet, keimen und wachsen sonst nicht, als durch häufiges Begießen. Daher giebt es in Egypten weder Bau- noch Brennholz.

Das Anwachsen des Nils und dessen Ueberschwemmung hat den Gelehrten sehr lange viel zu schaffen gemacht. Die meisten derselben haben was wunderbares in der natürlichsten Sache der Welt, und welche man in allen Ländern der Erde wahrnimmt, gefunden. Der Regen, welcher in Abyssinien und Aethiopien fällt, verursacht den Anwachs und die Ueberschwemmung dieses Flusses: allein man muß den Nordwind als die Hauptursa-

* Die gewöhnliche Speise der Egypter ist Gerstenmehl, welches sie in Wasser einrühren.

ursache davon betrachten, 1) weil er die Regenwolken nach Abyssinien treibt; 2) weil derselbe, indem er gegen die beyden Mündungen des Nils bläset, das Wasser davon gegen den Strom zurück treibet, und dadurch verhindert, daß es sich in allzu großer Menge in die See ergieße. Man nimmt diesen Umstand in allen Jahren wahr; denn wenn der Wind nordlich ist und sich auf einmahl nach Süden wendet, so verlieret der Nil in einem Tage so viel, als er in vieren angewachsen ist.

Die Zeit, wenn der Nil anfängt zu wachsen, ist nicht gewiß bestimmt, obgleich viele Schriftsteller es uns haben versichern wollen. Wenn der Nordwind am Ende des May, oder im Anfange des Brachmonats zu wehen beginnt, so fängt von dieser Zeit der Nil gleichfalls an zu wachsen. Weil im Jahr 1731 der Nordwind sich nicht eher als im Heumonat einstellete, so wuchs das Wasser nicht sehr hoch, und fieng auch damahls erst an zu steigen.

Man sagt hier zu Lande, daß der Nil anfängt zu wachsen und die Pest aufhöret, wenn der Tropfen fällt. Dies ist ein gemeiner Irrthum, welcher von der doppelten Bedeutung des Worts **Nokta** herkommt; denn es bedeutet beydes einen Tropfen und einen Punkt. Aus Unwissenheit hat man es in dem ersten Verstande genommen. Indessen aber wird unter dem Worte **Nokta** in dem gegenwärtigen Falle die Sommer-Sonnenwende,

d. i. der höchste Punkt angedeutet, wohin die Sonne steigt, und wo sie etliche Tage stille stehet. Und zu dieser Zeit bläset auch wirklich der Nordwind und erfrischet und reiniget die Luft in Egypten. Daher ist er Ursache, daß die Pest aufhöret, und bringt auch den Regen nach Abyssinien und Aethiopien, welcher das Wasser in dem Nil aufschwellet.

Den 24ten des Herbstmonats zur Zeit der Tag-und Nachtgleiche fängt der Nil an zu fallen, und nimmt bis zum Brachmonate beständig ab. Dieses Abnehmen des Flusses würde beträchtlicher seyn und geschwinder geschehen, wenn es nicht zu verschiedenen Zeiten im Jahre um den Nil regnete. Die Flüsse und Regenbäche, welche sich in denselben ergießen, erhalten ihn in einer ziemlich großen Höhe, daß man darauf bequemlich bis an den Hornung schiffen kann, zu welcher Zeit das Wasser so niedrig ist, daß die kleinsten Fahrzeuge auf den Reisen von Damiata oder Rosette nach Cairo, allwo der Nil niedriger, als in Ober-Egypten ist, vielmahls auf den Grund gerathen.

Es ist ein Irrthum, wenn man sagt, daß es in Egypten nicht regnet. Es regnet viel und oft in Nieder-, wenig in dem mittlern, und gar nicht in Ober-Egypten, wenn man darunter weiter nichts als die Landzunge zwischen den beyden Reihen der Gebirge begreift. Die beständigen Winde, welche sich von dem Nil und den

dort herum befindlichen Thälern erheben, treiben die Wolken nach der rechten und linken: aber auf den Gebirgen regnet es den Winter hindurch sehr stark, und die davon herunterlaufende Regenbäche führen dem Nil viel Wasser zu. Ich sage nichts von seinen zwoen Quellen, weil sie heutiges Tages gar wohl bekannt sind.

Man hat sonst erzählet, daß eine Gährung des Wassers in dem Nil vorhergehet, ehe er sich aufschwellt, und daß man diese Gährung an seiner grünen Farbe und an seinem bösen Geschmacke erkennet. Nichts ist so wenig wahr, als diese vorgegebene Gährung. Weil das Wasser in dem Flusse wärend drittehalb Monaten vor der Sommer-Sonnenwende stille stehet, indem die Klippen oder Sandhaufen, die in seiner Mündung sind, und der Nordostwind, welcher alsdenn zu wehen anfängt, dessen Abfluß verhindern: so muß dasselbe nothwendig faul werden. Außerdem sagt man noch, daß das Wasser des Nils zu der Zeit, wenn er anwächset, einen Schlamm bey sich führe, welcher das Land in Egypten fett machte; und dieses ist ebenfalls nicht wahr. Wenn der Nil achtzehn Schuhe hoch gewachsen ist, so berührt er ein röthliches Erdreich, woraus dessen Ufer in Ober-Egypten sechs Schuhe hoch bestehen. Weil nun das Wasser alsdenn schnell gehet, so spület es die Erde von diesen Ufern ab und reißt sie mit sich fort. Und dieses ist die Ursache, daß es eine rothbräunliche Farbe be-

kommt und so dicke als Milch wird. Man macht das Wasser des Nils klar, indem man die Gefäße, worin man es gießt, mit einem Teige von bittern Mandeln überstreicht; und man findet so dann auf dem Boden eine rothbräunliche Erde und keinen Schlamm. Wenn es übrigens wahr wäre, daß der Nil Schlamm bey sich führte, so würde man dieses im Anfange seiner Aufschwellung und nicht am Ende verspüren. Dieses ist inzwischen gewiß, daß wenn der Fluß nicht höher als siebenzehn Schuhe gestiegen, dessen Wasser klar ist.

Nunmehr will ich von der Luft in Egypten etwas gedenken, welche nach der Versicherung des Herrn von Meaux sehr gesund seyn soll. Man findet aber das Gegentheil, wenn man sich nur ein wenig in dem Lande aufgehalten hat. Die Augenkrankheiten sind daselbst sehr häufig und so schwer zu heilen, daß fast alle diejenigen, welche sie bekommen, das Gesicht verlieren, so daß Egypten daher mit Rechte das Land der Blinden genannt werden kann. Es regieren daselbst von der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings bis zur Sommer-Sonnenwende die Fleckfieber sehr stark, welche viele Menschen ins Grab befördern. Im Herbste entstehen Blutgeschwüre an den Schenkeln und Knien, welche die Kranken in zween oder dreyen Tagen dahin reißen. Im Winter reiben die Kinderblattern eine sehr große Menge Menschen auf, und zu der Zeit, wenn der Nil anwächst, erkranken die mei-

sten

sten Einwohner an einem lange anhaltenden Durchlaufe, welcher von dem Wasser dieses Flusses verursacht wird, das alsdenn mit sehr vielen Salzen vermischt ist.

Man weiß in Egypten nur von zwoen Jahrszeiten, nämlich dem Winter und Sommer. Der Winter fängt im Christmonate an und höret im Merz auf. Die Hitze ist daselbst unerträglich, welche von dem Südwinde von dem Aprilmonate an biß zur Sommer-Sonnenwende verursacht wird. Alsdenn aber fängt der Nordwind an zugehen, welcher während dem Heumonate, August und Herbstmonate die Luft abkühlet: allein es ist höchst gefährlich sich demselben, wenn man schwitzet, bloß zu stellen. Dieser Wind so wohl, als andre, die in Egypten wehen, führen viele Salze mit sich, und dieses verursacht an allen Theilen des Leibes, die denselben am meisten empfunden haben, erschreckliche Schmerzen und zuweilen Gliederlähmungen, wovon man sehr schwer wieder gesund wird. In dem Wein- und Wintermonate ist sehr wenig oder fast gar kein Wind, und daher ist die Hitze unerträglich.

Weil Egypten ein trocknes und dürres Land ist, und sonst kein süßes Waßer als aus dem Nil hat; so machen die Einwohner der Städte und Dörfer, welche nicht an den Ufern dieses Flusses wohnen, große Graben, welche sie, wenn er sich ergießet, mit Wasser anfüllen. Sie trinken dasselbe bis zum Merz, ob es gleich seit einiger

Zeit schon angefangen hat faul zu werden; und bis zu der neuen Ueberschwemmung bedienen sie sich des Brachwassers, welches sie in ihren Feldern finden, wenn sie nur zween oder drey Schuhe tief graben. So stinkend dieses Wasser auch ist, so brauchen sie es doch das Vieh damit zu tränken.

Da in Egypten so viele stillstehende Wasser sind, so wird man sich nicht verwundern, daß die Luft daselbst sehr ungesund ist, und alle fünf Jahre die Pest entstehet, außer derjenigen, welche zuweilen aus fremden Ländern dahin gebracht wird.

Die Eßwaaren, und insonderheit das Brodt haben hier gar keinen Geschmack, und es kann auch nicht anders seyn. Denn da das Erdreich aus Staub und Salze bestehet, und nur einmahl jährlich bewässert wird, so kann es keine Körner und Pflanzen von einem guten Geschmacke hervorbringen. Man siehet daher auch nur wenig starke und gesunde Leute in diesem Lande. Es war eben so beschaffen, als der Patriarch Jacob dahin kam; denn Pharao ward in große Verwunderung gesetzt, daß ein Mensch hundert und dreyßig Jahr hätte leben können.

Das zweyte Capitel.

Ankunft des Herrn Grangers zu Cairo. Seine Reise nach Ober-Egypten. Begräbnißhöhlen bey Girge. Schutthaufen der Städte Oxyrinchus und Tentyris. Tempel der Isis.

Ich kam den 6sten August 1730 zu Cairo an, nachdem ich den 18ten des Heumonats in demselben Jahre zu Alexandria an das Land gestiegen war. Vier Stunden nach meiner Ankunfft eröffnete man den Canal und das Wasser lief in die Stadt Cairo. Ich war ein Zeuge von der Freude, welche die Einwohner dieser Stadt bey dieser Gelegenheit blicken ließen. Diese Freudenbezeugungen sind deswegen natürlich, weil man dort das Wasser nöthig hat. Man ahmet zum theil die Ceremonien nach, welche die Einwohner von Heliopolis beobachteten, als man eben diesen Canal öffnete, welcher das Wasser in ihre Stadt führete; ich sage zum Theil, weil man hier nicht, wie sie thaten, ein junges Mädchen opfert.

Da die Zeit der Ueberschwemmung mir nicht erlaubte auf dem Lande herum zu wandern; so beschäfftigte ich mich inzwischen, bis daß der Erdboden wiederum trocken war, mit Kräuter lesen in den Gärten, die um Cairo sind.

Den

Den 29sten Jenner 1731. reisete ich von Cairo nach Oberegypten mit einem Missionarius von der Congregation de propaganda fide, vier Janitscharen und einigen Copten. Den 15ten Hornung kam ich zu Akmin * an, nachdem ich auf der Reise vieles ausgestanden hatte. Wir trafen denselben Tag um sechs Uhr des Morgens den Statthalter von Girge an, welcher in dem Dorfe Maraga an dem westlichen Ufer des Nils in Verhaft war. Er pflegte von da bewaffnete Fahrzeuge auszuschicken, um die Barken anzuhalten, welche in diesen Gegenden schiffen. Eines von diesen Fahrzeugen, welches mit mehr als funfzig Mann besetzt war, kam auf uns zu, um die unserige anzuhalten. Das Schiffsvolk versteckte sich unten in der Barke; allein die vier Janitscharen und ich stellten uns, als wenn wir eine beherzte Gegenwehr thun wollten, und sagten zu den Leuten auf dem Fahrzeuge, daß sie sich unsrer Barke nicht eher bemeistern würden, als biß sie uns alle mit einander getödtet hätten, und daß, wofern sie uns näher kämen, wir auf sie Feuer geben würden. Diese Pralerey jagte ihnen eine Furcht ein; sie zogen sich zurück und wir setzten unsre Reise fort. Ich werde hernach von den Städten und Dörfern, welche auf dem Wege liegen, etwas melden.

Den 19ten kam zu Akmin ein Officier an, welchen der

* Panopolis.

der zu Girge sich aufhaltende Aga des Groß=Sultans abgeschickt hatte um mich zu bitten, daß ich mich nach diesem Orte begeben und seinen Sohn, der gefährlich krank wäre, besuchen mögte. Ich reisete denselben Tag dahin und nahm meine Wohnung bey den Missionarien de propaganda.

Den 20sten besuchte ich **Deir Emmelac.** Dies ist ein Kloster der Copten, welches unten an dem östlichen Berge beynahe eine Meile von Girge liegt. Dieses Kloster besteht in einer Ringmauer, welche ungefähr vierzehn bis funfzehn Klaftern im Gevierte hat. In der Mitte derselben stehet eine sehr armseelige und sehr schmuzige Kirche nebst einem kleinen Hause, worin die Mönche wohnen.

Hinter diesem Kloster siehet man sechszehn Begräbnißhöhlen, deren eine jede vierzehn Schuhe lang, zwölf breit und sechs und einen halben hoch ist. Man findet in einer jeden dieser Höhlen zwey Gräber, die in den Fels gehauen sind, das eine zur rechten und das andre zur linken, und hinten einen abhängigen Canal, der acht Klaftern lang und drey Schuhe breit und hoch ist. Dieser gehet zu einem Alcoven, welcher fünf Schuhe in der Breite, sechs in der Höhe und sieben in der Länge hat. Bey diesem Alcoven fängt ein anderer Canal an, der enger, als der vorige ist und nach der nächsten Höhle gehet. Und so

verhält

verhält es sich auch mit den übrigen. In diesen Grotten ist weder Bildhauer- noch Mahler-Arbeit.

Nachdem ich diese Höhlen besichtiget hatte, gieng ich nach Zarie, einem von diesem Kloster ungefähr eine halbe Meile entferneten Dorfe. Ich besuchte den Chek oder Commendanten, welcher mich, nachdem er mir Caffee gegeben hatte, in eine schöne Begräbniß-Höhle führte, die in einen Felsen gehauen war.

Diese Höhle hat drey und zwanzig und einen halben Schuh in der Länge, sechs in der Höhe und sechszehn in der Breite; sie ruhet auf vier vierecktigten Pfeilern, die zween Schuhe im Durchschnitte haben, und auf denselben siehet man zwey Bilder von Männern und zwey von Weibern in halberhabener Arbeit. Der übrige Theil dieser Pfeiler ist voller hieroglyphischen Schriften. Die Decke ist von getäfelter Arbeit, und es sind darin verschiedene menschliche Gestalten geschnitzet, welche mit mancherley Farben, die sich wohl erhalten haben, ausgemahlet sind. Zur rechten und linken siehet man menschliche Gestalten von gegrabener ein wenig erhabener Arbeit.

Aus dieser ersten Kammer gehet man in eine andere, welche funfzehn Schuhe lang, zehen breit und sieben hoch ist, ohne Pfeiler, ohne Bilder und ohne hieroglyphische Schriften. Man siehet daselbst ein in den Fels gehauenes Grab, welches acht Schuhe in der Länge, drey in der Breite und zehn in der Höhe hat, von da gehet ein Canal in eine andere Kammer.

Um

Um diese Höhle sind noch acht andere. Sie sind a-ber kleiner, ohne Zierraten und in einen Fels gehauen, der eigentlich aus einem Haufen kleiner runder Steine be-steht, deren Gestalt und Größe den Erbsen und Linsen vollkommen ähnlich und gleich ist. Sie hängen so feste zusammen, daß man sie eher zerbrechen als von einander trennen kann.

Eine Italiänische Meile von dort an dem Fuße des Berges siehet man etliche Stücke eines zerstörten Tempels. Der Chek erzählte mir, daß fünf Meilen davon zwo ver-stümmelte und halb in dem Sande begrabene Bildsäulen in Riesengröße wären.

Den 23sten reisete ich nach **Baskier** und von da nach **Madfune**, d. i. die begrabene Stadt, so von **Bas-kier** ungefähr drey Meilen liegt. Dieses Dorf ist auf den Schutthaufen einer alten Stadt gebauet, welche an dem Fuße des östlichen Gebirges gelegen hat. Drey Flin-tenschüsse von diesem Dorfe südwärts findet man einen Tempel, welchen die Araber **Birbe** nennen, noch fast ganz; er ist aber bis an das Gewölbe im Sande begra-ben. Ich gieng in denselben durch ein Fenster hinein, nachdem ich den Schutt davor hatte wegräumen lassen.

Dieser Tempel hat ein hundert und zwey und dreyßig Schuhe in der Länge, und zwey und funfzig in der Breite. Die Decke ruhet auf vier Reihen Säulen, in deren jeg-licher eilfe an der Zahl sind. Eine jede dieser Säulen hält

drey

drey Schuhe im Durchschnitte. Die Capitäle, welche von feiner Bildhauer-Arbeit sind, und worin die Corinthische Ordnung beobachtet ist, sind drey Schuhe und acht Zolle hoch. Der ganze Tempel ist mit verschiedenen Farben auf bergblauem Grunde ausgemahlet und mit vielen menschlichen Gestalten und hieroglyphischen Schriften gezieret. Die Steine an der Decke haben alle vierzehn Schuhe in der Länge, vier Schuhe und acht Zolle in der Breite und zween Schuhe drey Zolle in der Dicke.

Man siehet bey diesem Tempel die zertrümmerten Stücke einer Bildsäule in Riesengröße und zweener Obelisken, davon der eine von rothem und der andere von schwarzem Granit ist. Unten am Berge findet man auch viele ausgemahlte und mit Bildern und Inschriften, die in die Wände gegraben sind, gezierte Begräbnißhöhlen. Eine Tagereise von hier und hinter dem Gebirge westwärts ist nach dem Berichte der **Araber** eine alte Stadt, welche sie **Schunaite Elzebibe** nennen, allwo, wie sie mir sagten, fast ein noch ganzer Tempel steht. Ich würde die Wahrheit dieser Nachricht untersucht haben, wenn sie mich dahin hätten führen wollen.

Von dem Dorfe **Baskier** kommt man nach **Farschiut**, welches fünf Meilen davon liegt. Auf dem Wege siehet man die Dörfer **Elgenenne**, **Belienes**, **Cume Batischete**, **Cume Yacub**, **Cume el Megeanine** und **Cume Elamar**, die alle eine Meile von einander liegen

liegen und auf den Schutthaufen alter Städte oder den übrigen Stücken etlicher Tempel erbauet sind.

Von Farschiut kommt man, wenn man Bageora zur linken liegen läßt, zu dem Dorfe Hu, welches auf den Schutthaufen der alten Stadt Oxyrinchus gebauet ist. Es sind darin keine Alterthümer, außer einigen Stücken von Seulen. Von diesem Dorfe gehet man nach Senapse zum Nachtlager, und von da in einem Tage nach Dandera.

Dandera ist ein aus den Schutthaufen von Tentyris, der ehemahligen Hauptstadt in dem Tentyritischen Gebiete erbauetes Dorf. Diese Stadt hatte fünf bis sechs Italiänische Meilen im Umkreise, wenn man davon aus den übrigen Stücken der Ringmauren und den Ueberbleibseln der Thore urtheilen soll. Man findet in diesen Schutthaufen zween Tempel, davon der eine der Isis und der andere der Venus gewidmet ist. Dieser letzte liegt ganz in dem Schutt begraben; und ob man gleich von oben in denselben hineingehen kann, so ist es doch unmöglich ihn abzuzeichnen und zu messen, weil er ganz mit Graus und Erde angefüllet ist. Auf der einen Seite dieses Tempels siehet man einige Griechische Buchstaben, welche ich von einer in dieser Sprache abgefaßten Inschrift übrig geblieben zu seyn glaube, und daher muthmaße, daß dieser Tempel zu der Zeit der Griechen gebauet oder wieder hergestellet worden.

Von diesem liegt der Tempel der Isis sechzig Schritte südwestwärts. Das erste, was einem davon in die Augen fällt, ist eine schöne Halle, die sechzig Schuhe hoch, sechs und dreyßig breit und ein und dreyßig dick ist. Sie hat ein schönes Gesimse und einen Mauerkranz, der um dieselbe ganz herumgehet. Unter demselben und gleich über der Thüre, welche zwanzig Schuhe hoch und zehn breit ist, siehet man ein Wapen *, das aus einer Kugel bestehet. Dieselbe wird von zween einer gewissen Art Lampreten ähnlichen Fischen gehalten, die in einem blauen Felde wie zween ausgebreitete Flügel erscheinen. Diese Halle ist von unten bis oben ganz mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt. Von diesem Thore gehet man in einen sehr geräumigen Hof, der mit Stücken von Säulen angefüllet ist. Dem Tempel, der in der Mitte dieses Hofes ist, gegen über findet man zwölfe, welche stehen und den noch übrigen Theil der Decke unterstützen.

Die Vorderseite dieses Tempels hat ein hundert neun und zwanzig Schuhe in der Länge, zwey und achtzig in der Breite und siebenzig in der Höhe. Die Hinterseite ist hundert und sechzig Schuhe lang, hundert und acht breit, und die Höhe kommt mit der Vorderseite ihrer überein.

* Vermuthlich sind dieses nur Zierraten der Baukunst und kein eigentliches Wapen, als welche in diesen alten Zeiten ganz unbekannt gewesen sind.

herein. Die äußeren Wände sind von unten bis oben mit Egyptischen Gottheiten in etwas erhabener Arbeit und hieroglyphischen Schriften bedeckt. Rund herum ist ein sehr schönes Gesimse, und acht Löwenköpfe formiren die Dachrinnen. Es waren ihrer an jeder Seite drey und zween auf der Hinterseite.

Anfänglich kommt man in einen großen Saal, welcher ein hundert und zwölf Schuhe in der Länge, sechzig in der Höhe und funfzig in der Breite hat. Die Decke ruhet auf sechs Reihen Säulen, in deren jeglicher vier sind. Der Schaft dieser Säulen hat zwey und funfzig Schuhe und ihr Umfang drey und zwanzig. Die Capitäle sind als vier Weiberköpfe gemacht, die mit ihren Rücken aneinander gelehnet sind. Die Wände dieses Saales sind mit einer unendlichen Menge Bilder von Thieren, Egyptischer Gottheiten und hieroglyphischen Schriften angefüllet. Die Decke, woran die Steine achtzehn Schuhe in der Länge, sieben in der Breite und zween in der Dicke haben, ist auf nassen Kalk bemahlt, und die Farben sind noch so lebhaft, als wenn sie erst vor weniger Zeit darauf wären getragen worden.

Aus diesem Saale gehet man in einen andern viereckigten, dessen Decke von sechs Säulen, deren drey auf jeder Seite stehen, getragen wird. Sie sind von eben der Gestalt und Größe, als die vorigen, aber nicht so di-

 cke.

cke. Dieser Saal hat zwey und vierzig Schuhe in der Länge und ein und vierzig in der Breite.

Man kommt aus diesem Saale zu vier Kammern, welche sonst kein Licht, als nur durch die Thüre und durch ein in der Decke befindliches Luftloch bekommen. Die erste von diesen Kammern hat drey und sechzig Schuhe in der Länge und achtzehn in die Breite; die andern haben drey und vierzig in der Länge und siebenzehn in der Breite. Die Wände dieser Kammern sind ausgemahlt und voller hieroglyphischen Inschriften.

Aus der letzten Kammer geht man in einen zwölf Schuhe langen und drey breiten Eingang, welcher zu einer Windeltreppe führt, wodurch man auf das platte Dach steigt. Man findet daselbst eine sehr dunkle Kammer, welche achtzehn Schuhe in der Länge, eilfe in der Breite und neun in der Höhe hat. Sie ist über dem Gewölbe des großen Saales gebauet und mit vielen Egyptischen Gottheiten von etwas erhabener Arbeit ausgezieret. An der Decke dieser Kammer erblickt man die Gestalt eines Riesen, gleichfalls in erhabener Arbeit, dessen Arme und Beine auswärts ausgestreckt sind.

Die Treppe, von welcher ich geredet habe, hat nichts besonders, außer daß fünf bis sechs Stiegen derselben in einen einzigen Stein gehauen, und daß sie nur vier Zolle hoch sind; daher es sich darauf sehr bequem herauf steigen läßt.

Die

Die Felder um Tentyris wurden durch einen sehr schönen Canal bewässert, welcher die Stadt vorbey lief. Man würde dieselbe mit Rechte eine von den schönsten in Ober-Egypten nennen, wenn man davon aus den Ueberbleibseln der alten Denkmahle, als welche sich am besten erhalten haben, urtheilte. Das Dorf Dandera, welches auf ihrer Stelle steht, ist ein sehr angenehmer Ort. Er hat einen Ueberfluß an Früchten von verschiedenen Gattungen, als Pomeranzen, Citronen, Apricosen, Datteln, woraus man hier vielen Wein macht, den die Copten kaufen.

Das dritte Capitel.

Schutthaufen der Stadt Thebe und des Tempels zu Hermonthis. Uberbliebene Stücke alter Denkmahle in dortiger Gegend. Syenne und Apollinopolis.

Von Dandera reiset man nach dem Dorfe Tur, und man kommt unterwegens durch ein anderes, Namens Aramie. Dieses ist deswegen merkwürdig, weil die Einwohner große Diebe, und ihre Häuser von irdenen Töpfen aufgebauet sind, die sie auf einander gesetzet und mit Kothe verküttet haben.

Von Tur setzte ich über den Nil und begab mich nach Kous, einem andern Dorfe, welches von dem erstern eine Meile entfernet ist. Die von Cairo entlaufenen Türken nehmen dahin ihre Zuflucht. Es liegt auf

der östlichen Seite des Nils und ist aus den Schutthaufen der Stadt Kous * erbauet worden. Man siehet um und in diesem Dorfe nichts als zertrümmerte Marmorsäulen. Man findet daselbst auch zwo Mauren von gehauenen Steinen, die neun Schuhe von einander stehen. Die Höhe dieser Mauren beträgt funfzehn Schuhe, und die Länge sechs und dreyßig. Sie tragen noch die Ueberbleibsel einer Decke, auf welcher die Araber ein Minaret, d. i. kleines Thürmchen, dergleichen auf den Moscheen sind, gebauet haben. Alles siehet darin so verstellet aus, daß man nicht wissen kann, ob es der Rest eines Tempels oder eines Grabmahls sey. Oben auf einer von diesen Mauren erblicket man die Ueberbleibsel eines Gesimses, unter welchem eine Kugel ist, welche von zween einer Art Lampreten ähnlichen Fischen gehalten wird, eben so als zu Dandera. An der Mauer auf der nordlichen Seite findet man die Ueberbleibsel einer Griechischen Inschrift, welche ich folgender gestalt abzeichnet habe:

ΣΙΛΙΣΣΑΚΑΕΟ. ΠΑ-
ΤΡΑΚΙ. ΒΑΣΙΛΕΥΣ.
ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΣ.
ΘΕΟΙΜΕ. ΓΑΛΟΙ.
ΦΙΛΟΜΗΤΟΡΕΣ.
ΕΠΣΤΩΙ. ΚΑΙΤΟΙΣ.
ΣΥΝΝΑΟΙΣ. ΘΕΟΙΣ.

Von

* Anteopolis.

Von **Rous** kommt man nach **Luxor**, welches sieben Meilen davon liegt. Dieses Dorf ist auf dem Schutt der Stadt Thebe gebauet. Diese alte und wegen ihrer prächtigen Gebäude so berühmte Stadt stellet dem Gesichte jetzo weiter nichts als einige Steinhaufen dar. Das erste, was man erblickt, sind zween Obelisken von rothem Granit, welche auf der nordlichen Seite ungefehr funfzehn Schuhe von einander stehen. Sie sind acht und funfzig Schuhe hoch und unten acht breit. Nicht weit von diesen Obelisken und in eben derselben Linie siehet man neben einem Thore zwo weibliche Bildsäulen in Riesengröße von sehr schönem schwarzen Marmor, welche bis über die Mitte des Leibes in der Erde stecken. Der Theil, welcher außer derselben steht, ist funfzehn Schuhe hoch. Aus diesem Thore gehet man in eine Gasse des Dorfes **Luxor**, welche sich bey einem Saale endiget. In diesem findet man zwo Reihen Säulen, deren jede vier und zwanzig Schuhe hoch ist. Sie sind aus vielen Steinen zusammen gesetzt und tragen den Rest einer Decke. Aus diesem Saale kommt man in einen andern, worin vier Reihen Säulen stehen, in deren jeglicher acht sind. Sie haben alle ein und zwanzig Schuhe im Umfange.

Von hier gehet man durch viele Schutthaufen zu einem andern Gebäude. Es sind darin nur drey Zimmer übrig, die halb mit Sande angefüllet sind. Man siehet da-

daselbst viele Bilder in etwas erhabener Arbeit und eine Menge hieroglyphische Inschriften. Von da steigt man auf die Reste eines schönen Dammes von Quadersteinen herunter, und gehet darauf nach einem Schlosse, welches eine gute Italiänische Meile von Luxor liegt. Man kommt dahin durch einen Gang, der mit Bildern des Sphynx und anderer Thiere ausgezieret ist. Es sind deren fünf und vierzig auf jeder Seite, aber so zerstümmelt, daß man sie kaum erkennen kann. Man siehet dort zween schöne Köpfe, die von ihren Rümpfen getrennet sind; der eine ist ein Elephanten- und der andere ein Pferdekopf. Auf diesem Gange kommt man zu einem Thore, welches noch in gar gutem Stande ist. Es hat siebenzig Schuhe in der Höhe, zwey und funfzig in der Breite, und ein und vierzig in der Dicke. Es waren daselbst noch drey andere eben solche Thore, jedoch nicht so hoch und breit, und man gelangte zu einem jeden dieser Thore durch einen mit Bildern von Thieren besetzten Gang, der aber nicht so lang als derjenige war, von welchem ich eben geredet habe. Diese vier Thore stunden mit ihren Vorderseiten gegen die vier Hauptwinde, und man gieng durch dieselben zu einem Pallaste, von welchem weiter nichts, als nur noch ein sehr schöner Saal übrig ist. Sechs Reihen Säulen, in deren jeder acht und zwanzig sind, tragen einen Theil der Decke; die Capitäle derselben, worin eine vermischte Ordnung beobachtet ist, sind wohlgearbeitet.

tet. Die Säulen sind nicht alle von gleicher Dicke; die zwölfe in der Mitte haben ein und dreyßig Schuhe im Umfange, und die andern acht und zwanzig. Sie bestehen aus verschiedenen Stücken, die mit hieroglyphischen Bildern und Inschriften bedecket sind. Ueber diesem Saale siehet man zwey Zimmer, welche durch eine in Form eines Geländers gemachte Scheidewand von einander gesondert sind. Die Steine dieses Gebäudes haben achtzehn bis vier und zwanzig Schuhe in der Länge und sechs in der Breite. Man siehet bey diesem Saale zwo Bildsäulen in Riesengröße von rothem Granit. Sie haben einen Degen an der Seite, und sind mit hieroglyphischen Schriften von unten bis oben bedeckt.

Vor dem Thore auf der östlichen Seite erblickt man drey Obelisken von rothem Granit, von denen zween stehen; der dritte aber ist umgefallen und an verschiedenen Stellen zerbrochen. Diese Obelisken sind funfzig Schuhe hoch und sieben breit.

Zwölf Klaftern davon ostwärts trifft man einen schönen marmornen Springbrunnen an, welcher zweyhundert und funfzig Schuhe im Umkreise hat, und worin das ganze Jahr Wasser ist. Ein wenig weiter hinauf siehet man einige Ueberbleibsel eines Pallastes, die in einem Saale bestehen. Es sind vier Reihen Säulen darin, deren eine jede sechs hat. Sie tragen eine Decke, auf welcher man noch vier Zimmer antrifft, die mit hieroglyphischen

Bildern und Schriften gezieret sind. Um diesen Pallast siehet man eine große Anzahl umgefallener Säulen, davon die meisten an verschiedenen Stellen zerbrochen sind.

Die Gräber der Könige von Theben liegen anderthalb Meilen davon. Sie sind in den Berg gehauen und ausgemahlt, auch mit vielen Bildern von etwas erhabener Arbeit gezieret. Die Araber finden in diesen Gräbern zuweilen Todtenkrüge, die mit einem graulichten Stoff angefüllet sind, den ich gesehen habe. Sie verwahren ihn sehr sorgfältig und halten denselben für ein Pulver, das die Metalle in Gold verwandelt. Eine Meile von Luxor lieget das Dorf Carnacq, und eine halbe Meile von dort siehet man bey dem Gebirge die Ueberbleibsel eines Pallastes, welche in acht und zwanzig Säulen und einigen Stücken einer Decke bestehen, welche sie tragen. Der Vordertheil dieses Pallastes ward von acht dicken viereckigten Pfeilern unterstützet, die oben in der Form eines Brustbildes gehauen waren; vier davon stellen Männer, und vier Weiber vor. Man findet unter diesen Schutthaufen einen Schenkel von einem sehr schönen Marmor, an welchem das Bein und der Fuß noch sitzen. Er ist acht Schuhe lang, und vielleicht mag dieses ein Ueberbleibsel von Memnons Bildsäule seyn.

In dem Gebirge findet man viele Begräbnißhölen von zwey Stockwerken; die ersten sind in den Fels gehauen;

die

die Decke ruhet auf zween dicken viereckigten Pfeilern, welche, so wie der übrige Theil der Höhle, mit hieroglyphischen Bildern und Inschriften bedeckt sind. Die in dem obersten Stockwerke sind in Sandstein gehauen und enger als die vorigen. Rund herum gehet ein blauer Mauerkranz; sie sind mit einem Ueberzuge von Gyps beweißet und eben gemacht, worauf man verschiedene Bilder von Heiligen gemahlt hat; man siehet am Ende dieser Höhlen eine in die Wand gemachte Höhlung worin man eine kleine Bildsäule setzen kann, und man muthmaßet daher, daß christliche Einsiedler welche aus Abscheu vor dem Heidenthum in den ersten Höhlen nicht hatten wohnen wollen, die andern gemacht haben.

Etwas von diesem Pallaste gerade ostwärts findet man zwo Bildsäulen in Riesengröße auf einem Fußgestelle mit einer an den Hüften etwas gebogenen Stellung, gleich als wenn sie sich niedersetzen wollten. Sie sind sechzig Fuß hoch, ohne den Kopf, welcher ihnen so wol als die Arme von den Arabern abgehauen ist. Diese nennen das eine von solchen Bildern **Chiama**, und das andre **Tama**. An den großen Brüsten dieser letztern siehet man, daß sie ein Weib vorstellen soll.

Eine Italiänische Meile von Carnacq gegen Südwesten siehet man die Steinhaufen einer von den Arabern erbauten Stadt, welche **Medina el Habu**, d. i. die

Stadt

Stadt Habu genannt wird. Man siehet daselbst die übrigen Stücke eines prächtigen Pallastes, dessen Eingang ostwärts ist. Anfangs gehet man in einen Hof, welcher hundert und zwey und sechzig Schuh in der Breite und ein und achzig in der Länge hat. Die Vorderseite dieses Pallastes ist hundert und achzig Schuh breit und sechs und dreißig hoch; an jeder Seite ist eine Säule von Granit in Corinthischer Ordnung; das Thor hat zehen Schuhe in der Dicke, achtzehen in der Höhe und acht in der Breite. Von diesem Thore kommt man in einen andern Hof, welcher sechs und funfzig Schuhe ins Gevierte hat, und von diesem in einen andern, welcher, wie die vorigen, mit zertrümmerten Stücken von Säulen angefüllet ist. An der Seite findet man verschiedene allmählig verfallende Zimmer, worin die Wände mit männ- und weiblichen Bildern und hieroglyphischen Schriften bedeckt sind. Hinten in diesem Hofe siehet man zwo Thüren, eine große und eine kleine. Diese führet zu fünf sehr dunkeln und halb mit Sande angefüllten Zimmern, in deren einem ein Grab von rothem Granit ist, welches sieben Schuhe in der Länge, drey in der Breite und viertehalb in der Höhe hat. Die große Thüre führet in einen Hof, der mit zertrümmerten Stücken von Säulen und anderm Stoffe angefüllet ist. Man erblickt von dorten die Vorderseite eines besondern Gebäudes, welche ein hundert und achzig Schuhe breit, und hundert und siebenzig hoch ist. Das in

in der Mitte befindliche Thor hat dreyßig Schuhe in der Dicke, zwanzig in der Höhe und zehen in der Breite. Diese Vorderseite ist von großen Quaderstücken gebauet; Man gehet von da in einen Hof, welcher hundert und zwölf Schuh im Gevierte hat. Darin siehet man zur Linken vier stehende Bildsäulen von weißem Marmor, und zur Rechten drey allmählig verfallende Zimmer. Aus diesem Hofe gehet man durch eine etwas niedrigere Pforte, als die vorige war, in einen Saal, welcher hundert und zwölf Schuh in der Breite hat und sich ein und achzig hineinwärts erstreckt. Auf beyden Seiten und hinten sind bedeckte Gänge; der hinten befindliche bestehet aus einer Reihe von acht großen Säulen, die acht Schuh im Durchmesser haben, und aus einer andern Reihe von sechs dicken Pfeilern, auf welchen ein Altan ruhet. Die an den Seiten sind nur aus einer Reihe von vier den vorigen ähnlichen Säulen gemacht, und auf denselben ruhet ebenfalls ein Altan. Aus den Fußgestellen und den in der Mitte dieses Saales zerstreueten Capitälen, imgleichen aus der Art und Weise, nach welcher zehen Säulen von Corinthischer Ordnung, deren Schäfte aus einem einzigen Stücke bestehen, gesetzet sind, kann man schließen, daß drey Reihen, und zwar eine jede von neun Säulen da gestanden haben. Sie halten drey Schuhe im Durchschnitte, und dreyßig in der Höhe.

Drey

Drey Meilen von Habu südwestwärts siehet man die Ueberbleibsel des Tempels in der ehemahligen Stadt Hermonthis. Man gehet in denselben durch eine Pforte, welche sieben Schuhe breit und zwanzig hoch ist. Das erste Gemach erstreckt sich sechs, das andere zwanzig und das dritte fünf Schuhe hinein. Die Höhe dieses Gebäudes beträgt allenthalben fünf und dreyßig Schuhe, und die Breite funfzehn. Man steigt auf dasselbe durch eine Windeltreppe hinauf. Vor dem Tempel siehet man viele umgefallene Säulen und acht, welche noch stehen, mit ihren Capitälen. Sie sind vierzig Schuhe hoch, und halten sieben im Durchmesser. Dichte dabey erblickt man einen schönen von gehauenen Steinen gebaueten Springbrunnen, der vierzig Schuhe in der Länge und dreyßig in der Breite hat. In der Mitte war eine Säule, davon nur die Hälfte noch stehet. Zwanzig Klaftern von diesem Wasserbehältnisse gegen Südosten findet man den Schutt eines Tempels, davon weiter nichts als ein Stück von dem Altare, der in Form einer Muschel gemacht ist, noch stehet. Man siehet dorten sechs Höhlungen in der Wand, worin man die Götzenbilder aufstellete. Den Raum um den Altar erfüllen die zertrümmerten Stücke vieler aus rothem Granit gemachter Säulen.

Nachdem ich die Steinhaufen von Theben und Hermonthis besehen hatte, gieng ich zu Schiffe nach Assena.

na. * Diese Stadt ist nicht auf dem Abhange eines Hügels gebauet, wie Thevenot nach dem Zeugnisse des Capuciners Prothais berichtet, sondern in einer Ebene, die anderthalb Meilen von dem nächsten Hügel liegt. Man siehet daselbst die Ueberbleibsel eines von Quadersteinen aufgeführten Dammes und eines Tempels, dessen Vorderseite ein hundert und sechszehn Schuhe in der Länge, und zwey und sechzig in der Breite hat. Und weil die Hälfte davon in dem Sande begraben ist, so beträgt seine Höhe außer der Erde nur fünf und dreyßig Schuhe. Ueber der Thüre ist eine Kugel, welche von zween einer gewissen Art Lampreten ähnlichen Fischen gehalten wird, eben so wie zu Theben und Tentyris. Inwendig hat dieser Tempel ein hundert und zween Schuhe in der Länge und funfzig in der Breite; er ist voller Bilder von erhabener Arbeit und voller hieroglyphischen Inschriften. In der Mitte des Tempels sind vier Reihen Säulen, in deren jeglicher sechs stehen. Sie sind fünf und dreyßig Schuhe hoch, ohne ihre Capitäle zu rechnen, und halten achtzehn im Umfange. Von denselben wird eine Decke getragen, die mit vielen Farben, die sich wohl erhalten haben, ausgemahlet ist.

In dieser Stadt sind ungefehr zweyhundert Coptische Familien unter der Aufsicht von sechszehn Priestern, die kaum ihren Namen schreiben können.

Eine

* Das alte Syenne.

Eine halbe Meile von dorten gegen Südwesten siehet man das Kloster der Märtyrer, welches die heilige Helena, wie man sagt, gebauet haben soll. Es siehet sehr armseelig und unreinlich aus. Die Wände sind von Koth und Erde gemacht; und dieses beweiset, daß es nicht mehr eben dasselbe Gebäude ist, welches diese Kayserinn hat aufführen lassen. Die Kirche ist klein und garstig; das Gewölbe ist sehr schlecht und mit elenden Farben ausgemahlt. Auf dem Hofe findet man fünf bekleidete Steine in der Mauer, deren jeder acht Zolle im Gevierte hat. Auf einem jeden derselben sind alte Griechische Buchstaben, die also aussehen:

Erste Inschrift.

eɪCΘeOCOBOHΘOTΔTGPOV.

Zweyte Inschrift.

TλOVTINOΔ.

Dritte Inschrift.

GICΘΘOCOBOH &c. NBIKT &c. P.

Vierte Inschrift.

† e-ICΘe-OCOOδ OhOΛ-
NAΔNOCλλλIλIω SMIOC†.

Fünfte Inschrift.

† { ICΘe-ω CTλΥλOC.

Die Araber versichern, daß jenseit des Gebirges auf der östlichen Seite die Ueberbleibsel einer alten Stadt und

eines

eines Tempels sind, welche ich aber nicht gesehen habe, weil keiner von ihnen mich dahin führen wollte.

Von Assena reisete ich nach **Utfu**, * welches neun Meilen davon liegt. Zur rechten und linken des **Nils** findet man Schutthaufen von alten Städten und Tempeln. Das auf der östlichen Seite dieses Flusses liegende Gebirge ist ein Steinbruch, woraus die alten **Egypter** die Steine, wovon sie ihre Gebäude aufführten, hergehohlet haben. Man siehet daselbst noch etliche Säulen und halbgehauene Steine.

Das Dorf **Utfu** ist aus den Steinhaufen der Stadt Apollinopolis gebauet. Es sind allda noch die Ueberbleibsel eines Tempels, in welchen man nicht hinein gehen kan, so sehr ist er mit Erde und Schutt angefüllet. Dessen äußere Seite hat einhundert und achtzehn Schuhe in der Breite. Die andern Seiten, welche einhundert und neun und sechzig Schuhe lang sind, gehen bis an die Hauptseite des Tempels, welche zweyhundert Schuhe breit und siebenzig hoch ist.

Egypten ist hier von den Gebirgen so enge eingeschlossen, daß seine Breite aufs höchste nur anderthalb Meilen ausmacht. Diese Gebirge gehen immer dichter zusammen, bis sie endlich zu **Essouan** ganz zusammen stoßen und nur ein Thal zwischen sich lassen, durch welches der **Nil** läuft, und in dessen Mitte der erste Wasserfall ist.

* Apollinopolis.

Man rechnet von Utfu bis Essouan funfzehn Meilen zu Lande; ich konnte aber zu meinem großen Verdruß nicht dahin reisen. Der damahlige Krieg zwischen den in diesen Gegenden wohnenden Arabern, welcher fast beständig wäret, verhinderte mich dieses zu thun.

Das vierte Capitel.

Reise in die Landschaft Thebais. Akmin oder das alte Panopolis. Die Schlange zu Eridy. Kloster des heiligen Senodius.

Da ich in Ober-Egypten weiter nichts zu besehen hatte, reisete ich nach Girge zurücke. Ich verweilete mich etwas in einem Dorfe Namens Kenne, welches an dem östlichen Ufer des Nils, acht Meilen unter Kous liegt. An diesem Orte siehet man den Schutt eines Tempels, von welchem nichts außer einigen zertrümmerten Säulen übrig ist. Ich begab mich wieder zu Schiffe, nachdem ich einen halben Tag die dortigen Felder durchstrichen hatte, und kam den 23sten zu Girge an, welche heutiges Tages die Hauptstadt der Landschaft Thebais ist. Man siehet darin nichts merkwürdiges, und bald wird man ihrer gar nicht mehr gedenken, wofern der Nil, der davon schon einen Theil weggeführet hat, seinen Lauf nicht verändert.

Von Girge reisete ich zu Lande nach Elmenichie, welches auf den Steinhaufen einer alten Stadt erbauet ist. Es

Es sind daselbst keine andere Denkmahle des Alterthums, als einige zertrümmerte Säulen und die Ueberbleibsel eines sehr schönen von Quadersteinen aufgeführten Dammes. Ich kam denselben Abend zu Akmin, einem großen Dorfe, an. Die Häuser in demselben sind zum Theil von Granit gebauet, und man siehet darin eine sehr große Menge Schutt von Gebäuden, welche die Zierde der Stadt Panopolis waren, auf deren Steinhaufen dieses Dorf stehet. Die Gassen sind nach der Schnur gezogen, und man kan sagen, daß von Cairo an bis zu den Wasserfällen dieses der einzige von Steinen und mit einiger Regelmäßigkeit gebauete Ort ist. Was für eine große Veränderung! die Landschaft Thebais, welche ehemahls die Zierde der Welt war, bestehet jetzo bloß aus einem Haufen Strohhütten, die von Kothe zusammen gesetzet sind.

Diese Provinz erstreckt sich von Girge bis zu den Wasserfällen auf sechzig Meilen. Sie ist fruchtbar an Getraide und Zucker: allein das Land kan nicht allenthalben besäet werden, weil die von den Gebirgen kommende Regenbäche vieles davon mit Sande überschwemmen. Der Commendant, welcher ein Bey von Cairo ist, und der ehemahls ein Bassa war, hat daselbst nichts zu befehlen. Die Araber welche sich Meister von Ober-Egypten gemacht haben, sind so mächtig an Volk und Gelde und so einig unter sich, wenn sie wider die Kriegsvölker von Cairo fechten sollen, daß diese es niemahls wagen sie anzugreifen. Diejenigen unter ihnen, welche genöthiget sind ihre Waa-

ren nach Cairo zum Verkaufe zu schicken, bezahlen dem Groß-Sultan eine ordentliche Abgabe von ihren Ländern. Die andern, welche sich nicht in diesen Umständen befinden, bezahlen ihm nichts.

Wenn der Bey von Girge den Befehlshabern der Araber etwas geheimes von wegen des Divans zu Cairo zu hinterbringen hat; so läßt er ihnen sagen daß sie sich zu ihm verfügen sollen. Diese schicken so dann einen aus ihrem Mittel mit zweytausend Pferden an einen bestimmten Ort ab. Seine Truppen schließen einen Kreis um ihn, in welchen der Bey mit einem Gefolge von nicht mehr, als zwölf Personen zu ihm kommt; und nachdem sie sich mit einander unterredet haben, so gehen sie beyde wieder aus einander nach Hause.

Zu Girge so wohl als zu Akmin sind Mißionarien aus dem Barfüßer-Orden, welche die Congregation de propaganda unterhält, um an der Bekehrung der daselbst in großer Anzahl befindlichen Copten zu arbeiten.

Man siehet zu Akmin die Ueberbleibsel zweener Tempel, welche aus Steinen, die zwanzig Schuhe in der Länge und zehen in der Breite haben, bestehen. Sie sind bemahlet und mit vielen hieroglyphischen Schriften bedeckt. Auf einem dieser Steine ist eine Griechische Inschrift in vier Zeilen, davon die erste und letzte aber fast ganz ausgelöschet sind, so daß man nur einen Theil der zwo andern lesen kan. Die unfruchtbaren Weiber zu Akmin lassen ihr Wasser auf diesen Stein, damit sie fruchtbar werden mögen.

K A I T O Υ Π A N T O C . . . . .
Π A I λ O e e ʒ Σ I M G
ΠOTT IBCIIO CKAΔΥΔIOCTIBCIIOΥK...
ΣNOCΥO CKOλIPINAΛΠOTʒ
Σ N K C X C I
ΛIΛPXHKOTʒ ΣKTIʒ . . . . .
ʒΣIΔOCKAIΠANΘO

Von Akmin begab ich mich nach Gau, welches sieben Meilen davon liegt. Dieß ist ein großes Dorf, von dem der Nil den vierten Theil weggeführet hat, und das an dessen östlicher Seite liegt.

Auf dem halben Wege findet man ein hundert hie und da zerstreuete steinerne Gräber, welche den Reisenden und den Pferden zur Tränke dienen, und eine auf dem Felsen gehauene Bildsäule in Riesengröße, die aber so zerstümmelt ist, daß es sich nicht der Mühe verlohnet sie abzuzeichnen. Unten am Berge sind sehr viele Steinbrüche, welche man für Grotten ansiehet. Die Steine darin sind weiß, voll Sand, und haben einen feinen Glanz.

In dem Dorfe Gau stehen noch vierzehn Säulen, die voller hieroglyphischen Bilder sind. Man siehet daselbst auch die Ueberbleibsel eines aus Quaderstücken aufgeführten Dammes und eine Mauer, welche wenn der Nil gefallen, mit dem Wasser gleich hoch ist. Hieraus ist zu muthmaßen, daß vor alters dort eine Brücke gewesen sey.

Drey Viertel Meilen nordwärts von diesem Dorfe findet man viele Hölen oder Steinbrüche. Einige davon sind zum Theil mit Sande angefüllet; die andern sind halb verfallen, und etliche noch im guten Zustande. Unter diesen befinden sich einige sehr geräumige, und eine schien mir größer als der Pallast von Soubise zu seyn. Man gehet in dieselbe durch sieben unregelmäßige und ohne alle Ordnung gemachte Pforten. Sie ist nicht allenthalben gleich breit; die Höhe beträgt zwanzig Schuhe, und das Gewölbe wird von achtzehn gleichfalls sehr unordentlich gesetzten Pfeilern getragen. Ein Theil des Gewölbes ist eingefallen; und man hat daraus einen Stein, der zwanzig Schuh lang und zwölf breit ist, gehauen, den man aber vermuthlich wegen der allzugroßen Schwere nicht von der Stelle gebracht hat.

Drittehalb Meilen von Gau und ostwärts von dem Nil siehet man das Dorf Eridy, wo sich ein Chek, der eben diesen Namen führet, aufhält. Es ist in ganz Egypten wegen einer Schlange berühmt, von welcher man Wunderdinge erzählt, und welche viele Leute für den Teufel halten, den der Engel Raphael in die Gebirge von Ober-Egypten verwiesen haben soll, damit er dem jungen Tobias nicht den Hals umdrehen mögte, gleichwie er es den sechs andern Männern der Frau, welche er heirathete, gethan hatte. Dieser geistliche Chek hält, so wie seine Vorfahren, seit einer undenklichen Zeit schon gethan haben, diese Schlange in seiner Verwahrung. Sie ist zwey Schuhe

he lang und einen Daumen dick. Ihre Haut ist glatt und röthlicht. Sie spielet mit denenjenigen, welche sie in die Hand nehmen und windet sich um ihre Arme und Beine ohne ihnen den geringsten Schaden zu thun. Dieses ist bey ihr was besonders, daß sie lieber Weibs- als Mannspersonen leidet. So bald sie eine von den erstern siehet, kriecht sie bis an den Hals herauf; von da gehet sie in den Busen und schleicht sich unter das Hemde. Man verstattet ihr diese Freyheit, weil man sie für einen Engel hält.

Dieser Schlange zu Ehren wird alle Jahr ein Fest angestellt. Die Leute laufen zu demselben zwanzig Meilen weit umher zusammen. Sie kommen so häufig dahin und theilen so viele Almosen aus, daß man auf sechzig Ochsen und zweyhundert Hämmel schlachtet, um ihnen eine Mahlzeit zu geben. Man erzählet viele Fabeln von dieser Schlange, welche zu allen diesen Possen abgerichtet ist. Man hat mir unter andern gesagt, daß der Chek sie des Abends in Stücken zerschnitte und sie den folgenden Morgen so ganz als zuvor fände. Ich fragte aus Neugierigkeit den Chek, ob die Sache sich so verhielte. Als er mich versicherte, daß es wahr wäre, bot ich ihm zehen Zechinen, daß er mich das Wnnder sehen lassen mögte, jedoch mit der Bedingung, daß ich die entzwey geschnittene Schlange so lange in meiner Verwahrung haben wollte, biß sich die Stücke wieder vereinigten; und daß, wenn dieses zu der bestimmten Zeit nicht geschähe, ich nicht schuldig seyn sollte, ihm etwas zu geben. Allein er wollte nicht darin willigen, und seine

Ausflucht war diese, daß der Engel, (denn also nannte er die Schlange, über einen solchen Handel böse werden würde.

In dem bey dem Dorfe Eridy liegenden Gebirge sind zehen bis zwölf Begräbnißhöhlen. Man siehet dort herum viele Schutthaufen, welche nach dem Berichte der Copten von einer alten Stadt, namens Irzy seyn sollen. Vier Meilen davon an dem Fuße des Gebirges, welches von Akmin gegen Osten lieget, findet man das Kloster des Heiligen Senodius, welches bey den Schutthaufen einer alten Stadt, die Adribe seyn soll, gebauet ist. Dieses Kloster liegt an einem tiefen Teiche, der sein Wasser aus zween großen Canälen bekommt, und worin es sich das ganze Jahr hindurch erhält.

Nach den Klöstern des heiligen Antons und des heiligen Pauls kan man von diesem rühmen, daß es unter allen in Ober-Egypten befindlichen am wenigsten unreinlich sey. Es ist ein länglichtes aus gehauenen Steinen gebauetes Viereck. Es hat ein hundert und dreyßig Schuh in der Länge, hundert und zwanzig in der Breite und funfzig in der Höhe, und ist mit einem rund herum gehenden Gesimse gezieret. Die größesten Seiten desselben sind mit zwoen Reihen vermaureter Fenster, in deren jeglicher man ein und zwanzig siehet, versehen; an den andern Seiten sind nur neun Fenster in jeder Reihe; fünf gleichfalls vermaurete Thüren, die auf der westlichen Seite waren, dieneten vormahls zum Eingange; jetzo gehet man in dasselbe durch eine kleine Thüre an der südlichen Seite,

Seite, deren Flügel mit eisernen Platten beschlagen ist. Die Kirche ist ganz verfallen; man siehet darin noch vierzehn Säulen, einige von Steinen und die andern von Ziegeln, die mit Gyps beworfen sind und worauf die Decke ruhet. Das Chor, welches man zu erhalten gesucht hat, begreift drey Altäre, an welchen nichts merkwürdiges zu sehen ist. Drey Mönche, welche sehr schlechte Wohnungen haben, halten sich in diesem Kloster auf. Es befindet sich darinn ein von Ziegelsteinen gemauerter sehr tiefer und weiter Brunnen, dessen Wasser, wie man sagt, so wie der Nil wachsen und abnehmen soll, obgleich das Kloster eine gute Meile davon liegt. Allein dieser Anwachs und dieses Abnehmen des Wassers, welches diese Mönche und die Copten als ein Wunderwerk ansehen, das Dioscorus während seinem Aufenthalt in diesem Kloster gethan haben soll, rühret sonst nirgends als aus dem Teiche her, der sein Wasser, wie ich schon gesagt habe, aus dem Nil bekommt und den Brunnen damit versiehet. Nachdem ich mit diesen Mönchen eine Fastenmahlzeit gethan hatte, gieng ich nach Akmin zurücke, welches nur anderthalb Meilen von dem Kloster entfernet ist.

Das fünfte Capitel.

Bäume, Pflanzen und Mineralien in der Landschafft Thebais. Klöster des heiligen Antons und des heiligen Pauls.

Weil einige Araber zu Akmin mich versichert hatten, daß drey Tagereisen jenseit des östlichen Gebirges

sehr schöne Wälder und merkwürdige Gewächse wären; so begab ich mich den 29ten Merz auf den Weg um sie aufzusuchen. Ich nahm zween Araber und zwey Cameele mit mir, und kam des Abends in ein Coptisches Kloster Deir-Habubakome genannt, allwo ich übernachtete. Den 30ten, nachdem wir auf den Berg geklettert waren, welcher sehr rauh ist, und wo sehr schöne Marmorbrüche von verschiedenen Farben sind, nahmen wir den Weg nach Nordosten durch die steinigten Ebenen und Regenbäche, bis um fünf Uhr des Abends, da wir in einem Regenbache liegen blieben, welchen die Araber den Kameelbach nennen.

Den 31ten begaben wir uns bey anbrechendem Tage auf den Weg und hielten allezeit denselben Strich. Wir kamen drauf des Abends zu einem Regenbach Berkene genannt, allwo wir die Nacht unter einigen Sialbäumen zubrachten. Ich fand unterwegens viele Kreide und keine Pflanzen.

Den 1sten April giengen wir zwo Stunden ostwärts und stiegen in einen entsetzlichen Regenbach herunter, welcher mit hohen und steilen Gebürgen, die von den Arabern Macanaebibe genannt werden, eingefasset ist. Er ist breiter als die Rhone und ergießet sich unterhalb Girge in den Nil. In diesem Bache findet man einige Sialbäume, Beyfuß, und wilden Sauerampfer, wovon die Gemsen sich ernähren. Aus diesem Thale setzten wir unsern Weg nordost- und endlich nordwärts bis zum Anbru-

che

che der Nacht fort, da wir in einem andern nicht so breiten Regenbache, als der vorige war, unser Nachtlager nahmen. Derselbe hieß el Bume, und wir fanden dabey einen rothen Marmor- und einen Gypsbruch.

Den 2ten giengen wir drey Stunden lang nordwärts, und eben so lang nach Nordwesten. Zu Mittage stiegen wir in einen großen Regenbach herunter, welchen die Araber Macane el Siuti nennen, und worin wir etwas grünes und eine besondere Art von Ginst fanden. Wir hielten uns daselbst etwas auf, um unsre Kameele weiden zu lassen, und ich sammlete inzwischen ein mineralisches Salz, welches von dem Federweiß nur darin unterschieden ist, daß es eine stärkere Salzigkeit hat, und daß seine Zäserlein sich leichter von einander trennen lassen. Wir gebrauchten es, um eine wilde Ziege, welche wir diesen Morgen geschossen hatten, damit einzusalzen. Dieses Salz löset sich sehr schwer in kaltem Wasser auf, welches davon weiß wird. Es hat was erfrischendes und ist ein gutes Mittel wieder die Entzündungen im Halse. Es entstehet aus einem weißen Safte, der etwas von Milch und Alaun an sich hat, und welchen man in den Ritzen des Felsen findet.

Nachdem unsre Kameele geweidet hatten, setzten wir unsre Reise in eben diesem Thale fort, aus welchem wir erst den 4ten kamen und auf die nordostwärts liegende Gebürge kletterten. Zu Mittage gelangten wir in eine Ebene, namens Karrubi, welche mit Kieselsteinen angefüllet ist, woraus man Tabacksdosen und Messerstiele macht.

Von dieser Ebene siehet man auf der östlichen Seite eine lange Reihe Gebirge, welche verschiedene Namen bekommt, und in der Mitte sich als ein rundes Dach erhebet, welches die Araber Gebel-Ducan oder den Tobacksberg nennen. Hinter demselben erblickt man die Spitze eines Berges, welcher Gebel el Zeil oder der Oelberg genannt wird, weil man dort sehr vieles Steinöl findet. Wir giengen aus dieser Ebene bey dem Anbruche der Nacht, da wir in das Thal el Kauri herunter stiegen, welches sich bis zu dem rothen Meer erstreckt.

Den folgenden Morgen, welches der 5te war, giengen wir den ganzen Tag nordwärts und ließen den Tobacksberg zur rechten Hand liegen. Wir bekamen viele Stücken Porphyr, davon einige schöner als die andern waren, und Schwefel der von dem unterirdischen Feuer sublimiret war und womit die Erde und die Kieselsteine bedeckt sind, imgleichen einige Granitsteine zu sehen. Wir stiegen in den Regenbach Habahal herunter und hielten darin unser Nachtlager.

Den 6ten setzten wir unsre Reise nordwärts fort; und nachdem wir durch eine kleine Ebene, die mit Schwefel bedeckt war, davon der Geruch den Reisenden sehr beschwerlich fiel, gegangen waren, so kamen wir um zwey Uhr nach Mittage zu dem Regenbache Tarfe, welcher sich bis zu dem Dorfe Charrone, das auf der östlichen Seite des Nils liegt, erstreckt. Den übrigen Theil des Tages setzten wir unsre Reise ostwärts fort; und weil es in diesem Regenbache

genbache mehr Sialbäume, Ginst und andre Gewächse als in den vorigem giebt, so wünschten mir meine Wegweiser zu meiner Ankunfft Glück. Sie sagten, daß dies der Ort wäre, wohin sie mich zu führen versprochen hätten, und forderten mir ein Trinkgeld ab. Das Compliment setzte mich in Verwunderung; allein die Reue war zu spät; ich muste mich mit dem, was man mir zeigte, begnügen, da ich nichts bessers haben konnte.

Nachdem ich hier einige Kräuter gesammlet und vier Schläuche mit Brachwasser, weil kein andres da war, hatte anfüllen lassen; so nahm ich meinen Weg nach dem Kloster des heiligen **Antons**, welches an dem Fuße des Berges **Colzim** liegt, und kam den 9ten um zehen Uhr des Morgens daselbst an. Ich war zween Tage lang auf erschrecklich bösen Wegen beständig über Gebirge gereiset. Ich gieng über die berühmte **Arabanne** oder Wagenebene, von welcher man nordwärts sonst nichts als das Gebirge **Askur** zu sehen bekommt. Daselbst sind die Schutthaufen dreyer Klöster, welche **Deir Berdet**, **Deir Bakite** und **Deir Anna** heißen.

Als ich mich unten an dem Kloster ein wenig ausgeruhet hatte, ward ich einen Mönch im Fenster gewahr, welchem ich die Ursache, die mich dahin führete, eröffnete. Nachdem dieser es dem Superior gemeldet hatte, so rief man mir aus einer oben im Kloster befindlichen Fallthüre zu, und ich sahe, daß man ein Seil herunter ließ, welches ich mir mitten um den Leib band; und mittelst desselben ward

ich hinauf gezogen und ins Kloster gebracht. Man räumte mir daselbst eine Zelle ein, und ich ward wie ein Mönch bewirthet, d. i. ich bekam meinen Theil Linsen des Abends und des Morgens nebst ziemlich schlechtem Brodte.

Acht und zwanzig Zellen nebst einem sehr garstigen Speisesaal, einer Mühle, einem Backofen und einer Küche machen ein Viereck aus, in welchem zwo sehr unreinliche kleine und dunkle Kirchen sind. Eine jede ist fünf und dreyßig Schuhe lang und sechszehen breit. An den Mauren sind einige grobe Gemählde, welche von dem Rauche des Weihrauchs schwarz geworden sind. Die eine dieser Kirchen ist dem heiligen Peter und Paul und die andre dem heiligen Anton gewidmet. Sie sind mittelst eines bedeckten Ganges vereiniget, über welchem ein kleiner Thurm mit einer Glocke ist.

Zwischen diesen Kirchen und der Küche ist ein viereckigter Thurm, in welchem man eine Capelle gebauet hat. Man gehet in denselben über eine Zugbrücke, welche auf einem nahe dran liegenden erhöheten Stück Erdreich ruhet. Es werden daselbst die Kirchenzierathe, die Lebensmittel, die Bücher, und alles was die Mönche sonst kostbares haben, verwahret. Hier ist ihre Freystätte, wenn sie von den Arabern angefallen werden. An den Zellen liegt ein Garten, welcher hundert und dreyßig Klaftern lang und sechzig breit ist. Außer vielen Küchengewächsen sind darin Datteln, Oliven, Johannisbrodt, Pfirschen, Apricosen und Weinstöcke. Man macht auch Wein, von welchem

chem den Mönchen an den vier Hauptfesten des Jahres etwas gereicht wird.

Drey Brunnen von einem sehr klaren Brachwasser werden mittelst eben so vieler unterirrdischer Gewölber, welche ohngefähr sechzig Schuhe lang sind, von dem Gebirge in den Garten geleitet. Man braucht dieses Wasser zum Trinken und zur Bewässerung des Gartens, in welchem sich eine dem Einsiedler **Marcus** gewidmete Capelle mit zween Altären befindet, von denen der eine für die **Europäischen** Priester bestimmt ist.

Die ganze Brüderschafft bestehet aus fünf und zwanzig Mönchen, von denen zwölf Priester und die andern theils Geistliche theils Layen-Brüder sind. Sie tragen ein Hemde von weißer, einen Leibrock von brauner Wolle und eine Weste von schwarzem Sarsche mit weiten Ermeln; eine schwarze enge Kappe, die recht auf dem Kopf schließet, eine Mütze von violblauer Wolle, welche mit einem blau und weiß gestreiften Turban umgeben ist, einen ledernen Gürtel und rothe oder schwarze Schuhe. Sie gebrauchen keine Strümpfe und entblößen niemahls das Haupt.

Ausser der Keuschheit, dem Gehorsam und der Armuth thun sie auch noch das Gelübde niemahls im Kloster Fleisch zu essen, und das ganze Jahr hindurch zu fasten, nur den Sonnabend, Sonntag und das Osterfest ausgenommen. Sie singen die canonischen Betstunden stehend und lehnen sich dabey auf einen Stab, welcher Tau genannt wird und wie ein T gemacht ist. Sie gehen zu Mit-

ternach

ternacht in die Kirche, schlafen in ihren Kleidern auf Strohmatten, und werfen sich hundert und funfzig mahl mit ausgestreckten Armen, ehe sie sich schlafen legen, auf die Erde nieder. Jedesmahl wenn sie dieses thun, machen sie das Zeichen des Kreuzes und nennen solches Niederfallen Pönitenzen. Sechs von diesen Mönchen tragen den Askim oder das englische Kleid. Es ist von sehr weichem Leder als ein Pallium gemacht; und weil diese Tracht die Verbindlichkeit zu einer größern Pönitenz bey sich führet, und diejenigen, welche so gekleidet sind, jeden Abend, ehe sie schlafen gehen, sich wenigstens dreyhundert mahl auf die Erde nieder werfen müssen; so giebt der Abt dieselbe keinem als denenjenigen, welche er für tüchtig hält, diese Pönitenz auszuüben.

Diese Mönche sind voll Aberglauben und folglich auch unwissend. Ich weiß nicht, ob sie die Regel, zu welcher sie sich bey ihrem Eintritt in den Orden verbindlich gemacht haben, genau beobachten. Allein dieses weiß ich, daß die meisten sich beschäfftigen den Stein der Weisen zu suchen, und Zettel zu schreiben, welche zur Heilung der Kranken dienen sollen. Sie bekommen ihre Lebensmittel aus einem Dorfe namens **Buche**, welches auf der westlichen Seite des **Nils** lieget.

Den

Den 10ten reisete ich von hier nach dem Kloster des heiligen Pauls und nahm meinen Weg nach Nordosten. Ich gieng über die Arabanne oder Wagen-Ebene, und hatte zur rechten den Berg **Colzim** und vor mir das rothe Meer. Diese Ebene wird von unzähligen Regenbächen durchschnitten. Man findet hier verschiedene Oerter, wo rother, grüner, braunner und gelber Ocker gegraben wird. Unten am Berge **Colzim** waren drey Steinbrüche, worin rother gelber und schwarzer Marmor, und etwas davon ein anderer, worin schöner Granit ist. Aus diesen Steinbrüchen hat man den schönen Marmor gehohlet, welchen man zur Auszierung der Gebäude in dem alten Egypten brauchte.

Anderthalb Meilen davon ist ein Weg, der über das Gebirge **Akabe**, wie die Araber es nennen, gehet. Durch denselben kommen die Fußgänger in weniger als acht Stunden aus St. Antons nach St. Pauls Kloster. Diejenigen aber, welche reiten, müssen einen großen Umweg nehmen. Als ich die Wagen-Ebene verließ, kam ich dem rothen Meere ziemlich nahe. Ich sahe die Berge **Oreb** und Sinai, welche mir nur funfzehn Meilen entfernet zu seyn schienen. Das Ufer des Meers ist mit Muscheln von verschiedenen Gattungen bedeckt. Man siehet daselbst auch viele Corallengewächse und Madrepore, deren Zweige voller versteinerten Schnecken sind.

Nachdem ich die bey dem rothen Meere gefundene versteinerte Pflanzen untersucht hatte, nahm ich meinen

Weg durch einen sehr beschwerlichen Sand nach dem Berge Colzim und kam den 11ten zu Mittage in St. Pauls Kloster an, welches die Copten das Tygerkloster nennen, weil ihrem Vorgeben nach diese Thiere das Grab dieses Heiligen gemacht haben. Der heilige Hieronymus schreibt diesen Liebesdienst zweenen Löwen zu.

Dieses Kloster liegt auf dem Berge Colzim und nur drittehalb Meilen von dem rothen Meere. Ich ward daselbst von den Mönchen auf eben die Weise, oder doch beynahe also eingelassen und aufgenommen, als es zu St. Anton geschehen war. Das Hauptgebäude ist ein langes Viereck und viel kleiner als das erstere. Die Kirche, von welcher die Höhle, worin der heilige Paul Buße that, einen Theil ausmacht, hat zwey und dreyßig Schuhe in der Länge und vierzehen in der Breite. Sie ist sehr helle. Die Mauren scheinen vor kurzer Zeit ausgebessert zu seyn; es sind darauf einige Historien der Heiligen abgemahlet, und man hat die von den Tygern nicht vergessen. Auf der Mauer des Altars ist eine Griechische Inschrift mit alten Buchstaben.

I H C. Π K C.
O C. O C.
KEPEΠIEP VEINTE V † ∵.
KEPEΠIIλA NEPδη ΘKO IEΘX.
KEPEΠΔλλAIXλNOBIEBOI.

Der

Der Garten ist mit vielen Fruchtbäumen besetzt. Es sind auch Weinstöcke darin, und man bauet daselbst eben die Küchengewächse als zu St. Anton. Ein zwanzig Klaftern von dem Kloster liegender Fels versiehet es mit einer reichlichen Quelle von Brachwasser, welches zur Bewässerung des Gartens gebraucht wird und den Mönchen auch zu ihrem Tranke dienet. Ihrer sind an der Zahl vierzehn, und darunter fünf Priester, von denen zween das Englische Kleid tragen, sechs geistliche und drey Läyen-Brüder.

Den 20sten zu Mittage nahm ich von diesen Mönchen Abschied. Dasjenige, was ich bey ihnen gesehen hatte, gab mir wenig Vergnügen, indem nichts da war, welches einem Neugierigen, und noch weniger einem andächtigen hätte gefallen können. Ich nahm meinen Weg über erschreckliche Gebirge, auf welchen ich nichts, als einigen Marmor und Granit von verschiedenen Farben sahe. Ich stieg in viele Thäler herunter, und viele Berge wieder herauf. Endlich kam ich nach einer beschwerlichen Reise von acht Tagen den 20sten um zehn Uhr des Morgens zu Akmin an, woselbst ich etliche Tage still lag um mich auszuruhen.

Das sechste Capitel.

Steinhaufen der Städte Lycopolis und Antinopolis. Säule des Kaysers Alexander Severus. Triumphbogen.

Den 25sten begab ich mich auf die Reise nach Siut, einem großen dreyßig Meilen von Akmin entfernten Flecken. Er liegt auf der westlichen Seite des Nils und ist auf den Schutthaufen von Lycopolis erbauet. Auf dem dabey liegenden Gebirge siehet man die Stall-Grotte. Dies ist ein etwas kleinerer Steinbruch, als der zu Gau. Zwischen dem Flecken und dem Gebirge ist ein großer mit Wasser aus dem Nil angefülleter Graben. Die Araber in diesen Gegenden sagen, daß dieses Wasser die Kraft hat den Mädchen die verlohrne Jungferschaft wieder zu geben.

Den 29sten reisete ich von Siut nach Manfelut, welches fünf Meilen davon liegt. Diese Stadt, worin der Befehlshaber der Provinz seinen Sitz hat, ist wegen der vielen leinenen Waaren, die man dort macht, eine der vornehmsten Handelsstädte in Egypten. Ich hielte mich daselbst nicht lange auf, weil nichts merkwürdiges da zu sehen ist.

Zwo Meilen von Manfelut siehet man in dem Berge, welcher ein großes Vorgebirge an dem östlichen Ufer des Flusses macht, ungefehr funfzig Höhlen, davon einige mit Sande verschüttet und die andern eingefallen sind.

Den

Den 1sten May kam ich nach Chek Abbade, welches an dem östlichen Ufer des Nils liegt und auf den Schutthaufen von Antinopolis erbauet ist. Das erste, welches einem, wenn man von der südlichen Seite hereingeht, in die Augen fällt, ist ein schönes Thor. Es stehet vorne noch fast ganz, und dahinter sind vier Pfeiler nebst so vielen mit ihren Capitälen versehenen Säulen, deren Schaft ausgehöhlte Kehlen hat. Aus diesem Thore kommt man in einen Gang, worin ein hundert und dreyßig halbe Säulen auf jeder Seite stehen, welche sehr übel zugerichtet sind. Am Ende desselben siehet man die Säule des Kaysers Alexander Severus, deren aus fünf Stücken bestehender Schaft zwey und dreyßig Schuhe in der Länge, und einen Diameter nach Verhältniß hat. Das erste Stück ist so wohl als das Capital mit Laubwerk ausgezieret; das Fußgestelle ist viereckigt und zwölf Schuhe hoch und fünf breit. Auf einer Seite siehet man eine Griechische Inschrift, deren größester Theil ausgelöschet ist. Ich habe davon alles, was ich konnte, abgeschrieben. Sie siehet folgender gestalt aus:

ΑΤΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ.
ΥΥΟΚΡΑΤΟΡΙΚΙ ΣΑΡΙ-
ΜΑΟΚ ΩΙΑΥΥΗΔΙΚ.

Bey dieser Säule findet man das Fußgestelle einer andern, worauf die folgende Inschrift stehet:

ΑΤΑΘΗΙ... ΤΥΗL.
ΑΥΚΟΚΡΑΤΟΡΚΑΙΣΑΡΙ-
ΜΑΡΚ. ΩΙΔΥ... ΡΗΑΙ-
ΩΙΣΕΟΥΗΡΩΙ ΔΑΕΤΑ-
ΡΗΕΥΛΕΡΕΙΕΥΤ. ΥΧΕΙ:
ΜΗRΡΙ ΑΥΝΥΡΑ ΗΤΤΗ-
ΤΟΝ: ΙΣΔΑΙΩ ΝΙΟΥ:
ΔΙΑΜΟΝΠL ΣΧΥΤΩ-
ΝΟ. ΙΠΑΝΡΟΣΑΥ
ΩΝΟΗ.

Ein hundert Schritte davon siehet man einen Triumphbogen, woran noch nichts verfallen ist. Die Vordertheile hatten acht und vierzig und die Seiten vier und zwanzig Schuhe. Er hat drey Pforten; die große, welche in der Mitte ist, ist sechszehn Schuhe breit und dreyßig hoch; die andern beiden sind auf den Seiten, und jede hat sieben Schuh in der Breite und zwanzig in der Höhe. Ueber einer jeden befindet sich ein viereckigtes Fenster, dessen Breite vier Schuhe kleiner als die Breite der Pforten ist. Man steigt auf das platte Dach dieses Bogens auf einer Windeltreppe von funfzig Stuffen, welche in der Mauer gemacht ist.

Vier Gänge zwischen lauter Säulen von rothem Granit, von denen jetzo nur noch einige Stücken übrig sind, waren den vier Außenseiten dieses Bogens gegenüber. Dieses Gebäude, welches zur Zeit der Römer errichtet worden, ist sonder Zweifel aus den Steinhaufen vieler andern aufge-

aufgeführet. Man schließt dieses aus der großen Menge umgestürzter und zerbrochener Säulen, welche dort herum liegen. Funfzig stehen noch hie und da auf beyden Seiten.

Bey dieser Stadt und an dem Fuße des Berges ist ein armseeliges Coptisches Kloster, welches dem heiligen Johann mit dem Zunamen der kleine gewidmet ist. Ich fand darin vier alte Mönche, welche kaum reden konnten. Bey diesem Kloster sind drey Begräbnißhöhlen in den Fels gehauen, und man findet noch funfzehn andere, welche von Einsiedlern bewohnt gewesen. Man siehet in denselben etliche Kreuze und die Bilder vieler Heiligen, davon einige gemahlt und die andern in Stein gehauen sind.

Fünf Meilen von diesem Dorfe den Nil herunter ist ein anderes, Namens Behihassan, welches auf dem östlichen Ufer liegt. Auf dem Berge daneben siehet man achtzig Höhlen von zweyen Stockwerken, davon dem Ansehen nach einige von Heiden und die andern von Christen bewohnt gewesen sind. Dieses läßt sich aus den Gestalten der Thiere und den hieroglyphischen Schriften, die man in den erstern siehet, und den Bildern der Heiligen, die man in den andern wahrnimmt, muthmaßen.

Anderthalb Meilen unter diesem Dorfe siehet man die Schutthaufen eines alten Gebäudes. Sie bestehen in vielen zerbrochenen und zur rechten und linken zerstreueten Säulen von Granit.

Den 4ten kam ich nach Minie, einem an der westlichen Seite des Nils gelegenen Dorfe, welches wegen der Krüge, die dort gemacht werden, sehr berühmt ist. Denn dieselben sind wegen der vielen Luftlöcher des Thons, woraus sie bestehen, ungemein gut das Wasser darin abzukühlen.

Das siebende Capitel.

Beschreibung von Groß-Cairo.

Ich reisete den 5ten May aus Minie nach Cairo und kam den 11ten daselbst an. Unterwegens fand ich bey dem Dorfe Benisuef eine schöne Pyramide, welche der bey Girge ähnlich ist. Die Araber erzählen, daß Joseph, der Sohn Jacobs sie habe bauen lassen. Fünf Meilen weiter herunter auf der westlichen Seite siehet man zwo andere, die in der Gestalt eines Hutes gemacht sind. Drey Meilen von dort kommt man nach Sacarra, wo dreyzehn große, und eine starke Anzahl kleiner Pyramiden stehen, von welchen letztern die meisten verfallen sind.

Bey meiner Ankunft zu Cairo fand ich, daß die Pest daselbst sehr wütete, und ich ward genöthiget drey Tage lang abgesondert zu leben und mich von Haupt zu Fuß anders zu kleiden, ehe ich in das Haus des Consuls aufgenommen ward.

Cairo oder Groß-Cairo, welches die Araber Mesr nennen, und welches unter dem Namen Fosthah, d. i. ein

Gezelt

Gezelt, von Amru-Eben-Elaas des zweeten Caliphen Omars Lieutenannt, und unter dem Namen Kahera, d. i. die Siegreiche, von Gervar des Moesleddin-Alla Generale im Jahre 971 gebauet worden; Cairo, sage ich, bestehet aus dreyen Städten, die zu verschiedenen Zeiten gebauet und nachher vereiniget worden sind. Die aelteste darunter ist das heutiges Tages so genannte alte Cairo, das aus den Steinhaufen von Babylon erbauet worden, welches Cambyses an der Stelle, wo ehemahls Lette gestanden, hatte aufführen lassen.

Im Jahr 640. nach der christlichen Zeitrechnung belagerte Amru-Eben-Elaas Babylon und eroberte es. Und da er sein Gezelt vor dieser Stadt stehen ließ, um seine Kriegszüge fortzusetzen, so baueten die Araber eine neue Stadt, welcher sie den Namen Fosthah, so im Arabischen ein Gezelt bedeutet, gaben.

Im Jahr 968. schickte Monsleddin-Alla, ein Africanischer Prinz, der sich aus dem Geschlechte des Ali, Mahomets Schwiegersohns herschrieb, und welcher der erste Caliph aus dem Geschlechte der Fathimiten war, seinen freygelassenen, Namens Gervar nach Egypten, um dort den Krieg zu führen. Und nachdem dieser die Stadt Fosthah erobert hatte, so erhielte er Befehl unter einem gewissen Stande des Gestirns, welcher ihm angezeiget worden, eine neue Stadt dabey zu bauen. Als Gervar den Grund hatte graben lassen, ließ er rund herum Seile ziehen,

an welche viele Schellen gebunden waren, die in einer gewissen Weite von einander hiengen, damit die Arbeiter, welche die Materialien in völliger Bereitschaft hielten, den Grund auf einmahl legen könnten, so bald der Sterndeuter, der den Himmel beobachtete, ihnen durch Anziehung der obgedachten Seile das Zeichen dazu geben würde. Nun aber geschahe es, daß sich Krähen auf die ausgespannten Seile setzten, und alle Schellen bewegten. Die Arbeiter, welche dieses für das gegebene Zeichen hielten, gebrauchten ihre in Bereitschaft gehaltene Materialien mit solcher Eilfertigkeit, daß der Grund fast allenthalben gelegt war, ehe man sich nach den wahren Umständen der Begebenheit erkündiget hatte. Es ward angemerkt, daß der Planet Mars damahls herrschete, welches anzudeuten schiene, daß diese Stadt in beständige Kriege verwickelt seyn würde. Allein Gerwar, der diese Vorbedeutung zu seinem Vortheile drehen wollte, bestund auf dem Zunamen Kaher d.i. siegreich, welchen die Araber dem Planeten Mars geben, und zufolge dieses Zunamens nannte er die neue Stadt Kahera oder die Siegreiche. Im Jahr 973. ward der Bau vollendet.

Nachdem Selah-Eddin das Königreich Egypten dem letzten Caliphen aus dem Geschlechte der Fathimiten unrechtmäßiger weise entrissen hatte, so fieng er ohngefähr im Jahr 1190 nach Christi Geburt an die drey Städte durch eine Ringmauer, welche sechs und zwanzigtausend Elen im Umfange hätte, einzuschließen. Allein der Tod riß ihn dahin,

dahin, ehe er das Werk vollendet hatte, und die Mauer stehet noch.

Bulak ist eine zu Cairo gehörige Vorstadt an dem Ufer des Nils, welche zur Bequemlichkeit der Handlung nach und nach angebauet ist. Aus den verfallenen Moscheen und andern Gebäuden, welche man um Cairo siehet, muthmaßet man, daß noch mehrere Vorstädte da gewesen sind.

Die Hauptstadt Egyptens hat sieben Italiänische Meilen im Umkreise ohne Bulak und das alte Cairo dazu zu rechnen. Sie liegt an dem rechten Ufer des Nils unter neun und vierzig Graden östlicher Länge, und neun und zwanzig Graden funfzig Minuten nordlicher Breite. Die Anzahl ihrer Einwohner ist größer als zu Paris, obgleich nicht so viele Häuser da sind. Man rechnet darinnen sieben hundert und zwanzig Moscheen mit Thürmen und Priestern, vier hundert und dreyßig, welche keine von beyden haben, und siebenzig öffentliche Bäder.

Man findet daselbst eine Schule, welche die Moschee der Blumen genannt wird, worin die Grundsätze des Mahomethanischen Glaubens und ein wenig von der Vernunftlehre, der Sternkunde, der Sterndeutung und der Historie gelehret werden. Dies ist der Sitz der vier Päbste oder Häupter der vier Secten des Gesetzes Eschefaii, Maleki, Abali, Hanefi, die unter sich gleich sind und in der Stadt viel zu sagen haben. Diese Schule wird auf Unkosten des Groß-Sultans unterhalten, ohne was noch sonsten gutthätige Personen an Einkünften und Ver-

mächt-

mächtnissen, welche diese Päbste genießen, dazu gegeben haben. Unter vielen Secten, welche sich in der Mahomethanischen Religion aufgeworfen haben, werden die viere, von welchen ich geredet habe, für rechtgläubig gehalten, und man kann sich an eine oder die andre hängen, ohne nach ihren Grundsätzen wieder den Glauben zu handeln.

Durch die Stadt läuft ein Canal, welchen Ptolomäus Trojanus Amnis, Quintus Curtius aber Oxius, und die Türken Merakemi, d. i. mit Marmor gepflastert nennen; er kommt dicht bey dem alten Cairo aus dem Nil. Er hat drey Monat lang Wasser, nachher wird er ein Kothgraben. Er formiret sieben oder acht kleine Theiche in der Stadt und in den umliegenden Gegenden, er bewässert die dran liegenden Felder, und ergießet sich in den Pilgrimms-See drey Meilen von Cairo.

Die Gassen dieser Stadt sind enge und nicht nach der Schnur gezogen, ungepflastert und voll Staub. Jedoch werden sie vor den Häusern vornehmer Leute alle Tage gefeget und mit Wasser besprenget. Die Häuser haben viele Stockwerke und platte Dächer. Sie sind von Ziegelsteinen gebauet, und die Fenster, welche auf die Straße gehen, mit Gittern und Schirmen verwahret, damit die Weiber von den Vorbeygehenden nicht gesehen werden mögen. Von außen haben die Häuser nichts schönes, und die Pracht der Palläste der großen Herren bestehet in einigen mit Marmor gepflasterten Säälen. In der ganzen Stadt ist nur ein öffentlicher Platz, welcher vor dem Schlosse lieget.

get. Man siehet darauf weder einen Baum noch Springbrunnen oder sonst die geringste Auszierung.

Das Schloß ist größer als feste und ganz unregelmäßig. Es wird von dem östlichen Berge bestrichen, und die Wache darin ist den Janitscharen und den Azabs anvertrauet. Hier hat der Bassa seinen Sitz; allein er ist darin nicht Herr, und die Soldaten vertreiben ihn daraus, wenn es ihnen gefällt.

Eine Wasserleitung von dreyhundert und zwanzig Schwibbogen führt das Wasser aus dem Nil in das Schloß. Diese Wasserleitung, deren Ctesias, Diodor von Sicilien und Strabo Erwehnung thun, ist von den Mahomethanischen Fürsten erneuret worden, welche sie aus Steinen, die so spitzig als Diamanten behauen sind, haben bauen lassen.

Man findet in dem Schlosse einen besonderen Ziehbrunnen, der insgemein Josephsbrunnen und im Arabischen der Schneckenbrunn genannt wird, weil er in einer Schneckenlinie heruntergehet. Es ist ein Viereck, das inwendig sechszehn Schuh in der Breite und vier und zwanzig in der Länge hat. Die Tiefe beträgt zweyhundert und vier und sechzig Schuhe; allein er hat zweene Schachten, welche nicht senkrecht über einander sind. Der erste ist hundert und acht und vierzig Schuhe und der andre hundert und sechzehen tief. Man ziehet das Wasser mittelst eines doppelten Rades und eines doppelten Paternosterwerks von irdenen Krügen herauf. Die Ochsen, welche gebraucht

werden

werden diese Räder umzudrehen, steigen zu dem ersten Schachte durch einen in den Fels, der rund um den Brunnen von oben bis unten ist, gehauenen Gang herunter. Das Wasser dieses Brunnen kann nur zur Zeit der Ueberschwemmung getrunken werden; nachher ist es so wohl als das in allen andern Brunnen, die in der Stadt sind, salzig.

Man zählet zu Cairo sieben bis acht tausend Juden, über zwanzig tausend Copten, aber nur wenige Griechen, Armenianer, und Maroniten. Es sind daselbst vier Häuser zu Beherbergung der dasigen Mißionarien, welche nicht viel ausrichten. Dieß sind Franciscaner, Barfüßer, Capuciner und Jesuiten. Die Copten und Griechen haben hier auch ihre Patriarchen, die beyde den Titel von Alexandrien führen.

Das achte Capitel.

Beschreibung der Landschaft Faioum. Das Schloß Caron. Josephs Canal. Der See Möris.

Als die Pest zu Cairo aufgehöret hatte, oder vielmehr, als das Sterben daselbst nicht mehr so groß war, reisete ich von da den 27sten des Heumonats nach der Landschaft Faioum, welche die kleineste unter den vier und zwanzig Egyptischen Provinzen ist. Die liegt siebenzehn Meilen von Cairo in West Südwesten. Die Hauptstadt, von welcher diese Provinz den Namen führet, ist aus den Steinhaufen der Stadt Arsinoe erbauet, so wie diese aus der Crocodilopolis entstanden war.

Die

Die Größe dieser Provinz begreift von Norden nach Süden sieben, und von Osten nach Westen acht Meilen. Dem Ansehen nach war sie vor diesem größer, und vermuthlich hat die wenige Sorge, welche man für die Unterhaltung der Canäle getragen, die Einwohner genöthiget dieselbe zu verlassen. Und da also die Felder nicht angebauet worden, so sind sie nunmehr ganz mit Sande angefüllet.

Diese bey den Alten so sehr berühmte und so stark bevölkerte Landschaft enthält jezo nicht mehr, als ein und sechszig Dörfer. Man findet darin den See des Königs Mendes oder Maron, welchen man unrecht für den Möris hält; den Crocodillen=See, auf dessen Ufer Menes eines von diesen Thieren fand, das so liebreich war und ihn auf seinem Rücken nach dem entgegen gesetzten Ufer trug, als er von seinen Hunden verfolget ward; ferner drey zerstörete Labyrinthe, davon das erste von dem Könige Mendes, das andere von Menes und das dritte von den zwölf Prinzen benennet worden. Man siehet daselbst noch die Pyramiden des Menes und des Asichis und einen Pallast, welchen die Araber das Schloß Caron nennen, und welchen alle Reisenden für das Labyrinth Möris gehalten haben.

Dieses Schloß liegt eine Meile von dem See Mendes in West südwesten. Es hat fünf und neunzig Schuhe in der Länge, sechzig in der Breite, und ungefehr siebenzig in der Höhe. Vier Sääle von verschiedener Größe, und eine Kammer, welche zwölf Schuhe lang ist, nehmen die

die ganze Länge dieses Gebäudes ein. Zur rechten und linken dieser Sääle sind viele kleine Gemächer. Ich habe sie alle mit einander besichtiget, und hatte, um wieder herauszugehen, nicht nöthig die Vorsicht zu gebrauchen, deren sich Theseus auf Anrathen der Ariadne bediente. In dem ersten von diesen Säälen siehet man eine Treppe, welche zu einem andern Gemache unter diesem führet. Man kann aber in dasselbe nicht hereingehen, so sehr ist es mit Erde angefüllet. Man siehet aus der Abmessung dieses Gebäudes, welches ungeachtet dessen, was verschiedene Reisende, und unter andern **Paul Lucas** davon sagen, in Ansehung der Hauptmauer noch ganz und nicht verfallen ist, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach kein Labyrinth seyn kann. Die herunter gefallenen Steine und der Schutt, wovon diese Herren sprechen, kommen von dem Vordertheile dieses Schlosses oder Pallastes her, welcher sehr übel zugerichtet ist. Man kann es zwar nicht in Zweifel ziehen, daß **Paul Lucas** dieses Gebäude gesehen habe, welches er unrecht an das südliche Ende des Sees **Möris** setzet, und man siehet seinen Namen auf einer Säule eingegraben: allein er hat Unrecht, wenn er sagt, daß die Säulen und Steine dieses Gebäudes von hartem Marmor sind; denn sie bestehen, wie es auch **Plinius** meldet, aus einem weißen und weichen Steine. Man muß sich nicht verwundern, wenn man kein Stück Holz in diesem Gebäude findet. Aus den andern schließet man, daß es bey den **Egyptern** nicht gewöhnlich gewesen sich dessen zu bedienen.

Eine

Eine halbe Meile, oder etwas weiter von diesem so genannten Labyrinthe sind Schutthaufen, welche über sechszehn hundert geometrische Schritte im Umfange haben, und unter welchen man viele zertrümmerte Marmorsäulen und viele andere schöne Steine siehet. Diese Schutthauhaufen könnte man mit mehrerm Grunde für die Ueberbleibsel des Labyrinths des Königs **Mendes** halten. Jedoch will ich es nicht für gewiß ausgeben; denn alle Gebäude in **Egypten**, wovon die Alten etwas melden, sind so verstellt, daß man von dem Orte, wo sie gewesen sind, bloß nach Muthmaßungen urtheilen kann. Man hat neue auf die Schutthaufen der alten, oder neben denselben erbauet; man hat die Namen und die Lagen verwechselt; ein jeder Reisender will dieses Chaos in Ordnung bringen, und der letzte sucht mit aller Macht zu beweisen, daß die andern sich betrogen haben. Ich meines Theils werde dieses als eine gewisse und ungezweifelte Sache behaupten, daß die Steine, die man in **Egypten** siehet, oder vielmehr die Schutthaufen dieser alten Gebäude vollkommen so schön sind, als man es in den Nachrichten der alten und neuen Reisebeschreiber lieset.

Der See **Mendes** liegt vier Meilen von der Stadt **Faioum** in Westnordwesten, und erstreckt sich weit in **Lybien** hinein. Wenn er voll ist, d. i. zur Zeit, wenn der **Nil** anwächset, hat er sieben Meilen in der Länge,

und drey in der Breite. Nur zu dieser Zeit ist sein Wasser gut zu trinken; sonst aber ist es ungemein salzig. Man macht daraus alles Salz, welches man zu Einsalzung der Fische, die in dieser Provinz in großer Anzahl sind, nöthig hat. Außerdem ist sein Wasser wegen seiner Salzigkeit zu Bewässerung der Felder gar nicht tauglich. Dieser See ist, nur an der Lybischen Seite ausgenommen, mit Gebirgen umgeben, und das Land liegt überdem so hoch, daß es schlechterdings unmöglich seyn würde das Wasser darauf laufen zu lassen. Dieses beweiset augenscheinlich, daß diejenigen, welche diesen See für den See Möris gehalten, sich betrogen haben. Man kann in diesem, gleichwie in vielen andern Fällen sagen, daß alle Schriftsteller, die dessen Erwehnung thun, sich einander ausgeschrieben, und daß die Reisenden, welche zur Stelle gewesen sind, sich nicht die Mühe genommen haben die Sache in der Nähe zu untersuchen.

In der Mitte dieses Sees, und eine Meile von dem nordlichen Ufer ist eine Insel, welche zwo Meilen im Umfange hat, und worauf man einige Schutthaufen sieht, welche ein Rest der Pyramiden des Königs Mendes und seiner Gemahlinn seyn sollen. Man findet darin noch unterirdische Grüfte und etliche Stücken von alten Gebäuden.

Josephs Canal ist vierzig Meilen lang. Er fängt zu Mellavi, so ehemahls Hermopolis hieß, an, und

und läuft vier Meilen gegen Westen; Sodann aber wendet er sich und setzet seinen Lauf von Süden nach Norden bis nach Faioum fort. Seine größeste Breite beträgt eine Italiänische Meile. Bey Faioum theilet er sich in zween Canäle, und ein jeder von diesen wieder in verschiedene andere, welche zu Bewässerung der Felder dienen. Hernach ergießen sie sich in den See Mendes, außer zweenen, von deren einem der Teich Algarak, dessen Wasser das ganze Jahr hindurch gut zu trinken ist, und von dem andern der Crocodillenteich entstehet, worin eine kleine Insel ist, die einigen Arabern zum Aufenthalte dienet. Man gehet auf einem sehr engen Damme dahin.

Josephs Canal, wie ihn der gemeine Mann nennet, welcher diesem Minister, alles was in Egypten schönes ist, zuschreibet, (denn bey den Erdbeschreibern heißt er der Graben Tanis) höret auf zu fließen, wenn der Nil niedrig ist. Jedoch, weil sich in denselben den Winter hindurch die aus den Lybischen Gebirgen herkommende Quellen und viele Regenbäche ergießen; so giebt er etwas länger Wasser, als die andern.

Damit die Provinz Faioum, welche unter den Pharaonen der Garten Egyptens war, so wie sie es wegen ihrer Fruchtbäume, Weinberge und der großen Menge Rosenstöcke, noch heutiges Tages ist, das ganze Jahr hindurch, so wohl als die Gegenden um Memphis

bewässert werden mögten; so ließ der König Möris, welcher daselbst sein Hoflager hielte, einen Graben verfertigen, der so viel Wasser halten konnte, als zu seinen Absichten nöthig war. Dieser Graben, welchen man den See Möris nennen muß, bekam das Wasser durch einen Canal, welcher zu Cynopolis anfieng und zu Heracleopolis aufhörte, allwo der nur gemeldete See seinen Anfang nimmt. Dieser hatte fünf und zwanzig Meilen in der Länge und eine in der Breite. Er ist zwischen dem Nil und Josephs Canal und gehet mit ihnen parallel. Er hatte viele Schleusen, welche den Canal Josephs und die zwischen beyden liegenden Felder nebst denen, die zwischen dem Nil und dem See sind, mit Wasser versahen. Bey dem nordlichen Ende dieses leztern war eine große Schleuse, mittelst welcher man die Felder um Sacarra und Memphis bewässerte. Der Canal, durch welchen dieses Wasser gieng, ist noch vorhanden. Es ist eben derselbe, woraus die Griechischen Dichter den Fluß Acheron gemacht haben, und ergießt sich zulezt in den Mareotischen See, nachdem er aus dem Nil durch einen kleinen bey Nilopolis daraus gehenden Canal neues Wasser bekommen hat.

Nachdem ich vierzehn Tage lang die Wüste Raian, in welcher, wie man mir gesagt hatte, ich versteinerte Schaafe finden sollte, (dieß sind Felsenspitzen die von weitem eine solche Gestalt haben;) und alle Oerter der Pro-

vinz

vinz Faioum durchgestrichen hatte; so kam ich nach der Hauptstadt längst dem See Möris zurück. Als ich in dem Schlosse Caron mein Nachtlager nahm, kamen vier Araber zu mir, von denen jeder einen Sack bey sich führte. Diesen schmeichelten sie sich mit dem Golde anzufüllen, welches ich, wie man öffentlich sagte, in dem Schlosse graben würde; denn das Gerüchte hatte sich in dem Lande ausgebreitet, daß ich ein berühmter Schwarzkünstler wäre. Ein wenig vor Tage kamen vier andere an, welche ebenfalls die Vorsicht gehabt hatten sich ein jeder mit einem Sacke zu versehen, Ich ward bey ihrer Ankunft aufgeweckt, und diese acht Araber sagten mir, daß ich eilen mögte den Schatz zu entdecken, welchen ich suchen wollte, und daß ein längerer Verzug sowohl ihren als meinen Antheil sehr vermindern würde, zumahl ein großer Haufen Araber noch dazu kommen würde. Ich hätte gerne gesehen, daß man mich noch ein wenig hätte schlafen lassen: allein da ich solches wegen des ungestümen Anhaltens dieser unwissenden Tröpfe nicht thun konnte, so stieg ich zu Pferde und nahm meinen Weg nach der Stadt Faioum, allwo ich den 18ten August um eilf Uhr vor Mittage in Begleitung meiner Schatzgräber ankam. Diese klagten mich gleich nach unserer Ankunft bey dem Cady wegen Zauberey an, und sagten ihm, daß ich eine kleine Büchse hätte, worin ein Rad wäre, mittelst dessen ich

alle Schätze herbey zöge. Der Cady, welchem ich dieses vermeynte Rad zeigte, (es war ein kleiner Compaß) sprach mich frey, und jagte meine Ankläger fort.

Die Stadt Faioum ist der Sitz des Cachef, der Statthalter darin ist, eines Aga der Janitscharen und eines andern, der Befehlshaber über die Azabs ist. Dieser Statthalter hat zwey hundert Soldaten, die unter ihm dienen. Die Stadt wird von den Arabern und Copten bewohnt, und diese letztern sind fast alle Leinweber. Es wohnen hier auch einige Türkische und Griechische Kaufleute, imgleichen ein Coptischer Bischof. Die Franciscaner in dem gelobten Lande halten hier einen Mönch in einem Hause, welches sie miethen. Dieser Mönch, welcher sich insgemein nach Faioum begiebt um die Luft zu verändern, nimmt den Titel eines Missionars an. Es sind keine Catholiken in dieser Provinz. Ich reisete von da nach Cairo zurück, nachdem ich die Pyramiden zu Aurra, verschiedene zertrümmerte und in den Feldern zerstreuete Obelisken nebst den Schutthaufen vieler Gebäude besehen hatte, von welchen nichts mehr übrig ist, das beschrieben zu werden verdiente. Ich gedenke nichts von den auf dieser Reise ausgestandenen Beschwerlichkeiten, und den Lesern wird auch daran nicht viel gelegen seyn.

Das

Das neunte Capitel.

Der See Nedebe, woraus das Natrum herkommt. Meer ohne Wasser. Vermeynte Versteinerungen. Kloster des heiligen Macarius.

Zween Tage nach meiner Zurückkunft nach Cairo, d. i. den 21sten August reisete ich nach Terrane, einem von dort vierzehn Meilen an dem Arme des Nils, welcher nach Rosette gehet, gelegenen Orte. Meine Absicht war die Wüste und das Kloster des heiligen Macarius, ferner den See, woraus man das Natrum bekommt, und das Meer ohne Wasser, worin nach dem Berichte aller Reisenden versteinerte Fahrzeuge gefunden werden, zu besehen. Der Statthalter zu Terrane, welchem ich ein Schreiben von dem Bey eingehändiget hatte, ließ Araber aufsuchen, welche an den Orten, wohin ich zugehen gedachte, gewesen waren. Es meldeten sich viele dazu an, von denen drey zu meiner Begleitung ausgesucht wurden. Wir gesellten uns zu einem Regiment Kameele, welche in der Wüste Scee Natrum laden sollten, und reiseten um fünf Uhr des Abends am 25sten August ab. Auf dem Wege fanden wir die Schutthaufen einiger alten Städte. Wir giengen durch eine lange sandigte Ebene, die von vielen Regenbächen durchschnitten war. Um sieben Uhr des Morgens kamen wir an einem See an, wor-

aus man das Natrum im Sommer bekommt. Im Winter vereiniget sich dieser See, welchen man Secte nennt, mit einem andern Namens Nedebe, aus welchem das Natrum im Winter gehohlet wird, und diese beyden Seen machen nur einen aus, welcher acht Meilen lang, und ungefehr zwo Italiänische Meilen breit ist. Das Salz auf dem See Secte hatte sich auf der Fläche des Wassers verhärtet und war dick genug, daß wir mit unsern Kameelen darüber gehen konnten. Als dieses geschehen war, verließen wir die Caravane, und kamen durch lockere Sandfelder zu einem Coptischen Kloster, worin wir den übrigen Tag zubrachten.

Die Mönche in diesem Kloster erzählten mir, daß die versteinerten Fahrzeuge nur eine halbe Tagereise davon entfernet wären. Sie zeigten mir auch einen Stein, welcher ihrem Vorgeben nach ein Stück von dem Maste dieser Schiffe seyn sollte. Dieser Stein war dem Holze vollkommen ähnlich; aber es schiene mir nicht, daß er es jemahls gewesen, und noch weniger, daß er ein Stück von einem Maste wäre.

Ich reisete von da den folgenden Tag um zwey Uhr nach Mitternacht ab, um diese vermeynten Schiffe zu besehen. Nachdem ich mit großer Beschwerlichkeit durch die Sandfelder und über viele Regenbäche gegangen war, kam ich zu einem Berge, von welchem meine Araber mir einige Stücken Stein brachten, welche eine vollkommene

mene Aehnlichkeit mit Eichenholze hatten. Dies nöthigte mich von meinem Kameele zu steigen, um diese vermeynte Versteinerungen auf der Stelle zu betrachten. Ich sahe, daß aus dem Felsen viele kleine Spitzen hervorgiengen, welche dem Holze ziemlich ähnlich waren. Ich schlug davon verschiedene Stücke mit einer Hacke herunter, davon eines die Würbelbeine am Rückgrade eines Thieres vollkommmen gut vorstellete. Dieser Stein ist sehr schwer, und etwas weiter findet man dergleichen von verschiedenen Farben. Wir gelangten endlich zu dem Meere ohne Wasser, welches nichts anders ist, als ein Haufen vereinigte Regenbäche, welche den ganzen Sommer hindurch trocken sind. Von weitem erblickte ich viele kleine Körper, welche aus dem Sande hervorragen, und welche die Leute im Lande für versteinerte Schiffe und Thiere ansehen. Es ist wahr, von weitem haben sie eine denenselben ziemlich ähnliche Gestalt: allein ganz anders verhält es sich, wenn man nahe dabey ist, und diese vermeynte Versteinerungen sind nichts anders als die Spitzen der Felsen, die mit Sande bedeckt sind und wie Holz aussehen. Es ist sehr schwer sie herunter zu schlagen. Man findet davon zur rechten und linken zerstreuete Stücke, die vier bis fünf Schuhe lang und sechs Zolle dick sind, und hält sie für Stücken von Masten.

Nachdem ich diese Steine besehen hatte, welche nichts als ein Spiel der Natur sind, das seinen Grund in der

Beschaffenheit und Vermischung verschiedener Arten Erde hat, welche von einem versteinernden Safte durchdrungen worden; so kam ich denselben Tag nach dem Kloster zurücke, aus welchem ich des Morgens abgereiset war. Die Mönche erzähleten mir, daß die Araber, welche vormahls auf Schiffen in das sogenannte Meer ohne Wasser gekommen wären, die Einsiedler in dasigen Gegenden sehr gequälet hätten, und daß der heilige Ephraim, der damahls Abt des Klosters gewesen, darauf Gott gebeten hätte dieses Meer austrocknen zu lassen. Dieses wäre ihm nicht nur zugestanden worden, sondern Gott hätte auch so gar die Schiffe dieser Araber in Steine verwandelt. In diesem Kloster ist nichts, welches eine Beschreibung verdiente. Es wird Deir Labiat genannt.

Den folgenden Tag reisete ich von da nach dem See, woraus man das Natrum hohlet, und kam daselbst um neun Uhr des Morgens an. Dieser See läuft von dem Regenwasser voll, welches in dem Christmonate zu fallen anfängt und im Hornung aufhöret. Dieses Wasser hinterläßt das Salz, mit welchem es sich auf den Gebirgen und in den sandigten Ebenen vermischet hat, in dem See; hernach filtrirt es sich durch eine fette und leimigte Erde und fließt durch unterirdische Canäle in verschiedene Brunnen, deren Wasser gut zu trinken ist. Um diesen See siehet man wilde Ochsen, Gemsen, Haasen und Caninchen,

chen, welche durch die dort befindlichen Gebüsche, den Schilf und andere Gewächse dahin gelocket werden.

Außer dem Natrum, welches man von dem Grunde dieses Sees in Stücken von zwölf und funfzehn Pfunden mit einer eisernen Stange heraufhohlet, findet man daselbst noch fünf andere Gattungen von Salze. Alle diese Salze werden bald durch neue, die der Regen dahin bringt, wieder ersetzet. Man wirft in die Löcher, aus welchen man dieselben wegnimmt trockene Pflanzen, Knochen und Lumpen, und daher haben sich viele Leute eingebildet, daß diese Sachen durch die Kraft des Wassers in dem See in Salz verwandelt worden wären. Ich habe mich von dem Gegentheil überzeuget und in Stücken Salz Tuch, Leinwand und Knochen gesehen, so wie man solche im vorigen Jahre hineingeworfen hatte.

Das Natrum gehöret dem Groß-Sultan; der Bassa zu Cairo verpachtet es, und der reichste Bey übernimmt insgemein den Pacht und giebt dem Groß-Sultan dafür funfzehn tausend Centner Die Einwohner der fünf zu Terrane gehörigen Dörfer werden nur gebraucht es zu fischen und wegzubringen. Zehen Soldaten und zwanzig getreue Araber halten dabey Wache, und dem ohngeachtet wird doch davon gestohlen. Wenn man die Diebe ertappt, werden sie zum Statthalter geführet, welcher berechtiget ist ihnen die Köpfe herunter schlagen zu lassen. Allein er begnügt sich das gestohlene zu seinem Vortheile

einzu-

einzuziehen und jeden Dieb um zween Sevilische Piastern, und einen für jedes Kameel zu bestrafen.

Von diesem See reisete ich nach dem Kloster des heiligen Macarius ab und gieng gerade südostwärts durch den Sand und längst einem andern mit Salze bedeckten See. Auf dem Wege fanden wir drey wüste Glashütten. Um ein Uhr in der Nacht kamen wir bey dem Kloster an, und wurden von den Mönchen ziemlich wohl aufgenommen. Sie sind arm und unwissend, und wohnen sehr schlecht. Wie sehr ich sie auch bitten mogte, wollten sie mir doch nicht erlauben in ihre Bibliothek zu gehen; und die in dem Syrischen Kloster, wohin ich mich den folgenden Tag begab, schlugen es mir gleichfalls ab. Diese Klöster verfallen ganz und gar; der Staub frißt die geschriebenen und gedruckten Bücher in diesen Bibliotheken, und dennoch wollen diese guten Mönche, welche sie gar nicht gebrauchen, sie lieber verderben lassen, als sie um einen noch so hohen Preis verkaufen. Der Patriarch, welcher zu Cairo ist, hat ihnen vorgestellet, daß sie von dem daraus zu lösenden Gelde ihre Kirchen und Zellen wieder aufbauen könnten: allein sie haben darauf geantwortet, daß sie sich lieber darunter begraben lassen, als darin willigen wollten.

Ich verließ diese Klöster nnd gieng nach Terrane zurücke, allwo etliche Stunden nach meiner Ankunft der Herr Pignon, Consul zu Cairo, anlandete. Er kam von

von Bekiers zurücke, wohin er gereiset war um bey dem Befehlshaber zweyer Kriegsschiffe, welchen der König nach den Handelsstädten in der Levante herum geschickt hatte, seinen Besuch abzustatten. Ich begab mich auf das Schiff des Herrn Pignons und kam den 30sten nach Cairo mit einem Fleckfieber zurücke, welches ich zween Tage vor meiner Abreise von Terrane bekommen hatte.

Das zehnte Capitel.

Beschreibung der Stadt Sues.

Den 17ten des Herbstmonats reisete ich, wiewohl ich noch nicht völlig gesund war, mit dem Herrn Charaibi, einem vertrauten Freunde des Herrn Pignon, nach Sues. Er war Officier der Janitscharen, Ober-Intendant der Handlung und vielleicht der reichste Privatmann in dem ganzen Ottomannischen Reiche. Er gieng nach Sues um verschiedene seiner Schiffe nach Gedda abzufertigen. Ich setzte meinen Weg so gleich bis eine Meile jenseit Heliopolis fort, wo wir wieder zusammen kommen wollten. Ich langte daselbst bey dem Anbruche der Nacht an, und einen Augenblick darauf vernahm man auch die Ankunft des Herrn Charaibi aus dem großen Getöne der Trommeln, Pauken und Schalmeyen. Kurz darauf setzten wir uns auf unsern Fersen zu Tische. Man trug funfzig bis sechzig Schüsseln auf, die aus Reiß und

Fleische

Fleische, das theils gekocht, theils gebraten, theils mit einer gewürzten Brühe zugerichtet war, ferner aus einer verzuckerten Mandelmilch, allerhand anderm Milchwerk und vielen Früchten bestunden. Diese letztern waren auf einander gestellt und bildeten eine ziemlich wohl in die Augen fallende Pyramide ab. Unsere Mahlzeit daurete eine Viertelstunde, und wir wurden von den Sklaven des Charaibi abgelöset. Hernach ward Caffee und Sorbet aufgetragen und Pfeifen gebracht, und eine halbe Stunde hernach gieng ein jeder zu Bette.

Den Morgen wandte Charaibi an, um gewisse Geschäffte mit einigen Leuten, die von Cairo gekommen waren, abzumachen; und hernach speisete man um drey Viertel nach zehen Uhr, und zu Mittage zogen wir davon. Es waren acht und dreyßig Mann zu Pferde, sechszehen Sklaven, welche auf Dromedarien ritten, die mit Wasser und Erfrischungen beladen waren. Darauf folgten ein hundert und ein und achtzig Kameele, unter denen zwanzig waren, davon ein jedes acht tausend Sevilische Piastern trug, und die andern waren mit Kaufmannsgütern beladen. Diejenigen, welche das Geld trugen, giengen voran, sie waren mit Federbüschen und sonst geschmückt, und vor ihnen ließen sich die Pauken hören. Als wir eine halbe Meile fortgereiset waren, stießen vierhundert andre mit Getraide und Mehl beladene Kameele zu uns. Allein da unsre Pferde viel geschwinder liefen, so giengen

wir

wir voraus und erwarteten die Caravane bey dem Pilgrimms-See in einem auf sechszehen Pfeilern stehenden Lusthause, welche eine viereckichte Halle ausmachten; in der Mitten ist ein schöner Brunnen mit süßem Wasser, welches in eine Tränke läuft, die um dieses Haus angeleget ist. Nachdem die Kameele angekommen waren, setzten wir unsre Reise weiter fort. Bey dem Anbruche der Nacht giengen wir durch einen engen Weg, der zur rechten und lincken mit Bergen eingefasset war. Hier pflegen die Araber ihren Posten zu nehmen, um die Caravane, welche nach Mecka gehet, oder daher kommt, anzugreifen. Um neun Uhr des Abends hielten wir still, um zu speisen, und um zwey Uhr nach Mitternacht stellten wir die Picketwache bey einer Einsiedlerey aus. Als jederman Nachtruhe zu halten suchte, sahe ich, daß die Kameeltreiber die Kameele, welche sie abgeladen hatten, in dem Sande herum spatzieren ließen. Ich wollte die Ursache davon wissen, und man sagte mir, daß ohne solche Vorsicht diese Thiere Geschwulste an den Gelenken der Beine bekämen. Wir verweilten uns hier bis zu Mittage, da wir nach der Mahlzeit weiter reiseten. Wir waren bis um neun Uhr des Abends auf dem Wege, und speiseten hernach. Um zwey Uhr nach Mitternacht brachen wir wieder auf. Wir giengen ein Schloß, Nahmens Agirude, welches mit Janitscharen besetzt ist, und zwey andere Häuser vorbey. Um sieben Uhr des Morgens kamen wir zu Sues an.

Die Stadt Sues ist sehr klein; Sie liegt auf einer Halbinsel an dem Ende des **rothen Meers** südostwärts von Cairo, davon sie nur ein und zwanzig Meilen entfernet ist. Dies ist der Stapel der Waaren, welche man nach Gedda bringt und von da holet. Die Ueberfahrt derselben geschieht durch Schiffe, die einigen Privatleuten in Cairo zugehören. Vor diesem kamen Schiffe aus Indien nach Sues; allein durch die Ungerechtigkeiten, die man ihnen that, sind sie weggewöhnet worden. Es ist ein Statthalter zu Sues, welchen man Capitan nennet, nebst einer Besatzung von dreyhundert Mann, halb Janitscharen, und halb Azabs. Sie haben einen Befehlshaber, der den Titel Sardar führet.

Alle Gebäude in dieser Stadt, der sehr lange Damm und fast alle Vorrathshäuser an dem Hafen sind von sehr schönen gehauenen Steinen aufgeführet, die um so viel mehr merkwürdig sind, weil sie aus einer großen Menge Muscheln bestehen, welche die Natur so stark mit einander verbunden hat, daß es unmöglich ist einige davon zu trennen.

Alle Einwohner zu Sues sind Türken, biß auf sechzig Familien, die eine besondre Griechische Secte ausmachen. Sie bekommen überhaupt alle ihre Lebensmittel bis auf die Küchengewächse von Cairo, weil das Land

auf

auf zwanzig Meilen herum nicht das geringste hervorbringt. Das Wasser ist darin sehr seltsam, insonderheit, wenn die benachbarten Araber mit einander Krieg führen. Ausser diesem Umstande wird es drey Meilen weit hergeholet, und der Eimer kostet fünf Sols, ungeachtet es Brachwasser ist.

Die Lage des Hafens erstreckt sich von Norden gegen Süden; er ist nicht sehr groß und hat wenig Wasser; denn zur Zeit der Ebbe ist er kaum fünf Schuhe tief. Der Ab- und Zufluß des Meers geschiehet hier eben so, als in den westlichen Gewässern. Weil in diesen Hafen nur kleine Schiffe einlaufen und darin liegen können, so werfen diejenigen, welche zu Verfahrung der Waaren gebraucht werden, in einem andern, der anderthalb Meilen von der Stadt ist, Anker. Diese Schiffe sind fast eben so wie unsre Balanders gebauet, und halten funfzehn bis zwanzig tausend Centner. Einige darunter haben Schießlöcher für dreyßig Canonen, und führen auf das höchste doch nur zwo. Diese sind am besten bewaffnet; denn die andern haben kaum zwey Steinstücken. Man regieret diese Schiffe mit der Stange, welche auswendig stark an dem Steuerruder befestiget ist und schief gegen den Horizont liegt. An dem Ende derselben ist ein Seil, welches zur rechten und linken über zwo Rollen gehet. Diese sind an den Enden eines dicken Queerholzes, welches kreuzweise an den zweyen Enden eines langen und dicken Balkens, der durch das

Hintertheil des Schiffes gehet, befestiget. Nachdem dieses Seil über die Rollen gegangen, ist es an einen Pfahl gehänget, welcher auf dem Fußboden des Hinterkastells stehet, wo der Steuermann sitzt. Auf jeder Seite sind drey Mann, welche sich von diesem Seile, wenn das Schiff unter Segel ist, niemahls entfernen und solches durch Anziehung desselben regieren. Man gebraucht auf diesen Schiffen weder ein zur Schiffahrt gehöriges künstliches Werkzeug, noch Tonnen zu dem Wasser, welches man mitnimmt. Das erstere können sie deswegen entbehren, weil sie nur gerade vor dem Winde und längst der Küste segeln; und der Mangel der Tonnen wird durch Cisternen ersetzet, welche auf dem Hintertheile des Schiffes sind. Etliche Schiffe haben ihrer viere und dieselben halten Wasser genug, um wärend der Reise, welche insgemein lang ist, sieben oder acht hundert Personen, theils Reisende, theils Bootsleute, die auf einem solchen Schiffe sind, damit zu versehen. Der Hafen, worin sie sich vor Anker legen, ist fünf bis acht Klaftern tief. Sie sind hier durch das Gebürge Etaga vor dem Ostwinde bedeckt, und wenn sie von einem andern Winde getrieben werden, stranden sie auf dem nahe liegenden sandigten Gestade ohne Schaden zu nehmen. Ich zählte ihrer funfzehn, welche bereit lagen nach Gedda unter Segel zu gehen. Diese Schiffe werden zu Sues gebauet. Insgemein wird aller nöthige Bauzeug von Cairo dahin gebracht, und hieher kommen alle diese Dinge aus der Türkey.

Eine Meile von der Stadt siehet man einen großen fast ganz verschütteten Graben, welcher durch einen Morast von Süden nach Norden geht und sich noch eine Meile weiter in dem Sande immer nordwärts zu erstrecken scheinet. Vielleicht ist dieses ein Stück des Canals, welcher zur Vereinigung der beyden Meere angelegt worden ist.

Die Stadt Sues ist in sehr schlechtem Vertheidigungs-Stande, und das beste ist, daß sie keinen Angriff von auswärtigen Feinden befürchtet. Man siehet daselbst zwey und zwanzig Canonen und drey Feldschlangen, die so elend aussehen, daß man sie schwerlich würde brauchen können.

Das Meer bey Sues ist nicht sehr fischreich, und die Fische, die dort gefangen werden, haben einen üblen Geschmack und sind schwer zu verdauen. Das Wasser darin ist nicht so salzig, als in dem Ocean und der mittelländischen See. Es kam mir auf der Reise nach den Wüsten des heiligen Antons und des heiligen Pauls so vor, und ich habe meine Meynung zu Sues und sechs Meilen weiter gegen Arabien bewährt befunden. Es schien mir auch, daß dieses Wasser noch weniger zur Zeit der Ebbe, als der Flut gesalzen wäre. Man fischet um Sues viele Perlenmutter, welche man zu Cairo für Austern isset, und andere Arten Muscheln, die alle einen übeln Geschmack haben.

Nachdem ich die dortigen Felder so wohl ost- als westwärts durchgestrichen hatte; so that ich eine Reise von fünf

Tagen nach verschiedenen Inseln des rothen Meers, denn es ist deren eine große Menge, außer den Klippen, welche zween bis drey Schuhe tief liegen. Diese Inseln sind roth und mit Corallengewächsen von eben der Farbe versehen. Dieses hat sonder Zweifel Anlaß gegeben, daß man dieses Gewässer das **rothe Meer** genannt hat. Nachdem ich alles, was meine Neugierigkeit vergnügen konnte, in diesen Inseln gesehen hatte, so ließ ich mich auf dem Gestade an der westlichen Seite vier Meilen von Sues an das Land setzen. Ich sahe daselbst zween Brunnen, einen mit warmem und den andern mit kaltem Wasser, welche die Araber die Augen **Moses** nennen. Etwas weiter von hier gegen Süden ist nach den alten Nachrichten der Leute im Lande der Ort, wo die Israeliten durch das **rothe Meer** gegangen sind. Man nennt ihn das Meer **Pharaons** und **Moses**. Ich finde keine Schwürigkeit dieses zu glauben, so wohl weil das Meer hier nicht sehr breit ist, als auch wegen der zwo Felsenspitzen die man daselbst in Norden und Süden siehet und welche man für **Beelzephon** und **Magdalon** halten kan, deren die heilige Schrift gedenket.

Da ich weiter zu Sues und bey dem **rothen Meere** nichts zu sehen, und der Herr **Charaibi** dort weiter nichts zu verrichten hatte, so reiseten wir wieder nach **Cairo** zurück und kamen daselbst den 22sten des Weinmonats nach einer Reise von sechs und zwanzig Tagen an.

Das eilfte Capitel.

Die Stadt Mansure. Capelle der Latone. Der See Menslet. Fischerey in diesem See. Damiate. Rosette.

Den 19ten des Wintermonats reisete ich von Cairo nach Damiate und stieg unterwegens verschiedene mahle an das Land um Kräuter zu lesen. Ich sahe auf den Feldern die Schutthaufen vieler alten Städte, so wohl in dem Delta, als dem Lande Gessen, welches die Araber Charkia oder die östliche Provinz nennen. Ich hielte mich etliche Tage in der Stadt Mansure, welches die siegreiche bedeutet, auf. Diesen Namen hat sie bey Gelegenheit der Niederlage angenommen, welche Ludewig der Heilige hier erlitten hat, und worin sein Bruder der Graf von Artois geblieben ist. Dieser Ort treibt starken Handel, und man macht daselbst viel Salmiac. Die Einwohner sind sehr leutseelig, und insonderheit die Officiere der Janitscharen und der Azabs, die sich hier in großer Anzahl befinden. Die Schönheit des Landes und die Güte des Himmelsstriches ziehen sie dahin. Die Handlung zu Mansure bestehet in Leinwand, Flachse, Leder, Wachs, Reiß und Salmiac. Vier Meilen von Mansure ostwärts siehet man die Schutthaufen der Städte Thmuis und Butte. In dieser findet man auch noch die Capelle der Latone, wo das berühmteste Egyptische Orakel war. Diese Capelle war in einem Tempel, welcher gänzlich zerstöret ist; sie ist

aus einem einzigen Granitsteine gemacht, und ruhet auf einem Fußgestelle, das gleichfalls aus einem einzigen Steine bestehet. Sie hat zwey und dreyßig Schuh in der Höhe, sechszehen in der Breite und zwölf in der Länge. Das Dach welches aus eben dem Steine bestehet, der wie Diamanten spitzig gehauen ist, hat vier Schuh in der Dicke. Zur rechten und linken dieser Capelle siehet man einige Fußgestelle, die demjenigen, worauf sie ruhet, ähnlich sind, und um dieselbe erblickt man etliche Stücke von zwoen andern Capellen. Hieraus läß sich muthmaßen, daß dieselbe der Diana und dem Apollo gewidmet gewesen sind. Von Butte bis nach Mansure findet man viele Schutthaufen von alten Städten und einige zertrümmerte Säulen von sehr schönem schwarzen Marmor.

Zwo Meilen westwärts von Mansura findet man einen Haufen großer Quadersteine von Granit und Marmor, und unter denenselben viele Stücken von Säulen. Dieser Haufen hat dreyhundert und dreyßig geometrische Schuhe im Umkreise. Hier stund vorzeiten ein Tempel der Isis. Die Araber nennen ihn das steinerne Haus wegen der großen Menge Steine, die dort befindlich sind.

Weil ich zu Mansura und in den umliegenden Gegenden nichts mehr zu sehen hatte, so reisete ich von da nach Menslet. Ich verrichtete diesen Weg auf dem Canal, welcher zu Mansura anfängt, und mich eine viertel Meile oberhalb Menslet führete. Dieser Canal, an welchem zur rechten und linken ein und vierzig Dörfer liegen, theilet sich

in

in fünf Arme. Vier von denselben verlieren sich in den Feldern und der letzte vereiniget sich mit einem andern Canale, der sich in einen Teich bei Peluse ergießet. Menslet liegt eilf Meilen von Mansura; seine Einwohner und die von etlichen sechszig Dörfern, die dazu gehören, säen nichts als Reiß. Und obgleich die Erndten insgemein gut sind, so werden doch diese armen Leute von den Eigenthümern der Dörfer so sehr gedruckt, daß sie kaum so viel übrig behalten, um ein halb Jahr davon zu leben.

Eine Italiänische Meile von Menslet ostwärts fängt der See an, den man bald von Menslet, bald von Tanis, bald Beheira benennet. Er ist zwey und zwanzig Meilen lang und seine gröste Breite beträgt acht. Zu der Zeit, wenn der Nil anwächset, tritt er aus und macht gleichsam drey große Ströme, die sich in das Meer ergießen. Diese nennt man die Mündungen von Mendes, Tanis und Peluse, und diese Mündungen trocknen einige Zeit nach der Ueberschwemmung aus. Dieser See, welcher der gröste in ganz Egypten ist, fängt dichte bey Damiate an, und hört etwas oberhalb Peluse auf. Er läuft von Osten nach Westen und ist von dem Meer nur durch ein sandigtes Gestade abgesondert, welches eine halbe Meile breit ist. Es ist dort eine einträgliche Fischerey, welche für vierzigtausend Piastern verpachtet wird.

Das Einsalzen der Fische geschieht auf einer Menge kleiner in dem See befindlichen Inseln, und die Bottarga*

 wird

* eingesalzener Fischrogen, ein Gerichte, das zum Trinken reizt.

wird gleichfalls dort gemacht. Der gröste Theil dieser gesalzenen Fische wird von den Syrern und den Arabern in Libyen abgeholet.

Die Fischerey wird auf verschiedene Art verrichtet; allein die besonderste und zugleich die merkwürdigste ist diejenige, welche mit dem Vogel geschieht. Wenn die Fischer ein langes Netz, welches in die Krümme gezogen wird, aufgestellet haben, so lassen sie in dem See zween Pelicanen herum schwimmen, welche sie zahm gemacht und denen sie einen Faden durch die Augenlieder gezogen, womit man ihnen, so lange die Fischerey währet, die Augen zubindet. Der Fischer gebraucht diese Vorsicht, damit sie nicht zu viele auffressen mögen. Dieser Vogel, welcher einen scharfen Geruch hat, verfolgt die Fische, welche um ihn sind, und die Leute, die sich ihm zur Seite befinden, verhindern, daß sie sich entfernen, und nöthigen sie, in das von ihnen gestellte Netz zu gehen.

Weil die Delphinen, die in diesem See, insonderheit bey der Mendesischen Mündung in großer Menge sind, die Fische verfolgen, so zwingen sie dieselben dadurch, in kleine Teiche, welche voll Schilf sind, zu gehen. Aus diesem können sie nicht mehr entwischen, weil die Fischer, welche auf sie lauren, den Ausgang mit Netzen versperren. Diese Jagd des Delphins scheinet denen Fischern, die davon ihren Nutzen haben, ein Wunderwerk zu seyn, und ihre Unwissenheit ist so groß, daß sie die Delphinen für gute Geister ansehen, die zu ihrem Dienste bestimmt wären.

Nach-

Nachdem ich auf diesem See vier Tage lang herumgestrichen war, begab ich mich nach Damiate. Diese Stadt ist eine von den grösten und schönsten nach Cairo, und einer von den vornehmsten Handelsplätzen in Egypten. Die Griechen, von denen sich hier vierhundert Familien befinden, treiben fast alle die Handlung. Den Franzosen, die dort anlanden, wird jetzo weit besser begegnet, als es vormahls geschahe.

Diese Stadt wird auf der Seeseite von zweyen viereckichten Schlössern, die in schlechtem Stande sind, bedeckt. Das eine liegt auf der östlichen und das andere auf der westlichen Seite des Nils, welche man die Pathmetische nennet. Die Griechen sagen, daß Ludewig der Heilige das auf der östlichen Seite habe bauen lassen. Nachdem ich Damiate und die umliegenden Gegenden besehen hatte, reisete ich nach Rosette. Ich war zwanzig Tage unterwegens, welche ich mit Kräutersammlen zubrachte.

Rosette, welches einige Schrifftsteller unrecht für Metellis gehalten haben, ist neun Meilen davon entfernt. Dieser Ort liegt an dem westlichen Ufer des Nils, und ist nach Damiate die beste Handelsstadt in Egypten. Ihre vornehmste Handlung bestehet in Flachs, baumwollener Leinwand, Reiß, Leder und Wachs. Die Franzosen haben sieben Häuser und einen Vice-Consul darin. Es liegt daselbst gleichwie in allen andern Grenzplätzen eine Besatzung, die ein Ausschuß aus den sieben verschiedenen Haufen der Truppen dieses Königreichs ist.

Eine

Eine halbe Meile von der Stadt liegt ein Schloß, und etwas weiter gegen die See ein anderes, dessen Mauren, Geschütze und Besatzung schlecht beschaffen sind. Ein wenig unter diesem andern Schlosse theilt sich der Nil in zween Arme, von denen einer nach Osten und der andere nach Westen gehet, und machen in ihren Mündungen, welche die Canopische heißen, eine so genannte Bogas oder Sandbank über welche es höchst gefährlich zu fahren ist, wenn das Meer nur ein wenig von dem Nordwinde beweget wird.

Auf dem Wege von Rosette nach Alexandrien findet man einen großen Canal des Nils, über welchen man im Winter mit Fahrzeugen gehet, und der im Sommer trocken ist. Zwo Meilen von dort siehet man Bekiers, welches für das alte Canope gehalten wird. Von Bekiers bis Alexandrien gehet man über Schutthaufen.

Das zwölfte Capitel.

Beschreibung von Alexandrien. Der See Mareotis. Thurm der Araber.

Alexandrien, welches unter den Ptolomäern und den Römern die Hauptstadt in Egypten war, und so viele prächtige Tempel und Palläste hatte, liegt seit langer Zeit in seinem Schutte begraben. Es stehen noch einige Mauren und große Thürme davon, die aber unten schon sehr verfallen sind. Die Baukunst daran ist weder

der Griechisch noch Römisch, woraus sich muthmaßen läßt, daß sie von den Saracenen gebauet worden sind. Jedoch ist wegen ihres doppelten Hafens der Handel daselbst in einem blühenden Zustande. Der alte ist für die Schiffe der Unterthanen des Groß-Sultans bestimmt, und der neue stehet den Europäern offen. Die insgemein so genannte Säule des Pompejus und ein noch stehender Obeliske nebst einem andern, der umgefallen ist, machen die einzigen Dinge aus, welche zu Alexandrien die Aufmerksamkeit der Neugierigen verdienen. Der Theil der Stadt, welche an dem alten Hafen liegt und sich bis an den neuen erstreckt, ist an dem Orte gebauet, wo ehemahls Racotis stund. Südwärts von dem neuen Hafen siehet man ein Vorgebirge, welches die alten wegen eines dem Neptun daselbst gewidmeten Tempels Possidium nannten. Marcus Antonius verlängerte dieses Vorgebürge durch einen schönen Damm, an dessen Ende er sein Timonium bauete, wovon man noch die prächtigen Ueberbleibsel zur Zeit einer Windstille sieht, weil dieses Gebäude so wohl als der größeste Theil des Damms in den Wellen begraben liegt. Von allen alten Gebäuden zu Alexandrien haben sich die Cisternen am besten erhalten. Diese werden alle Jahre mit Wasser aus dem Nil angefüllet, welches ein Canal, den man Cleopatrens Canal nennt, und der zwo Meilen von Rosette anfängt, dahin führt. Dieß ist das einzige Wasser das man zu Alexandrien hat. Wenn der Nil sehr gefallen ist, muß solches von Rosette gehohlet werden.

Die Einwohner zu Alexandrien belaufen sich auf vierzehn bis funfzehn tausend, die alle starke untersetzte Leute, und dabey aufrührisch und im höchsten Grade diebisch sind. Außer den **Franzosen** und **Engländern**, die dort einen ansehnlichen Handel treiben, siehet man daselbst viele Griechische Kaufleute und Juden. Es kommen alle Jahre einige **Venetianische** Kauffahrer dahin, welche sich unter **Französischen** Schutz begeben.

Die alten Kirchen des heiligen **Marcus** und der heiligen **Catharine** sind sehr herunter gekommen. In dieser halten die **Griechen**, in jener die **Copten** ihren Gottesdienst. Die Franciscaner in dem gelobten Lande haben in dieser Stadt ein Haus zu Beherbergung der ihrigen und verrichten daselbst, so wie in andern Oertern in **Egypten** den Gottesdienst in der **Französischen** Capelle und Pfarre.

Das Land um Alexandrien ist überaus niedrig. Das einzige woran die Seeleute dasselbe nach dem Thurm der **Araber**, welcher nur zwölf Meilen westwärts davon liegt, zu erkennen vermögen, ist die Säule des **Pompejus**. Daher sind die Schiffe oft genöthiget nach **Cypern** und zuweilen nach **Syrien** zu gehen, wenn es in dem Lande neblicht Wetter ist. Um Alexandrien und weit davon giebt es weder Holz noch Weide. Das Land ist mit Sande bedeckt, und es wachsen kaum einige Dattelbäume darin. Man kan sich mit Recht verwundern, daß Alexander zu Erbauung einer so großen Stadt einen Ort erwäh=

erwählet habe, wo es den Schiffen so schwer fällt zu landen, und welcher an Wasser, Holze und überhaupt an allen zum Leben nothwendigen Dingen einen Mangel hat. Aber man muß sich noch mehr über die Ptolomäer verwundern, welche so große Unkosten angewandt haben, um diese Stadt so ungemein zu bevölkern und ihr den grösten Ueberfluß an allen Dingen, der auf der Welt möglich war, zu verschaffen.

Südwärts von Alexandrien ist der See Mareotis, welcher zehen Meilen in der Länge von Osten nach Westen, und vier in der Breite hat. Er bekommt sein Wasser aus dem Nil zu der Zeit der Ueberschwemmung, und ist vier bis fünf Monate im Jahre trocken.

Am westlichen Ende dieses Sees siehet siehet man den Thurm der Araber, welchen die Einwohner das Schloß Abuzir nennen. Es ist in der That ein viereckigtes Schloß, welches achtzig Schuhe hoch ist, und seine Vordertheile haben jeder zweyhundert und funfzig Schuh in der Breite. Es ist von sehr schönen gehauenen Steinen gebauet und die Mauren sind vierzehen Schuhe dick. Eine Viertelmeile von diesem Schlosse stehet ein Thurm, der unten viereckigt und oben rund ist; und sechs Meilen davon ist ein anderer westwärts, auf dessen Mauren man noch die Ueberbleibsel einer Arabischen Inschrift siehet. Alle diese Gebäude verfallen ganz und gar.

Nachdem ich ganz Egypten von Süden nach Norden und von Osten nach Westen durchgewandert hatte,

reise.

reisete ich nach Cairo zurück, allwo ich den 8ten Merz anlangte. Und weil ich weder in Ansehung der Pflanzen und Materialisten-Waaren, noch der Salze, Fische und Thiere etwas mehr zu sehen hatte; so suchte ich eine Kenntniß von der Staatsverfassung dieses Königreichs zu erlangen.

Das dreyzehende Capitel,
Von der Staatsverfassung in Egypten.

Egypten ward Jahr 1517 von dem Türkischen Käyser Selim dem Thoman Bey abgenommen, welcher der lezte Sultan aus dem Geschlechte der Mammelucken war. Der Groß-Sultan läst es durch einen Bassa, vier und zwanzig Beys und sieben Haufen verschiedener Truppen regieren, ohne deren Gutachten und Einwilligung der Bassa nichts thun kann. Er tritt seine Bedienung im Herbstmonate an, welches der erste in dem Coptischen Jahre ist, und der Groß-Sultan schickt ihm alle Jahre gegen dieselbe Zeit einen Befehl zu, kraft dessen er in seinem Amte entweder bestättigt oder entlassen wird. Er wohnt in dem Schlosse zu Cairo, und hält dreymahl in der Woche, nämlich am Sonntage, Dienstage und Donnerstage Divan oder Großen Rath, welchem auch die Beys und die Agas der obgedachten Truppen beywohnen.

Obgleich die Anzahl der Beys auf vier und zwanzig fest gesetzet ist; so ist dieselbe doch niemahls vollständig. Der Bassa, welcher das Recht hat, sie zu ernennen, macht

sich die Besoldung derjenigen, welche fehlen, zu Nutze. Dieselbe beträgt täglich fünf hundert Aspern, welche achtzehen Pfund fünf Sols an Französischem Gelde machen; und tausend, wenn sie etliche Feldzüge zum besten des Staats gethan haben. Es kostet einem, welcher Bey werden will, zwanzig oder fünf und zwanzig Beutel, jeden von fünfhundert Thalern.

Von den sieben Haufen Truppen dienen zween zu Fuße, nämlich die Janitscharen und die Azabs. Die übrigen fünfe sind Reuterey, und heißen die Jumelis, die Tufekgis, die Cherakfas, die Mettefarracas und die Chaoux. Die Janitscharen sollen zwölf tausend, die Azabs achttausend und die Reuterey zwanzigtausend Mann stark seyn, alles zusammen aber eine Macht von vierzigtausend Mann ausmachen. Allein es fehlet mehr als die Hälfte daran, und die Officiere nehmen die Besoldung des Abganges zu sich.

Das Fußvolk liegt zur Besatzung in dem Schlosse und der Stadt Cairo; die Mettefarracas halten die übrigen Schlösser, als zu Alexandrien, Rosette u. s. w. besetzt. Die Jumelis, Tufekgis und Cherakfas sind in dem ganzen Königreiche verleget um bey den Beys und Statthaltern der Provinzen Dienste zu thun. Die Chaoux werden gebraucht um auf die dem Schatze des Groß-Sultans zufallende ungewisse Einkünfte acht zu haben.

Das Königreich wird in Cacheflis oder Provinzen eingetheilet. Die Statthalter werden Cachefs und die

Her-

Herren der Dörfer Meltezens genannt. Alle diese Cachefs und Meltezens sind an die Aussprüche der Regierung zu Cairo gebunden. Ein jeder Meltezen oder Herr eines Dorfes muß vierzig Tage vor seinem Tode sein Gut entweder verkauft oder an einen andern abgetreten haben. Wenn dieses nicht geschehen ist, so fällt solches dem Groß-Sultan Kraft des Rechts, das er hat der verstorbenen Güter einzuziehen, anheim.

Man zählet in dem Königreiche ohngefähr dreytausend Dörfer und zwölftausend Moscheen mit Minarets (das sind Thürme ohne Glocken, von denen das Volk zum Gebete gerufen wird). Es giebt wenig große Städte in dem Lande. Cairo, Rosette, Alexandria, Damiate, Mahalem und Girge sind die vornehmsten.

Egypten trägt dem Schatze des Groß Sultans zehentausend Beutel ein, welche funfzehen Millionen französischer Pfunde ausmachen, und überdem bekommt er zweymahl hundert und sechs und neunzig tausend siebenhundert Maaß Getreide, davon zwey drittel in Weizen und das letzte in Gerste oder Hülsenfrüchten bestehen. Das Maaß wiegt zwey hundert und funfzig Pfund, zwey und dreyßig Loth auf ein Pfund gerechnet. Von zehn tausend Beuteln bekommt der Groß-Sultan nur zwölf hundert. Das übrige gehet zu Bezahlung der Soldaten und zu Unterhaltung der Stadt Mecka auf. Außerdem werden ihm noch zwölf hundert Centner Zucker und sieben hundert Maaß Linsen geliefert.

Außer

Außer diesen Einkünften, welche von dem angebaueten Lande bezahlt werden, hat er noch die Zölle und viele andere Nutzungen, welche der Bassa für vierzehn hundert und funfzig Beutel verpachtet, und davon er dem Groß-Sultan nur achthundert berechnet. Sonst aber hat der Bassa weder Gewalt noch Freyheit in Egypten. Die Beys und die Truppen haben alle Macht in Händen. Unter diesen befindet sich allezeit einer, der sich einen Vorzug über die andern anmaßet und dadurch ihre Eifersucht gegen sich erreget. Allein er erhält sich in diesem Zustande nur so lange, als seine Feinde nöthig haben um eine mächtigere Partey, als die seinige ist, auf ihre Seite zu ziehen. Die Regierung derjenigen, die sich zu sehr erheben wollen, ist kurz und das Ende traurig. Zur Zeit der innerlichen Kriege bereichert sich der Bassa, theils, weil die Uneinigkeit unter den Truppen ihm einen Theil seiner Gewalt wieder in die Hände giebt, theils weil ihm ein ansehnlicher Theil von dem Vermögen derjenigen, die in diesem Kriege umkommen, zufällt, und die zu dem Ende für Feinde des Staats erkläret werden.

Gleichwie die Regierung in Egypten bloß auf den Soldaten beruhet; also haben die Cadys oder Richter nicht viel zu thun. Die Entscheidung aller Rechtshändel gehöret für die Beys oder andere Kriegs-Officiere, welche Befehlshaber in den Städten sind, und ihr Ausspruch ist allezeit für denjenigen, der am besten bezahlet.

Obgleich Egypten dem Türkischen Käyser unterworfen ist, so kann man doch sagen, daß es den Mammelucken oder Sklaven zugehöret, von denen der gröste Theil Georgianer oder Cirkassier sind. Die Türken, welche diesen Handel treiben, lassen sie ihren Glauben abschweren, ehe sie dieselben in dieses Königreich bringen. Alle Beys und überhaupt alle Kriegsofficiere sind Renegaten, und es ist was sehr seltenes einen Türken zu sehen, der es weit in den Kriegsbedienungen gebracht hat. Sie begeben sich bey den Renegaten in Dienste, welche, damit sie sich eines Theils der Unkosten, die zu ihrem Unterhalte erfordert werden, entledigen mögen, ihnen den Sold eines Janitscharen oder Reuters verschaffen, und kurz, die sieben verschiedenen Haufen der Truppen bestehen bloß aus der Taiffe oder Leibwache dieser Renegaten. Es giebt Chayas der Janitscharen, welche eine Wache von vierhundert Mann außer denen um sich haben, die sie in ihrem Dorfe halten. Die Renegaten oder Mammelucken erben die Güter ihrer Herren mit den Kindern zu gleichen Theilen. Man hat angemerkt, daß diese letztern, als welche in der Wollust erzogen worden, bald nach dem Tode ihres Vaters in das Elend gerathen, und daß sie genöthiget sind von ihren eigenen Sklaven ihren Unterhalt zu bitten, ja ihnen gar zu dienen. Man kann wohl sagen, daß kein Land in der Welt ist, worin man so viele und große Veränderungen in den Familien siehet, als in Egypten.

Das

Das vierzehnte Capitel.

Von den Thieren, Vögeln, Fischen und Gewächsen in Egypten.

Von den Thieren.

Man siehet in Egypten Straußen, Gemsen, wilde Ochsen, Steinböcke, Tyger, Hyänen, Wölfe, Füchse, wilde Schweine, Haasen, Chamäleons, Ichneumons oder Pharaons Mäuse, einige Wasserpferde und eine unendliche Menge Crocodillen.

Von den Vögeln.

Die Vögel sind der Ibis oder der Egyptische Storch, die Nilgans, das Reißhuhn, der Saqsaq oder Zaunkönig, der Phönicopter, der Ritter oder das Wasserhuhn mit langen Beinen, der Curly (ist auch eine Art Wasserhühner) mit einem aufwärts gekrümmeten Schnabel, der Reiher, der Reiher mit dem Spatel-Schnabel, der Pelican, Enten von verschiedenen Gattungen, die kleine Schnepfe, der graue Kybitz, die Kriechente, ein anderer zu dem Entengeschlechte gehöriger Seevogel, in Frankreich la Macreuse genannt, der Seerabe, der Taucher, der Quatha, eine Art Rebhühner, der Adler, der Sperber, der Weihe, der Geyer.

In der Wüste des heiligen Antons giebt es Rebhühner, an andern Orten aber wenige oder fast gar keine. Um Cairo sind einige Schnepfen; aber nichts ist gemeiner als die Turteltauben, die hier sehr zahm sind. An

Wachteln fehlet es in der gehörigen Jahreszeit auch nicht. Ober-Egypten ist im Winter voller Störche, die aus den nordlichen Ländern dahin kommen und nur in den kalten Monaten da bleiben.

Von den Fischen.

Alle Fische in dem Nil haben einen üblen Geschmack; jedoch giebt es vier Gattungen, die von dem Weinmonate bis zum Hornung noch so ziemlich schmecken. Diese sind der Phayol, der Lepidotus, der Oxyrrhynchus und der Datoe. Die übrigen sind der Bayat, der Chilen, der Chailbe, der Ebis, der Bolti, der Sakaca, der Tirse, der Burry, der Aal und verschiedene andere kleine Fische, die von den großen gefressen werden.

Von den Gewächsen.

Die besondern Gewächse sind das Schilf, worauf man schreiben kann*, der Cassienbaum, vier Gattungen von Schlehenstauden **, der Sicomor oder wilde Feigenbaum, der Dom oder wilde Dattelnbaum, der Napeka ***, de r Sassaf, welcher dem Weidenbaum ähnlich ist, der Barnuf, der Henne, womit die Weiber ihre Hände roth färben, der Saffeira, die weißen Hermodatteln, der Alfelaje, welcher wie Dost oder Origan schmeckt, die Abelasis, welche den Erdnüssen **** ähnlich ist

* Papyrus.
** Acacia.
*** Ziziphus sylvestris.
**** Sisyrinchium.

ist und einen Geschmack wie Castanien hat; die Melukie, eine Gattung von Mercurialkraut, der Colquas oder Egyptische Aronwurz, der Lotus, eine Gattung von Nenufar, der Abdelaovi, der Herch, verschiedene Arten von Melonen, der Achar, eine Art von gummichter und dornichter Wolfsmilch *, welcher Hülsen wie Schminkbohnen hat; der Caterraribas, eine Gattung von Coloquinten, der Aber, welcher dem Rosmarin ähnlich ist; der Abbas, eine Art wilder Schlehen, der Simka oder wilder Rettig.

Außer den angeführten Gewächsen giebt es in diesem Königreiche noch eine Menge Granaten- Pomeranzen- Citronen- Apricosen- Pfirschen- Feigen- Aepfel- Birnen- Oliven- Maulbeer- und Dattelbäume, Weinstöcke, Callasen, welche die Frucht Ban tragen, Tamariskenholz, Pasteken oder Wassermelonen, gemeine Melonen; Badingeans und Gurken. Man findet in dem Lande weder Mandel- noch Nußbäume. Die Senesblätter, welche aus Egypten nach Europa gebracht werden, kommen aus Nubien.

Das funfzehnte Capitel.

Von den Mündungen des Nils, den Canälen und Inseln.

Von den Mündungen des Nils.

Die sieben Mündungen des Nils, wovon die alten so viel Wesens gemacht, und weswegen sie diesem Flusse

* Tithymalus.

Flusse den Namen Septemgeminus und Septemfluus gegeben haben, sind noch vorhanden, obgleich ihre Canäle nicht so voll sind, als sie ehemahls waren, und nicht das ganze Jahr hindurch fließen.

Ptolomäus setzt zu diesen sieben Hauptmündungen noch zwo andre, die er falsche oder unächte nennet. Diese sind Pineptimi und Diolcos.

Plinius setzt ihrer viere, ohne sie zu nennen; eben so machen es Diodorus und Strabo, welche bloß sagen, daß ihrer viele wären.

Die sieben Hauptmündungen heißen: Pelusiacum, Taniticum, Mendesium, Pathmeticum, Sebennyticum, Bolbitinum und Canopicum.

Die Pelusische Mündung, welches die erste und östlichste ist, war der Schlüssel zu Egypten auf der Seiten von Palästina. Man nennet sie heutiges Tages Thine, welches im Arabischen Koth bedeutet. Auf Griechisch heißet sie Pelos und Pelusion.

Die Tanitische Mündung liegt San oder Tanis gegen über, wovon diese Mündung den Namen hat.

Die Mendesische führte ihren Namen von der Stadt Mendes. Die Araber nennen sie Dibe, und die Provenzalen Pesquiere.

Die Pathmetische, welche Herodotus Bucolicum nennet, ist der Bogas bey Damiate, welcher aus dem Arme dieses Namens entstehet.

Die

Die Sebennitische ist zu Brulos; sie hat ihren Namen von Sebennitus, welches jetzo Sammanul genannt wird.

Die Bolbitische ist der Bogas oder Mündung bey Rosette, welche von dem Arme dieses Namens formiret wird.

Die Canopische ist zwischen Rosette und Bekiers. Jetzo heißt sie Amadie.

Die falsche Mündung, Diolcos genannt, liegt zwischen Brulos und Damiate.

Die andre, Namens Pineptimi, ist mit Sande verschlämmet. Sie war zwischen Rosette und Brulos.

Von den Canälen.

Der Nil unterscheidet sich von andern Flüssen darin, daß, an statt diese beständig andere Gewässer zu sich nehmen, er dagegen über neunzig große Canäle außer den kleinern in das Land vertheilet, und dieses die ganze Länge des Königreichs herunter, d. i. von Assuan bis an das mittelländische Meer. Es sind deren ohngefähr vierzig in dem obern und mittlern Egypten, dreyzehen, die nach den östlichen, eilf, die nach den westlichen Provinzen fließen, und acht und zwanzig in dem Delta. Alle diese Canäle behalten ihr Wasser drey oder vier Monate lang, nämlich so lange der Nil hoch ist. Wenn der Fluß anfängt niedriger zu werden, so vertrocknen seine Arme allmählig, einige früher, andere später.

Von den Inseln.

Man findet ein hundert und funfzig Inseln in dem Nil, so weit er in Egypten fließet, nämlich ein hundert von dem Wasserfalle bey Assuan bis zu der südlichen Spitze des Delta; zwanzig in dem Arme, der nach Damiate, und dreyßig in dem andern, der nach Rosette gehet. Die berühmte Insel Moeroe, heutiges Tages Sai genannt, liegt in Nubien.

Das sechszehende Capitel.

Von dem durch Kunst zubereiteten Salmiac.

Es ist zu bewundern, daß die meisten und so gar die neuesten Reisebeschreiber in ihren Nachrichten von dem Stoffe, woraus der Salmiac gemacht wird, so wenig aufrichtig sind. Es ist ungegründet, daß das Seesalz oder die Kameelpisse davon einen Theil ausmache. Er wird aus dem Schorsteinruße allein und ohne einigen andern Zusatz zubereitet. Die Schorsteine, in welchen man nichts als Kühmist brennet, geben den besten Ruß; und aus sechs und zwanzig Pfund von diesem werden insgemein sechs Pfund Salmiac gemacht.

Unter allen chymischen Processen ist dieser einer der leichtesten, wenn man dem Feuer die gehörigen Grade zu geben weiß. Funfzig und aufs höchste zwey und funfzig Stunden sind genug denselben zu vollenden. Die Gefäße, worin

worin man den Ruß thut, sind Recipienten von sehr dünnem Glase, die einen Hals haben, der funfzehen bis sechszehen Linien lang ist und im Durchschnitte einen Zoll beträgt. Sie sind von verschiedener Größe; die kleinsten halten zwölf Pfund Ruß und die größesten funfzig. Sie werden nur bis auf drey Viertel angefüllet, und dieses geschieht, um dem Stoffe Luft zu lassen, wenn derselbe in den Fluß gebracht ist.

Der Ofen, auf welchen man diese Recipienten setzt, bestehet zuvorderst aus vier Wänden, welche an ihren Enden schnurgleich zusammen stoßen. Die an den Vordertheilen sind zehen, und die an den Seiten neun Schuhe breit. Die Höhe, die allenthalben gleich ist, beträgt fünf Schuhe, und die Dicke funfzehen Zolle. In diesem Vierecke, welches die gedachten vier Wände ausmachen, sind drey Schwibbogen, die eben so lang als dieses Viereck sind. Sie stehen zehen Zolle von einander, und halten zwölfe in der Dicke; ihre Höhe aber beträgt drey Schuhe und acht Zolle. Die Mündung des Ofens ist länglicht rund und in der Mitte des einen Vordertheils. Sie hat zween Schuhe, vier Zolle in der Höhe, und sechszehen Zolle in der Breite.

Man stellet die Recipienten zwischen die Schwibbogen des Ofens, welche einen Rost formiren. Vier Recipienten sind zwischen jedem Schwibbogen, welches zusammen sechszehen ausmachet. Sie stehen ohngefähr einen halben Schuh von einander; man leget um dieselbe einige Stücke Ziegelsteine und Erde, und lässet den obersten Theil

des Gefäßes bis auf vier, den untersten aber bis auf sechs Zolle hoch unbedeckt, damit das Feuer allenthalben durchdringen und die Gefäße so wohl oben als unten erhitzen könne.

Wenn dieses alles so eingerichtet ist, macht man anfänglich ein Feuer von Stroh und fähret damit eine Stunde fort. Hernach wirft man Kühmist darin, welchem man die Form viereckichter Rasen gegeben hat. Diese machen ein Feuer, welches zweymahl so hefftig als das erstere ist. Man läst es funfzehen Stunden lang brennen und vermehret es funfzehen andre Stunden hindurch beträchtlich. Hernach wird es allmählig vermindert, wobey jedennoch zu beobachten ist, daß man es so, wie es im Anfange war, erhalten muß. Wenn der in den Gefäßen enthaltene Stoff wohl durchgehitzet ist, d. i. wenn er sechs bis sieben Stunden gekocht hat, so gehet ein sehr dicker und sehr übel riechender Rauch davon während funfzehen Stunden. Vier Stunden hernach siehet man das Salz, welches in weißen Blumen aufsteiget, die sich inwendig in dem Halse des Gefäßes setzen. Diejenigen, welche diesen Proceß verrichten, müssen von Zeit zu Zeit ein kleines spitziges Eisen durch den Hals der Gefäße stecken, um den blaulichten Dampf frey herausgehen zu lassen, der aus dem Gefäße beständig aufsteiget und erst nach geendigtem Processe aufhöret.

Das

Das siebenzehende Capitel.

Von der in Egypten gebräuchlichen Art die Hühner, Enten und Gänse auszubrüten.

Die Gewohnheit Hühner, Enten und Gänse durch die Kunst auszubrüten ist, zufolge den Nachrichten des Diodors aus Sicilien, sehr alt. Die Egypter allein wusten, wie er meldet, dieses Geheimniß, und uns sind auch heutiges Tages keine andere, als sie bekannt, bey denen dasselbe gebräuchlich wäre. Die Einwohner eines zwanzig Meilen von Cairo im Delta gelegenen Dorfes, namens Berme, sind in dem Besitze dieses Geheimnisses; die Eltern lehren es ihre Kinder und verbergen es vor den Fremden. Die Eigenthümer der Oefen, worin man die Hühner ausbrütet, müssen sich des Beystandes eines oder zweener Einwohner von Berme bedienen, welche sich ihre Mühe gut bezahlen lassen.

Die Oefen haben zwey Stockwerke und bestehen aus acht und zwanzig kleinen Zellen, (einige haben mehrere, andere weniger,) in welche man die Eyer leget. Um diese Zellen ist eine Höhlung, welche sechs Zolle in der Breite und zween Querfinger in der Dicke hat. In dieselbe thut man das Feuer, wodurch der Ofen erhitzet wird. Diese Höhlungen sind oben an den untersten Zellen, so daß das darin befindliche Feuer beyde Böden zu erhitzen dienet. Derjenige, welcher die obersten und untersten Zellen von einander scheidet, ist von Schilf gemachet, der mit Kühmiste

miste belegt ist. Die Wände bestehen aus Steinen, die am Feuer und nicht an der Sonne, wie Vansleb meldet, gebacken sind.

Man legt die Eyer in den untersten Zellen auf eine Matte, so daß eines neben dem andern liegt, wobey zu beobachten ist, daß man in der Mitte einen leeren Platz lasse. Das Feuer, dessen man sich bedienet, wird mit Rasen von Kühmiste angemacht; man braucht es aber nicht eher, als bis die Rasen halb durch die Glut verzehret sind. Der Aufseher der Brut steiget alle Tage durch ein Luftloch, welches von den untersten Zellen zu den obersten geht, zu dem Orte, wo die Eyer liegen, herunter. Er stellt sich in den in der Mitte gelassenen leeren Raum und nimmt die Eyer weg, welche senkrecht unter den Höhlungen, worin das Feuer ist, waren. An deren Stelle legt er die davon entfernt gewesenen und suchet allen eben denselben Grad der Wärme zu verschaffen.

Den achten Tag steigt er von neuem herunter und besiehet bey dem Lichte alle Eyer, um die unfruchtbaren wegzuwerfen. Wenn er dieses gethan hat, so giebt er ihnen zum letzten Mahle Feuer.

Sechs Tage hernach leget er die Hälfte dieser Eyer in die obersten Zellen, und öffnet oder verstopfet den Eingang und die Luftlöcher solcher Zellen, nachdem das Wetter beschaffen ist, d. i. er vermehret oder vermindert die Wärme, indem er diesen Zellen Luft giebt oder nimmt.

Den ein und zwanzigsten Tag ist die Ausbrütung vollendet, und man siehet alle diese Küchlein in den Zellen herum laufen.

ENDE.

Register
der merkwürdigen Sachen.

A.

Cordil-

F.

K.

selben

Perlen

Q.

Gold

Son-

ENDE.

Anweisung an den Buchbinder.

Die Karte von den Triangeln der Mittagslinie wird zu der ersten Seite, und der Seiten-Abriß der Cordilleras zu der 152sten Seite gebunden.

Druckfehler.

Seite	Zeile	wird gelesen
6	9	welchen
8	24	Brodtes
26	25. 26	sehen kan
36	21	sie daselbst
76	6	kann
80	11	in dem untersten Theile der östlichen und
297	21	den sie
362	21. 22	Gebirgen eingefasset ist und von den Arabern Macanaebibe genannt wird.

